This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

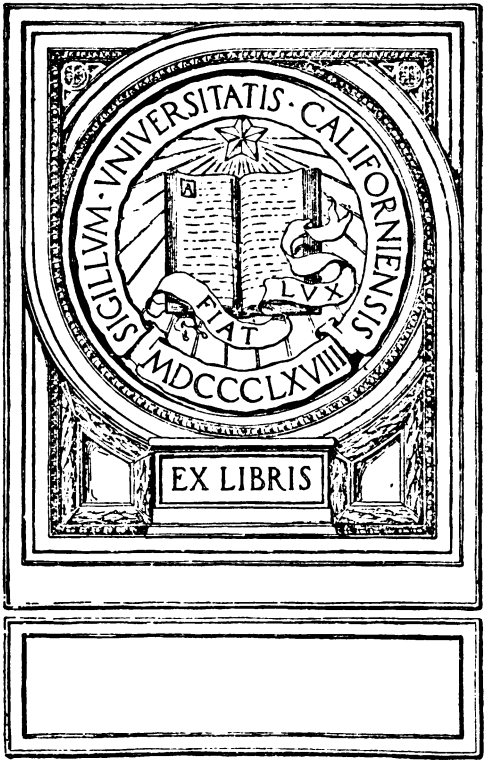
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

# GESPRÄCHE NAPOLEONS

Digitized by Google




Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

# GESPRÄCHE NAPOLEONS DES ERSTEN

IN DREI BÄNDEN

Zum erstenmal gesammelt
und herausgegeben von
F. M. KIRCHEISEN

VERLAG ROBERT LUTZ / STUTTGART
1911

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

# GESPRÄCHE NAPOLEONS DES ERSTEN

Erſter Band

VERLAG ROBERT LUTZ / STUTTGART
1911

Digitized by Google

DC214
N14
v.1

Bournier
Collection

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

# Einführung.

Die Personen, die Napoleon nur wenige Augenblicke sprechen oder ihn nur ganz flüchtig in seinen Unterhaltungen beobachten konnten, vermochten sich von ihm und seiner Eigenart kein richtiges und noch viel weniger ein günstiges Urteil zu bilden. Er erschien ihnen kalt und abweisend, ja einigen sogar — und dies war nicht selten bei Frauen der Fall — unhöflich und unbedeutend. Bei manchen Gelegenheiten glichen seine Umgangsformen denen eines jungen, übermütigen Leutnants, dessen Erziehung vernachlässigt worden war. Nichts deutete in solchen Augenblicken darauf hin, daß dieser Mann Geist und Wissen besaß; er beging Unschicklichkeiten über Unschicklichkeiten! So fragte er zum Beispiel eine Dame nach ihrem Namen; als sie ihn genannt, sagte er grob: „Ach! du lieber Himmel! Man hatte mir erzählt Sie seien hübsch!“ . . . Einen fremden Gesandten, der ihm zum erstenmal vorgestellt wurde, begrüßte er mit den Worten: „Nun, amüsieren Sie sich gut in Paris?“ . . . Und einen Senator: „Ach, wie kalt, oder wie heiß, oder wie feucht ist es doch heute!“ . . .

Er nahm auf keinen Menschen Rücksicht, erschien, wann es ihm einfiel, in der von ihm eingeladenen Gesellschaft, erhob sich, wann er wollte, von der Tafel, unbekümmert darum, ob seine Gäste die Mahlzeit bereits



Digitized by Google

begonnen hatten oder nicht; oft hatten sie nicht einmal die Zeit gefunden, ihre Servietten auseinanderzufalten. Napoleons Tischgespräche waren meist kurz und wenig bedeutend; er hielt sich nicht gern lange bei Tisch auf.

Und dennoch war diesem Größten der Großen Geist, Scharfsinn und feine Beobachtungsgabe in seinen Gesprächen in hohem Maße eigen, jedoch nur dann, wenn er alle diese Fähigkeiten zur Entfaltung bringen konnte. Dann war er beredt und geistsprühend! Fachmänner und Geistesgrößen waren oft sprachlos über die Lebhaftigkeit seiner Ideen, die bisweilen Gegenstände berührten und mit bewunderungswürdiger Klarheit auseinanderlegten, welche im allgemeinen einem Staatsmann oder Soldaten fern liegen mußten. Hatte er einen oder mehrere seiner würdige Partner gefunden, so war Napoleon unerschöpflich in seinen Unterhaltungen; er strömte förmlich über von Ansichten und Gedanken. Dann vergassen die Personen, die mit ihm sprachen, daß sie sich mit einem Herrscher, einem gekrönten Haupte unterhielten und, hingerissen von seinem Feuer und seinem Geiste, überließen sie sich ganz dem berauschenden Eindruck einer intellektuellen Unterhaltung. Jeder glaubte mit ihm wie mit seinesgleichen zu sprechen, und jeder konnte mit ihm das Thema anschlagen, auf dem er am meisten zu Hause war; er fand in Napoleon nicht allein einen verständigen Zuhörer sondern auch einen scharfen Kritiker. Mit ihm sprach der Schriftsteller zum Schriftsteller, der Künstler zum Künstler, der Staatsmann zum Staatsmann, der Soldat zum Soldaten, der Mensch zum Menschen!

Als Wieland im Jahre 1808 von Napoleon mit



Digitized by Google

einer Unterhaltung ausgezeichnet ward, war der Dichter von der Art und Weise, mit welcher der Kaiser sich ihm gegenüber aussprach, entzückt, und die Bewunderung für soviel Geist entriß ihm die Worte: „Sire, durch die Art und Weise, in der Eure Majestät mit mir sprechen, lassen Sie mich vergessen, daß Ihnen zwei Throne gehören! Ich sehe in Ihnen nur noch den Schriftsteller . . . So werde ich also auch versuchen, dem Schriftsteller zu antworten!"

Nur die Philosophen fanden vor Napoleons Augen wenig Gnade. Brachte man das Gespräch auf Philosophie, so konnte man sicher sein, entweder heftigen Widerspruch oder — was noch schlimmer — gänzliche Interesselosigkeit zu finden, und dann ging er entweder schnell auf einen andern Gegenstand über, oder er ließ den Sprechenden einfach stehen und wandte sich einem andern zu.

Im allgemeinen jedoch riß Napoleon seine Zuhörer durch die Mannigfaltigkeit seines Wissens, den überraschenden Scharfblick bei allen Beobachtungen und Auseinandersetzungen, durch die Beweglichkeit seines Geistes, mit der er von einem Gesprächsthema auf das andere überging, und durch die Tiefe seiner Gedanken zur größten Bewunderung hin. Dazu kam, daß er eine sehr melodische Stimme und äußerst lebhafte Gesichtszüge besaß, deren Ernst bisweilen durch ein anziehendes Lächeln gemildert wurde.

Außer Wieland standen noch viele bedeutende Männer, die mit Napoleon gesprochen, unter dem Zauber seiner Individualität. Goethe, der Kanzler Friedrich von Müller, der preußische Gesandte Lombard, der Florentiner



Digitized by Google

Miot de Mélito, der österreichische Minister Metternich, Napoleons Leidensgenossen auf Sankt-Helena, Carnot, der Dichter Chateaubriand, Benjamin Constant, Graf Caulaincourt, die Engländer Vernon und Lyttelton und allem voran der berühmteste Historiker seiner Zeit, Johannes von Müller, spenden dem Kaiser das gleiche bewundernde Lob.

Johannes von Müller, dem Napoleon 1807 in Berlin den Vorschlag machte, als Berufenster seine Geschichte zu schreiben, sah in ihm den Inbegriff alles Großen. „Gott, ich sehe es," rief er begeistert aus, „hat ihm das Reich, die Welt gegeben! Nie wurde dies offenbarer als durch diesen Krieg (1806/1807), der, mit unbegreiflicher Unvorsichtigkeit geführt, ihm einen Sieg aufgedrungen hat, welcher nur jenen alten bei Arbela oder Zama verglichen werden kann!" . . . Und als er mit Napoleon gesprochen, beschloß er seine Aufzeichnungen über diese Unterhaltung mit den Worten: „Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert!"

Napoleon hat während seiner Regierung und später auf Sankt-Helena seine Gedanken mit so vielen Personen ausgetauscht, und die meisten, die mit einem Gespräch von ihm ausgezeichnet wurden, haben dies entweder in ihren Erinnerungen oder in speziellen Aufzeichnungen darüber hinterlassen, so daß an Material für die Gespräche Napoleons mit seinen Zeitgenossen kein Mangel ist; im Gegenteil, man könnte zehn und noch mehr Bände damit füllen. Ich habe mich jedoch damit begnügt, unter diesem reichhaltigen Stoff eine sorgfältige



Digitized by Google

Auswahl zu treffen und sie in drei Bände zusammenzufassen. Ich hoffe mit diesem Werke das Bild des großen Kaisers, das uns aus den „Briefen Napoleons" herausgeschält wird, zu vervollständigen, denn was er schrieb und was er sprach war eng mit seiner Eigenart verknüpft. Nur in ihr vermag man ihn unparteiisch und richtig zu beurteilen!

Nicht immer sind die Gespräche, die Napoleon mit seinen Zeitgenossen hielt, in einem Gewande wiedergegeben worden, durch das sie der Oeffentlichkeit Interesse abgewinnen können. Viele der Verfasser waren zu weitschweifig, manche zu ungeschickt in der Wortführung, und so mußte an den Originalen bisweilen gefeilt und gekürzt werden, ohne daß sie natürlich ihre ursprüngliche Fassung einbüßten. Die Individualität der jeweiligen Verfasser ist stets bewahrt geblieben. Immer aber muß bei den Gesprächen hinsichtlich ihres größeren oder geringeren authentischen Wertes der Stellung der betreffenden Personen, die sie niederschrieben, Rechnung getragen werden. Viele waren entweder von zu großer Bewunderung für Napoleon hingerissen, oder sie ließen ihrer Phantasie zu freien Lauf, andere wieder waren von Eitelkeit, Neid und Haß beeinflußt. So wird man z. B. ohne weiteres den Worten der Staatsräte Roederer, Girardin und Miot des Mélito glauben können, während die Berichte der Schauspielerin George oder der Frau von Rémusat nicht unantastbar sind. Dennoch sind einige dieser Gespräche zur Vervollständigung des ganzen Bildes mit aufgenommen worden. Nur die allzufabelhaften Wiedergaben der Herzogin von Abrantes, der Gemahlin Junots, fanden keine Aufnahme.



Digitized by Google

Im ersten Bande der „Gespräche“ sind die wichtigsten Unterhaltungen zusammengefaßt, die Napoleon bis 1807 mit verschiedenen seiner bedeutendsten Zeitgenossen gehabt; der zweite Band soll die Jahre 1808 bis 1813 und der dritte Band die Jahre 1814—1821 nebst einem Personenregister des ganzen Werkes umfassen. Und dieser letzte, abschließende Band wird uns erst den Mann in all seiner Größe, mit all seinen Vorzügen, Fehlern und Schwächen vollkommen verstehen lassen!

Genf, im Frühjahr 1911.

Friedrich M. Kircheisen.

Digitized by Google

# Gespräche Napoleons

## Erster Band

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

## Der General Bonaparte und das Stiftsfräulein von Chastenay in Châtillon, Mai 1795.

Im April 1795 hatte den General Bonaparte, der sich zu dieser Zeit bei seiner Familie in Marseille aufhielt, der Befehl getroffen, sich zur Westarmee zu begeben, um dort ein Kommando unter Hoche zu übernehmen. Dies war durchaus nicht nach dem Wunsche Napoleons, und er schob die Reise dahin immer weiter hinaus, bis er sich endlich am 9. Mai auf den Weg nach Paris machte, um dort sein Glück zu versuchen. Sein junger Bruder Louis, sowie seine Adjutanten Junot und Marmont begleiteten ihn. Unterwegs hielten Napoleon und seine Begleiter bei den Eltern Marmonts in Châtillon Einkehr. Der magere, bleiche und wortkarge Offizier hinterließ hier in dem antijakobinischen Milieu keinen besonders vorteilhaften Eindruck. Nichtsdestoweniger wußte er das geistreiche und junge Stiftsfräulein von Chastenay, mit deren Eltern die Marmonts gute Freundschaft hielten, zu begeistern. Am zweiten Tage ihrer Bekanntschaft unterhielten sie sich vier volle Stunden miteinander.

Lassen wir Mademoiselle de Chastenay selbst das Wort:

Jedermann kennt Bonaparte. Damals war er mager



Digitized by Google

UNIV OF CALIFORNIA



und bleich, und sein Gesicht wurde dadurch außerordentlich charakteristisch. Frau von Marmont brachte ihn am Tage seiner Ankunft zu uns. Die gute Dame wußte nicht, was sie mit ihrem Gaste anfangen sollte, dessen Schweigsamkeit sie zur Verzweiflung brachte. Die noch frischen Erinnerungen an die Schreckenszeit hinterließen mehr Abneigung gegen den, der das Aeußere eines Republikaners zur Schau trug.

Während seines ersten Besuchs bat man mich, um die Zeit zu vertreiben, ein wenig Klavier zu spielen. Der General schien zufrieden, aber seine Komplimente waren kurz. Darauf verlangte man, daß ich etwas sänge. Ich sang ein italienisches Lied, zu dem ich selbst die Musik gemacht hatte. Ich fragte Bonaparte, ob ich das Italienische gut ausspräche. Er antwortete ganz einfach, nein!

Sein Gesicht hatte auf mich Eindruck gemacht. Am nächsten Tag dinierten wir in Châtelot[1] zu Ehren des Generals. Wir versammelten uns gegen zwei Uhr und saßen lange bei Tisch. Als man aufstand, hatte ich es sehr eilig, mit dem General zu plaudern, dessen einsilbiges Wesen einen andern Eindruck auf mich gemacht hatte als auf die übrige Gesellschaft. Ich richtete eine Frage über Korsika an ihn, und unsere Unterhaltung begann. Ich glaube, sie währte vier volle Stunden.

Wir standen beide, gegen einen Marmorpfeiler gelehnt, zwischen den beiden Fenstern des Salons. Es bildeten sich Gruppen, man kam und ging, und erst als Mama uns das Zeichen zum Aufbruch gab, nahm

[1] Die Besitzung Marmonts.



Digitized by Google

unser Gespräch ein Ende. Ich war lange Zeit nicht mit Vergnügungen dieser Art verwöhnt worden und war niemals einem Menschen begegnet, der mir so viel Geist zu haben schien. Wie ich mich zu erinnern glaube, hatte ich während dieser Unterhaltung bald entdeckt, daß der republikanische General weder republikanische Grundsätze noch Glauben besaß. Ich war darüber erstaunt, er aber gab sich in dieser Hinsicht sehr offen gegen mich. Er sprach von dem Widerstand, auf den die revolutionäre Bewegung gestoßen sei, und bewies mir, daß dieser zu unvollständig gewesen, als daß ein wirklicher Erfolg möglich sei. Er verstand den Bürgerkrieg nicht ohne den Adel, ohne den hohen Adel, der, mächtig durch seine Meinung, mächtig durch die Unterstützung zahlreicher Edelleute und die Macht der Großgrundbesitzer, wie im vergangenen Jahrhundert, in der Tat auf ein Heer von Vasallen großen Einfluß hatte. In unsern modernen Zeiten wäre der Erbe des französischen Namens ein Mann, mehr oder weniger einer Partei angehörend, dessen Fähigkeiten allein seiner Stellung einige Bedeutung verliehen. Die Ereignisse in der Vendée bestätigen diese Meinung. Auch brauche man nur die Vorfälle in Lyon, ja selbst in Toulon in Betracht zu ziehen. Zur Verteidigung Lyons seien weder Maßnahmen getroffen, noch ein Plan entworfen worden. Der Mut und die Kraft der herrlichsten Charaktere haben dort durch den Mangel an Fassungskraft und durch das geringe Zielbewußtsein ihren Einfluß verloren. In Toulon hätten die Kaufleute einen großen Teil ihrer Schätze auf Schiffe bringen lassen, bereit, selbst unter Segel zu gehen, wenn das Glück



Digitized by Google

sich von ihnen wendete. Nicht auf diese Weise könne ein Bürgerkrieg geführt werden.

Das Wesentliche dieser Ansichten, die damals ganz neu für mich waren, habe ich sicherlich in jener Unterredung von Bonaparte gehört, nur mit den Uebergängen, die ein Gespräch mit sich bringt und vielleicht mit weniger Knappheit als sie ein Bericht bedingt. Ich glaube — und Bonaparte kümmerte sich wenig darum, ob man ihn im Verdacht haben könne — ich glaube, er wäre emigriert, wenn die Emigration für ihn wirklich Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Vielleicht hätte Toulon in ihm einen Verteidiger gefunden, wenn nicht pekuniäre Interessen mit im Spiele gewesen wären. Dieser junge Soldat war damals im Begriff, sich ein Vermögen zu gründen; halb Abenteurer, durfte er nur durch Siege vorwärtsschreiten.

Der General teilte mir mit — und er hatte recht —, daß die große Masse der Soldaten vollkommen unschuldig an den blutigen Ereignissen sei, deren Schauplatz das unglückliche Frankreich gewesen; sie wüßte sie zum Teil kaum. Er schien zu glauben, daß die Armee, stets nur in der Macht der Tatsachen stehend, nicht den geringsten Einfluß auf den Parteigeist habe und zu keiner einzelnen Richtung Farbe bekenne.

Er sah, daß ich gegen die Schreckensmänner aufgebracht und, wie dies selbstverständlich, voller Begeisterung für die Thermidorianer war. Er hatte einige unter ihnen vor dem 9. Thermidor ihres Amtes walten sehen, und seine Meinung über sie war weniger günstig. Jedoch meinte er, man könne viel Schlechtes tun und veranlassen, ohne wirklich schlecht zu sein: eine ohne



Digitized by Google

Ueberlegung gegebene Unterschrift kostete Tausenden von unglücklichen Opfern das Leben! Die Feder hätte sich gesträubt, wenn das Resultat der Entscheidung wohl überlegt worden wäre. Man müßte, sagte er, den Blicken der Menschheit oft ein Bild vorführen, auf dem sich alle die Leiden abspielten, die aus einer unüberlegten Handlung entsprängen; nur in ihnen selbst fände die Menschheit Heil und Schutz. Wie oft habe ich mich dieses Gedankens erinnert!

Bonaparte sprach auch von den Gedichten Ossians, für den er sich sehr begeisterte. Ich kannte wohl den Namen des schottischen Barden, aber nicht seine Gesänge. Bonaparte schlug mir vor, mir die Sammlung bringen zu dürfen; er ginge nach Paris und würde sie dort leicht finden. Ich war noch jung und ein wenig prüde.[1] Der Gedanke, den General zu empfangen und von ihm ein Buch anzunehmen, schien mir nicht schicklich: ich dankte. Seitdem habe ich, ich muß es gestehen, mehr als einmal bedauert, daß ich den Besuch und das Buch nicht angenommen habe.

Ich erinnere mich auch, daß in dieser Unterhaltung vom Roman die Rede war. Bonaparte sagte, gerade das tragische Ende von Paul und Virginie riefe ein so großes Interesse an ihrer Geschichte hervor, und er billigte nicht, daß der Autor des Musikdramas Virginie rettete. Er, Bonaparte selbst, könne es nicht vertragen, wenn sofort auf die melancholischen Eindrücke, die er empfangen, heitere Bilder folgten, und nach einem Drama oder einer Tragödie beeile er sich stets, so schnell als möglich das Theater zu verlassen. In seinen

[1] Sie war damals 24 Jahre alt.



Digitized by Google

Mantel gehüllt, überlasse er sich dann ganz seiner tiefen Gemütsbewegung und sähe sich niemals das darauffolgende kleine Stück an.

Wir sprachen dann vom Glück. Er sagte, für den Menschen müßte es in der höchsten Entwicklung seiner Fähigkeiten bestehen. Damals wußte ich noch nicht, was Condillac gesagt hatte[1], und der Gedanke schien mir glänzend.

Wir pflegten unsere Bekanntschaft noch zwei oder drei Tage. Man wunderte sich sehr, daß ich den General zum Sprechen gebracht hatte, und er wurde jeden Tag gesprächiger.

Wir sahen uns täglich, entweder in Châtelot oder bei meinen Eltern. Ich sehe ihn noch, wie er mir beim Pflücken eines Straußes Kornblumen behilflich war. Wir spielten im Salon von Châtelot Pfänderauslösen, und ich sah denjenigen zu meinen Füßen, der bald ganz Europa zu den seinigen sah. Zwei Tage darauf sollten wir unsere Vergnügungen fortsetzen, da traf die unverhoffte Nachricht von der Absetzung des Generals ein.[2] Die sofortige Abreise ward beschlossen. Bonaparte nahm Abschied; ich war nicht zu Hause. Er unterhielt sich ein paar Augenblicke mit Mama und reiste ab, ohne meine Rückkehr abwarten zu können. Schwerlich könnte ich sagen, wie sehr ich überrascht und niedergedrückt war.

Mémoires de Madame de Chastenay.

[1] Etienne Bonnot de Mably de Condillac, französischer Philosoph; er lebte von 1715—1780.

[2] Fräulein von Chastenay wird hier von ihrem Gedächtnis ein wenig im Stich gelassen. Napoleon erfuhr seine Versetzung aus der Artillerie



Digitized by Google

## Der General Bonaparte und der florentinische Gesandte Graf Miot de Mélito in Brescia, Juni 1796.

Der Sieger von Italien war, von Verona kommend, wo er die Ueberreste der österreichischen Armee unter Beaulieu gezwungen hatte, über die Etsch zu gehen und sich auf Trient zurückzuziehen, am 17. Prairial des Jahres IV [5. Juni 1796] in Brescia eingezogen. Dort befand sich zu dieser Zeit der bevollmächtigte Minister der florentinischen Legation, Graf Miot de Mélito, auf den der junge republikanische General den sonderbarsten Eindruck machte. Er hatte mit ihm eine Unterredung, über die er folgendes berichtet:

Ich war von seinem Anblick seltsam berührt. Nichts entsprach dem Bilde, das sich meine Phantasie von ihm gemacht hatte. Mitten unter dem zahlreichen Generalstabe bemerkte ich einen Mann unter Mittelgröße und von außerordentlicher Magerkeit. Seine gepuderten Haare, die auf eine ganz besondere Weise unterhalb des Ohres winkelrecht geschnitten waren, fielen ihm auf die Schultern herab. Er trug einen losen, bis zum Halse zugeknöpften und mit einer sehr schmalen Goldstickerei besetzten Rock und einen Hut mit einer dreifarbigen Feder.

Auf den ersten Blick schien mir sein Gesicht nicht schön, aber die stark ausgeprägten Züge, das leb-

in die Infanterie der Westarmee erst, als er bereits 14 Tage in Paris war, wo er am 29. Mai 1795 eingetroffen war. Seine Streichung aus dem Heere erfolgte erst nach wiederholter Aufforderung, sich zur Westarmee zu begeben, der er nicht Folge leistete, am 15. September 1795.



Digitized by Google

hafte, forschende Auge, seine raschen, belebten Bewegungen verrieten einen kühnen Charakter, und die breite, sorgenvolle Stirn einen tiefen Denker.

Er bat mich, neben ihm Platz zu nehmen, und wir sprachen über Italien. Seine Redeweise war kurz, und er sprach damals noch sehr fehlerhaft. Er sagte, solange wir nicht Mantua hätten, wäre nichts entschieden; erst dann könne man sich die „Herren von Italien" nennen. Eine so schwere Belagerung sei jedoch sehr langwierig, man sähe sich jetzt nicht einmal in der Lage, sie wieder zu beginnen, und müsse sich für den Augenblick mit einer Umschließung der Festung begnügen. Ohne Zweifel werde Oesterreich eine andere Armee aufstellen, um einer so bedeutenden Festung zu Hilfe zu kommen, aber dazu brauche es Zeit, und wir hätten folglich einen Monat vor uns. Diesen wolle er benutzen, um sich Mittelitaliens zu bemächtigen und wenigstens von dieser Seite her ruhig sein zu können, wenn der Krieg in Oberitalien von neuem ausbräche.

Dieses Gespräch veranlaßte mich natürlich, ihm von den Eröffnungen, die der Fürst Belmonte-Pignatelli mir in Florenz gemacht, zu sprechen. Ich machte ihn auf die Anwesenheit dieses Unterhändlers in Brescia aufmerksam und drückte ihm meinen Wunsch aus, ihm den Fürsten vorstellen zu können. Er sagte, das sei eine gute Nachricht für ihn, und er habe nichts dagegen, einen Waffenstillstand abzuschließen.

Darauf schlug ich ihm vor, in einem der Artikel des Vertrags auszumachen, daß die Häfen des Königreichs Neapel den Engländern verschlossen würden.

„Ah," antwortete er plötzlich, „dies gehört in die



Digitized by Google

Politik des Diplomaten. Was vor allen Dingen jetzt bestimmt werden muß, ist, daß Neapel auf der Stelle die Truppen zurückzieht, die es in der österreichischen Armee hat. Die Infanterie ist nichts wert, aber wissen Sie auch, daß sie vier Regimenter ausgezeichneter Kavallerie haben, die mir viel Schaden zugefügt und die ich mir gern so bald als möglich vom Halse schaffen möchte? Lassen Sie Herrn von Belmonte zu mir kommen; der Vertrag wird bald gemacht sein."

Und in der Tat wurde diese Urkunde noch im Laufe des Tages binnen zwei Stunden abgefaßt und unterzeichnet. Es gelang mir jedoch, eine Klausel darin anbringen zu lassen, durch die bestimmt ward, daß die neapolitanischen Schiffe sich so bald wie möglich von dem englischen Geschwader trennten.[1]

Als diese Angelegenheit abgeschlossen war, begann ich Bonaparte über die allgemeine Politik Italiens zu unterhalten. Ich erkannte bald, daß er auf Toscana schlecht zu sprechen war und bereits an die Besetzung Livornos dachte. Ich versuchte eine Unterhaltung mit ihm über diesen Punkt anzuknüpfen, da er es jedoch eilig hatte, wieder abzureisen, sah ich deutlich, daß ich keine Aufmerksamkeit finden würde. Ich beschränkte mich daher darauf, ihm eine Denkschrift zu überreichen, die ich in Mailand verfaßt und in der ich die Frage, die ich jetzt nicht mündlich unterhandeln konnte, gründlich untersucht hatte.[2] Ich sagte ihm auch, daß ich

1 Dieser Waffenstillstand ist vom 5. Juni 1796 (17. Prairial des Jahres IV) datiert und enthält nur fünf Artikel, von denen der vierte sich auf die neapolitanischen Schiffe bezieht.

2 Diese Denkschrift behandelte hauptsächlich die Verdrängung der österreichischen Macht aus Italien und die Abschaffung der päpstlichen Re-



Digitized by Google

eine Abschrift derselben in den Händen Salicetis zurückgelassen, obgleich ich wohl bemerkt hätte, daß der Reichtum, den man in Livorno vermutete, ihn einer so vorteilversprechenden Eroberung sehr geneigt mache.

„Oh," antwortete Bonaparte ungeduldig, „die Kommissare des Direktoriums haben nichts mit meiner Politik zu schaffen. Ich mache was ich will; sie mögen sich um die Verwaltung des öffentlichen Einkommens kümmern, wenigstens gegenwärtig, das übrige geht sie nichts an. Ich hoffe, sie bleiben nicht lange in Tätigkeit, und man schickt mir keine anderen. Im übrigen, Bürger Miot, werde ich Ihre Denkschrift lesen und mit Ihnen darüber in Bologna sprechen, wo ich, was auch meine späteren Pläne sein werden, in vierzehn Tagen bin. Ich werde Ihnen einen Boten schicken, um Sie von meiner Ankunft dort zu benachrichtigen. Adieu."

Die Pferde waren bereit. Er schritt durch die Zimmer, die dem vorhergingen, in welchem er mich empfangen hatte, und gab seinen Adjutanten Murat, Lannes, Junot und den anderen Offizieren seiner Umgebung einige Befehle. Alle standen vor ihrem General in außerordentlich respektvoller Haltung, ja man könnte sagen, sie waren voller Bewunderung für ihn. Ich bemerkte zwischen ihm und seinen Waffengefährten keinerlei Zeichen von Vertraulichkeit, die ich anderweits beobachtet hatte und die durch die republikanische Gleichheit begünstigt ward. Er hatte bereits seine Stellung markiert und ihnen den Unterschied bemerkbar gemacht.

---

gierung. Miot suchte gleichzeitig darin zu beweisen, daß es für die Würde und das Interesse Frankreichs unbedingt nötig wäre, daß die Neutralität Toskanas nicht verletzt würde.



Digitized by Google

Ich sah ihn abreisen und zog mich darauf in mein Hotel zurück, seltsam berührt, ja gewissermaßen geblendet von dem, was ich gesehen.

Mémoires du Comte Miot de Mélito.

## Der General Bonaparte und Graf Miot de Mélito in Bologna, Juni 1796.

Ungefähr vierzehn Tage später, am 22. Juni 1796 empfing Napoleon Bonaparte, wie er versprochen, den Grafen Miot de Mélito in Bologna, um über die in dessen Denkschrift so ernstlich behandelte Neutralität Toscanas zu sprechen. Als Miot bei ihm eingeführt wurde, war Bonaparte im Gespräch mit dem General Berthier begriffen, der ein Jugendfreund Miots gewesen. Die beiden Freunde begrüßten sich aufs herzlichste und nannten sich du. Dies erstaunte Bonaparte, der, als er Berthier verabschiedet, sofort Miot fragte:

„Woher kennen Sie Berthier? Woher diese Vertraulichkeit zwischen Ihnen?"

Miot erklärte ihm die Ursache dieser Freundschaft.

„Sehr gut," erwiderte Bonaparte. „Aber glauben Sie etwa auch, wie alle Welt und wie ich in den Zeitungen des Landes gelesen, daß ich Berthier meine Erfolge verdanke, daß er es ist, der meine Pläne leitet, und ich nur die Ideen ausführe, die er mir eingibt?" [1]

„Nicht im geringsten," antwortete Miot, „ich kenne

[1] Um die Verdienste Bonapartes zu verkleinern hatte man in einigen auswärtigen Blättern das Gerücht ausgestreut, daß er nur der Schüler Berthiers sei, der wenigstens 15 Jahre älter als Bonaparte war.



Digitized by Google

ihn zu gut, als daß ich ihm Verdienste beimesse, die er nicht hat. Und hätte er sie, so würde er Ihnen sicher nicht den Ruhm abtreten."

„Sie haben recht," entgegnete er sehr lebhaft, „Berthier ist nicht fähig, ein Bataillon zu befehligen."[1] Dabei blieb er, und sie begannen ernsthaft über den Gegenstand der Reise des Gesandten zu sprechen. Diese Unterredung währte sehr lange, und Bonaparte hörte Miot sehr aufmerksam zu.

„Was sind Sie im Begriff zu tun?" sagte dieser; „Sie entfernen sich von dem wahren Gegenstand des Kriegs, anstatt die Oesterreicher auf ihrem Rückzuge zu verfolgen und Oesterreich über Tirol oder Steiermark durch die Gegenwart einer siegreichen Armee zu bedrohen, wie ich es in meinen Depeschen von Paris aus vorschlug. Indem Sie sich von Oberitalien entfernen, lassen Sie dem Feinde Zeit, Luft zu schöpfen und eine neue Armee aufzustellen, die zahlreicher ist als die, die Sie soeben so vollständig und so ruhmreich geschlagen. Indessen gezwungen, Livorno zu besetzen und mit dieser Stadt Ihre Verbindungen aufrecht zu erhalten, schwächen Sie sich dadurch, daß Sie genötigt sind, dort einen Teil ihrer Truppen zurückzulassen. Und täuschen Sie sich nicht: die Besetzung Livornos wird Ihnen keinen der Vorteile bringen, die Sie erwarten. Ein großer Teil der Schätze, die die Engländer dort besaßen, ist bereits weggeschafft oder verborgen

[1] Hier übertrieb Napoleon wohl ein wenig. Bekannt ist es jedoch, daß Napoleon fast niemals Berthier ein selbständiges Kommando anvertraute und ihn stets nur als seinen Generalstabschef verwendete. 1798 ließ er ihm allerdings, als er Italien verließ, das Oberkommando über die Armee, aber nur um seine Meinung, die er gegen Miot kundtat, zu rechtfertigen.



Digitized by Google

worden. Ziehen Sie in diesen Hafen ein, so werden die Engländer am nächsten Tag in Porto Ferrajo eindringen,[1] und wir haben kein Recht, uns wegen der Verletzung der Neutralität zu beklagen, weil wir es selbst so gemacht. Allerdings wird man trotz der Vorsichtsmaßregeln der Engländer noch Waren und Besitztümer vorfinden, die ihnen gehören. Man wird ihre Magazine versiegeln und alles verkaufen. Wer aber zieht Nutzen aus dieser Beschlagnahme, aus diesem Verkauf? Die Kommissare des Direktoriums, die zahlreichen Agenten, die Ihrer Armee folgen und die die Lockspeise des Gewinns an Ihre Schritte heftet. Mit den militärischen Operationen beschäftigt, die Ihr ganzes Sein und Denken ausfüllen, werden Sie bald Livorno aus den Augen verlieren. Entsetzliche Mißbräuche werden der Okkupierung folgen; es werden sich skandalöse Vermögen anhäufen, und ich werde der traurige Zeuge von einer Menge Veruntreuungen sein, die den Namen Frankreichs entehren. Ich werde sie weder abwenden noch bestrafen können. Alles wird mit großen patriotischen Worten gefärbt sein, man wird von „zu rächenden Beleidigungen," von „Achtung vor der französischen Fahne" sprechen. Sobald Sie fort sind, wird sich eine diktatorische Macht bilden, Bedrückungen aller Art werden stattfinden, und die uns bereits übelgesinnten Gemüter werden sich noch mehr erbittern. Wenn dann das Waffenglück einen Augenblick ausbleibt, werden die Franzosen der schrecklichsten Rache ausgesetzt sein,

[1] In der Tat zogen die Engländer am 28. Messidor (16. Juli) in Porto Ferrajo ein, nicht ganz vierzehn Tage, nachdem sich die Franzosen Livornos bemächtigt hatten.



Digitized by Google

und kein Waffenstillstand noch Friedensvertrag wird ihr Dasein sichern."

„Hätte ich Sie früher angehört," erwiderte der General, „so würde ich vielleicht nicht Befehl zu der Bewegung gegeben haben, die heute vor sich geht. Aber sie hat begonnen, es ist zu spät! Man hat dem Direktorium den Kopf verdreht; es bildet sich ein, in Livorno seien Schätze von Gold zu finden. Jedermann treibt es dazu; ich kann nichts dagegen tun. Ich werde jedoch die Unordnung zu verhindern suchen; Sie können den Großherzog[1] darüber beruhigen. Er muß jedoch auch seinerseits die strengsten Befehle geben, daß die Truppen respektiert werden, und reichlich für ihre Bedürfnisse sorgen. Von Livorno werde ich mich nach Florenz begeben. Morgen will ich die Sache mit dem Papst beenden. Ich werde ihm einen Waffenstillstand bewilligen unter der Bedingung, daß er uns Geld, Bilder und Statuen gibt. Wenn Sie es auf sich nehmen, nach Rom zu gehen, um die Ausführung dieses Vertrages zu verfolgen, so werde ich Ihnen diesen von Pistoia aus senden, wo ich in zwei Tagen mich aufhalten und sehr erfreut sein werde, Sie nochmals zu sehen, wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt. Auf alle Fälle treffen wir uns in Florenz."

Mémoires du Comte Miot de Mélito.

[1] Ferdinand III., Großherzog von Toskana, 1769—1824.



Digitized by Google

## Der General Bonaparte und der Dichter Arnault im Palais Serbelloni, in Mailand, 1797.

Der Sieger von Rivoli hatte im Palais Serbelloni in Mailand sein Hauptquartier aufgeschlagen, als der Dichter Antoine Vincent Arnault mit dem General Leclerc dort ankam und dem General Bonaparte vorgestellt wurde. In dem Salon, in den man ihn führte, befanden sich Frau Bonaparte, Frau Visconti, Frau Léopold Berthier, die spätere Gräfin Lasalle und Frau Yvan. Bei den Damen auf dem Sofa, das die ganze Wand des Salons einnahm, scherzte und lachte Eugen Beauharnais wie ein Page; von allen anwesenden Herren war er der einzige, der saß. An einem Pfeiler stand der General Bonaparte. Um ihn herum, aber immer in einem gewissen Abstand, hielten sich die höheren Offiziere, die Verwaltungsbeamten der Armee, die Beamten der Stadt und einige italienische Minister; alle standen wie er.

Nichts war bemerkenswerter als die Haltung des kleinen Mannes mitten unter den Kolossen, die alle von seinem Charakter beherrscht wurden. Sein Benehmen war nicht stolz, aber man erkannte darin sofort die Haltung eines Mannes, der genau wußte, was er wert war und sich an seinem Platze fühlte. Bonaparte reckte sich nicht, um ebenso groß wie die andern zu erscheinen; man ersparte ihm bereits die Mühe. Niemand, mit dem er sprach, schien größer als er. Berthier, Kilmaine, Clarke, Villemanzy, ja sogar Augereau warteten schweigend, bis er das Wort an sie richtete, eine



Digitized by Google

Gunst, die besonders an diesem Abend nicht jeder erwarb. Niemals ähnelte ein Hauptquartier mehr einem Hofe, als damals das Hauptquartier Bonapartes in Mailand.

Jeder berühmte Mann ließ sich dem General vorstellen und wurde gewöhnlich sehr höflich von ihm empfangen, was nicht ganz ohne Koketterie geschah, sei es nun, daß das Verdienst des Mannes, mit dem er sich ins Einvernehmen setzen wollte, unbestreitbar war, sei es, daß er ihm mehr Verdienst beimaß, als dieser in Wirklichkeit hatte. „Die Macht des Unbekannten," sagte er, wenn er geneigt war, eine Erklärung darüber abzugeben.

Diese Macht mußte wohl der Dichter Arnault auf den General Bonaparte ausgeübt haben, denn er zeichnete ihn an diesem Abend ganz besonders aus. Er führte ihn mit dem Hospitalverwalter der Italienischen Armee, Regnault de Saint-Jean d'Angely, nach einer Galerie, wo er im Auf- und Abgehen an den Dichter die verschiedensten Fragen richtete. Zuerst fragte er ihn über den gegenwärtigen Zustand von Paris aus.

Arnault verhehlte ihm nichts und antwortete:

„Wie es mir scheint, herrschen augenblicklich genau dieselben Zustände, die den 13. und 14. Vendémiaire herbeiführten. Die an diesen Tagen geschlagene und auseinander getriebene Partei versammelt sich von neuem und gedenkt mehr wie je, die Früchte des 10. Thermidors zu ernten. Das Direktorium ist nicht weniger bedroht als damals der Konvent. Man greift es mit denselben Mitteln an, ganz besonders aber mit der üblen Nachrede. Zwanzig, dreißig, fünfzig Wütende führen täglich Krieg mit ihm. Wie wird es sie zum Schweigen



Digitized by Google

bringen? Und wenn ihm dies nicht gelingt, wie wird es diesen Angriffen widerstehen?

„Ich liebe die Männer dieser Regierung nicht," fügte Arnault hinzu; „aber immerhin ist mir diese Regierung lieber als die, welche ihr vorherging, oder die man nach ihr einsetzen möchte. Mir ist diese durch eine Verfassung geregelte Regierung lieber als der Despotismus des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses und Ludwigs XIV., obwohl er bereits in den Händen Ludwigs XVI. etwas gemildert worden ist. Ich zweifele jedoch, daß man sich daraus retten kann, ohne sich unter die Macht eines Einzigen zu flüchten, unter die Macht eines einzigen Menschen! Aber dieser einzige Mensch, wo ist er?"

Während Arnault sprach, kontrastierte Bonapartes unbewegliches Gesicht scharf mit dem des Dichters, das außerordentlich belebt war. Nach einigen wiederholten sehr verfänglichen Fragen über den in Paris herrschenden Geist kam der General natürlich auch auf den Geist zu sprechen, der in der Armee herrschte. Und auf die Fragen antwortend, die er zu provozieren schien, ging er langsam zur Darlegung seiner glänzendsten Taten über, dabei die Richtigkeit seiner Grundsätze in bezug auf Taktik oder Politik beweisend.

Er schmückte diese Unterhaltung mit kleinen Anekdoten aus, die gleichzeitig seine Soldaten, seine Waffengefährten und ihn selbst charakterisierten.

„Mit wenigen Ausnahmen," sagte er, „ist dem zahlreichsten Heere der Sieg gewiß. Die Kriegskunst besteht also darin, daß man sich stets da in überlegener Anzahl befindet, wo man einen Angriff machen will. Ist



Digitized by Google

Ihre Armee weniger zahlreich als die des Feindes, so lassen Sie ihm nicht Zeit, seine Kräfte zu vereinigen. Ueberraschen Sie ihn in seinen Bewegungen, und indem Sie sich mit Schnelligkeit gegen die verschiedenen Armeekorps wenden, die Sie wohlweislich verstanden haben, von einander zu trennen. Berechnen Sie Ihre Bewegungen so, daß Sie in der Lage sind, stets Ihre ganze Armee den einzelnen Heeresabteilungen des Feindes entgegenzustellen. Auf diese Weise werden Sie mit einer zur Hälfte geringeren Armee wie die des Feindes stets der Stärkste auf dem Schlachtfelde sein. Auf diese Weise habe auch ich allmählich die Heere Beaulieus, Wurmsers, Alvinczys und des Erzherzogs Karl vernichtet.

„Ferner darf man niemals," fuhr er fort, „die von den Umständen geforderten Opfer scheuen. Die aus dem Siege entspringenden Vorteile werden Sie doppelt entschädigen. Einem solchen Opfer verdanke ich den Sieg bei Castiglione. Auf die Nachricht des Anmarsches des Generals Wurmser hin zögerte ich nicht einen Augenblick, die Belagerung Mantuas aufzuheben, um mit allen meinen Heereskräften gegen ihn operieren zu können. Zu diesem Zwecke mußte die ganze Belagerungsartillerie, das heißt, es mußten 140 Kanonen im Stich gelassen werden. Als ich diesen Entschluß den Divisionsgeneralen mitteilte, konnten sie sich nicht beruhigen. Berthier weinte. Gehen wir, wir werden alles wieder, hier und dort, erobern, sagte ich, indem ich ihm die Stadt zeigte. Und habe ich mich wohl getäuscht?

„Es gibt unvorhergesehene Fälle," fügte er hinzu, „wo Geistesgegenwart allein helfen kann. Hätte ich ihrer



Digitized by Google

in Lonato entbehrt, so wäre ich mitten im Siegen gefangen genommen worden. Eine versprengte Kolonne hatte den Platz eingeschlossen; der österreichische General forderte uns auf, uns zu ergeben. Da ich infolge der Kenntnisse, die ich über die Bewegungen der verschiedenen Armeekorps besaß, vermutete, daß diese Kolonne nicht unterstützt wurde, sagte ich zu dem Unterhändler, dem ich die Augen verbinden ließ: „Ihrem General kommt es zu, sich zu ergeben; sollte er sich wohl anmaßen, den Oberbefehlshaber der französischen Armee zum Gefangenen zu machen? Er, er ist mein Gefangener! Wenn er binnen acht Minuten nicht die Waffen niedergelegt hat, habe ich mit keinem Menschen Erbarmen!" — Und 4000 Mann ergaben sich den 1200 Soldaten, die ich besaß!

„Bei allen Gelegenheiten gibt es einen Augenblick, den man ergreifen oder abwarten muß. Während der zwischen der Etsch und dem Gardasee stehende General Alvinczy bemüht war, uns zu umgehen und Mantua zu entsetzen, mir aber viel daran lag, seine Absichten kennen zu lernen, um meine Bewegungen darnach zu richten, so wartete ich eben, bis er sie aufdeckte. Währenddessen lag ich in Verona auf einer Matratze und ruhte mich aus. Joubert jedoch, von überlegenen Kräften angegriffen, glaubte sich in der kritischsten Lage von der Welt und schickte mir Adjutanten auf Adjutanten, um mich zu bitten, doch selbst zu kommen, um seine Lage zu beurteilen und Maßregeln zu ergreifen. Ich ließ sie reden, wandte mich, nachdem sie geendet, auf meiner Matratze auf die andere Seite, und schlief von neuem ein.



Digitized by Google

„Man begriff meine Ruhe bei einer solchen Gelegenheit nicht. Als mir aber die Nachricht gebracht wurde, daß der Feind, der endlich auf dem Punkte angelangt war, wo ich ihn erwartete, eine Bewegung ausführe, die keine Zweifel über seine Absichten aufkommen ließ, rief ich: Nach Rivoli! Alle meine Divisionen marschieren dahin, und ich selbst begebe mich gleichfalls mitten in der Nacht dorthin. Von diesem Augenblick an war in meinem Kopfe die Schlacht gewonnen. Der Rest ist Ihnen bekannt!"

Während dieses Gesprächs erzählte der General auch die Geschichte des Hundes von Bassano.

„Neugierig, wie ich war," sagte er, „selbst die Verluste des Feindes abzuschätzen, begab ich mich am Abend mit meinem Generalstab nach dem Terrain, wo der Kampf stattgefunden hatte. Während die Soldaten mit jener Unempfindlichkeit, die man im Kriege, dem schrecklichen Schauspiel, annimmt, wo der Mensch nichts weiter als ein Stein im Schachbrett ist, die Opfer des Tages zählten, drangen aus dieser stummen Menge plötzlich Klagelaute oder besser ein jammervolles Heulen an unser Ohr, das je näher wir der Stelle kamen, von der es ausging, immer stärker ward. Es war das Heulen eines treuen Hundes, der bei dem toten Körper seines Herrn, eines Soldaten wachte. Die Bewegung, die dieses arme Tier in mir hervorrief, war seltsam. Ich sah jetzt nur noch Menschen da, wo ich vorher nichts weiter als Dinge gesehen hatte. „Liebe Freunde," sagte ich zu meinen Begleitern, „ziehen wir uns zurück; dieser Hund gibt uns eine Lehre von Menschlichkeit."

Zu diesen interessanten Berichten, die bald im



Digitized by Google

ernsten, bald in lebhaftem Tone gesprochen wurden, kam noch die Macht der seltsam bewegten Züge Bonapartes, eine Physiognomie, deren Strenge bisweilen durch ein anmutiges Lächeln oder durch einen Blick gemildert ward, in dem sich die tiefsten Gedanken eines großen Geistes und die lebhaftesten Empfindungen eines leidenschaftlichen Herzens widerspiegelten.

Bonaparte hielt auf diese Weise die ihn Umgebenden zwei lange Stunden auf den Beinen. Aber selbst die Höflinge, deren es auch unter den schroffsten Persönlichkeiten seiner Umgebung gab, blieben die ganze Zeit über stehen und schienen nicht früher daran zu denken, sich zurückzuziehen, als bis der General Bonaparte sie verabschiedete.

Arnault, Souvenirs d'un Sexagénaire.

## Der General Bonaparte und der österreichische Minister Cobenzl in Udine, September 1797.

Der Oberbefehlshaber der Italienischen Armee hatte am 27. September 1797 sein Hauptquartier Passeriano verlassen und sich nach Udine begeben, um mit dem österreichischen bevollmächtigten Minister Cobenzl über die Kongreßfrage und die Revolution in Venedig zu unterhandeln. Graf Ludwig Cobenzl war am 26. in Udine angekommen und hatte Bonaparte sofort seine Ankunft gemeldet. Dieser hatte ihm sehr liebenswürdig geantwortet, er werde ihm am andern Tage um 2 Uhr seinen Besuch machen und hoffe, sogleich eine Unterredung mit ihm haben zu können. Cobenzl berichtet am



Digitized by Google

28. September darüber an Thugut, den österreichischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten:

Nach den ersten Höflichkeitsphrasen bat ich Bonaparte, in mein Kabinett einzutreten, und überreichte ihm den Brief Seiner Majestät.[1] Er las ihn sofort mit großer Aufmerksamkeit, aber anstatt sich geschmeichelt zu fühlen, schien er von dem Inhalt wenig erbaut zu sein. Er sagte, die französische Republik habe nie etwas anderes gewollt, als die Präliminarien auszuführen, aber wir gäben ihnen eine Auslegung, die unannehmbar sei; unsere Langsamkeit und unsere ewigen Schwierigkeiten seien das einzige Hindernis.

Ich entgegnete, daß wir die Präliminarien nach ihrem buchstäblichen Sinn auslegten.

Darauf antwortete Bonaparte mit Feuer, daß er nur aus übergroßer Willfährigkeit für uns — und er habe nur zu viel für uns übrig — auf die Vorstellungen des Herrn Marquis de Gallo[2] hin die Klausel des Kongresses gebilligt habe. Der Marquis habe ihn förmlich beschworen, daß er darin die Zulassung der beiderseitigen Verbündeten mit anbringen möge, um dem Kaiser die Mittel zu verschaffen, sich wegen der ihm durch die Umstände aufgezwungenen Vernachlässigung auf eine gewisse Art ihnen gegenüber zu rechtfertigen. Es wäre jedoch gegen alle Vernunft gewesen, Europa zum Zeugen einer so skandalösen Handlung anzurufen, wie die Zerstückelung der Republik Venedig.

Ich erwiderte, daß wir, seit der Kongreß und die Zulassung der Verbündeten durch die Präliminarien ver-

[1] Brief des Kaisers Franz vom 20. September 1797.

[2] Der neapolitanische Gesandte.



Digitized by Google

sprochen worden wären, ein Recht hätten, sie zu fordern, daß die Zerstückelung Venedigs von ihm selbst vorgeschlagen worden, daß ferner der Kaiser sich niemals zu etwas hergeben werde, was nicht ganz Europa wüßte, und daß eben diese Zerstückelung weniger skandalös sei als die in der Regierung von Venedig vorgenommene Aenderung gegen den Inhalt der Präliminarien.

Bonaparte behauptete, es seien unsere bevollmächtigten Minister in Leoben gewesen, die zuerst den Vorschlag gemacht hätten, uns mit dem Festland von Venedig zu entschädigen; ich bestritt dies jedoch hartnäckig. Er hielt indes immer daran fest, daß diese Aenderung nicht sein Werk, sondern das Ergebnis des Willens des Volkes sei, das überall das Recht habe, den Tyrannen zu vertreiben. Diese Aenderung wäre die gerechte Strafe für die Niedermetzelung der 500 Franzosen in Venedig und für viele andere Greueltaten, die sich die venezianische Regierung erlaubt habe. Die in ihr vorgenommene Aenderung wäre um so berechtigter, als der Große Rat der Republik sich seiner Macht entledigt habe.

Darauf sagte ich, ich hätte eine zu hohe Meinung von den Talenten des Herrn Generals Bonaparte, als daß ich glauben könne, daß in einem Lande, welches mit seinen Truppen angefüllt sei, etwas gegen seine Absicht geschähe.

Er antwortete, die republikanischen Truppen seien nicht dazu da, um das Volk in seiner Freiheit zu behindern, übrigens läge in seiner Handlungsweise nichts, was gegen die Präliminarien sei, noch was ihrer Ausführung ein Hindernis in den Weg stelle.



Digitized by Google

Ich bemerkte, daß die die ehemalige Regierung Venedigs betreffenden Bedingungen nicht zu den früheren, in den Präliminarien enthaltenen paßten.

Er behauptete, keine der in den Präliminarien enthaltenen Bedingungen bestimme, welcher Art die venezianische Regierung sein solle, und wir müßten erst mit den Kommissaren der Republik wegen der Abtretungen unterhandeln, um sie rechtmäßig zu machen.

Ich erklärte ihm, daß ich niemals meine Zustimmung zu einer Unterhandlung mit den Kommissaren der Republik Venedig geben werde, die wir nicht früher anerkennen könnten, als bis wir in dem Besitz unserer Entschädigungen sein würden.

„Da bringen Sie nun die ganze Unterhandlung ins Stocken," sagte Bonaparte; „was glauben Sie denn, was wir tun können, wenn Sie sich weigern, mit den venezianischen Bevollmächtigten zu unterhandeln?"

„Mit Ihnen haben wir zu unterhandeln!" erwiderte ich.

Da der französische Bevollmächtigte gesagt hatte, daß die Oesterreicher das venezianische Gebiet nicht früher erhalten sollten, als bis Mainz im Besitz der französischen Republik sei, erhob sich darüber eine neue, weit heftigere Auseinandersetzung zwischen Cobenzl und Bonaparte:

Der General führte den Artikel 6 der Präliminarien an, worin der Kaiser die von den Gesetzen der Republik bestimmten Grenzen anerkannte, ich aber erinnerte ihn an den Artikel 5, der die Grundlagen der Unversehrtheit des deutschen Reichs stipulierte. Er wollte be-



Digitized by Google

haupten, es verstehe sich von selbst, daß diese nicht durch die Folgen des Vertrags beeinträchtigt werde.

Darauf antwortete ich ihm, er hätte diese Klausel mit anbringen müssen, wie das stets Brauch sei. Ich bewies ihm ferner, daß die in dem Artikel von der Abtretung Belgiens angeführte Klausel über die Anerkennung der Grenze der Republik keine andere Abtretung betreffen könne als eben diese, die einzige, über die der Kaiser das Recht habe, sich auszusprechen.

„Aber," entgegnete Bonaparte, „der Kaiser hat sich bereits über Modena ausgeglichen, ja man hat uns sogar, als man die Präliminarien unterzeichnete, durchblicken lassen, daß er nichts einzuwenden habe, wenn wir Lüttich, Malmedy und Logne behielten; Belgien selbst aber bildete einen Teil des Reichs; wie kann also Seine Majestät jene Besitzungen des Reichs abtreten und die andern nicht?"

Ich antwortete, daß für Modena ein Tausch stipuliert worden sei, und ich durchaus nicht glaube, daß Seine Majestät Lüttich, Logne und Malmedy abtreten wolle, ihn jedoch nichts hindere, frei über seine Erbstaaten zu verfügen.

Bonaparte erhitzte sich sehr, klagte uns des Mißtrauens, der Doppelzüngigkeit an, sagte, er sei zu leicht zugänglich gewesen, er hätte uns noch ferner die empfindlichsten Schläge versetzen sollen, man beraube ihn rücksichtslos seiner kostbaren Zeit, er hielte sich allen Fürsten für ebenbürtig, man unterhalte ihn mit Ansprüchen auf den Kongreß und mit falschen Auslegungen der Präliminarien.

Ich suchte so viel wie möglich mein kaltes Blut



Digitized by Google

zu bewahren und sagte ihm, kein Mensch könne in all den Handlungen des Kaisers jemals einen Mangel an Biederkeit finden. Er, der General Bonaparte, sei mit der Wahrung der Interessen seiner Regierung beauftragt und besitze ihr Vertrauen genau so wie ich, der ich mit den Interessen meines Gebieters beauftragt und ebenfalls mit seinem Vertrauen beehrt worden sei. Folglich seien wir beide die am besten geeigneten Gesandten, eine so bedeutende Angelegenheit zu beenden, wenn man nur wollte; dies könnte jedoch niemals sein, wenn man den bereits eingegangenen, sehr klaren und verständlichen Verpflichtungen eine so erzwungene Auslegung gäbe.

„Die französische Republik," sagte darauf Bonaparte, „wird niemals von der Ausführung der von ihr dekretierten Gesetze abweichen; mit den Mitteln, die sie besitzt, kann sie in zwei Jahren ganz Europa erobern!"

Ich antwortete, daß dann den andern Höfen nichts anderes übrig bliebe, als die Mittel anzuwenden, die ihnen zu ihrem Schutz zur Verfügung ständen.

„Ich sage nicht, daß das ihre Absicht ist," erwiderte Bonaparte, „im Gegenteil, sie möchte gern sehr bald ihre Bürger die Vorteile des Friedens, des Handels und des Ackerbaus genießen lassen, aber nicht, indem sie von dem absteht, was sie bereits als ihr Eigentum dekretiert hat. Ich wiederhole noch einmal: ohne Mainz machen wir keinen Frieden, und ohne Mainz geben wir die italienischen Festungen nicht her!"

„Und ich," antwortete ich ihm, „werde den Frieden nicht ohne die Stipulation der sofortigen Räumung aller uns zukommenden Provinzen unterzeichnen."



Digitized by Google

„Auf diese Weise," sagte Bonaparte, „wird Ihr Aufenthalt in Udine nicht von langer Dauer sein, und der letzte Wille der Fürsten und Staaten wird entscheiden."

„Der Kaiser wünscht den Frieden," entgegnete ich, „aber er fürchtet den Krieg nicht! Ich hingegen werde wenigstens die Genugtuung haben, die Bekanntschaft eines ebenso berühmten wie interessanten Mannes gemacht zu haben."

Nach dieser sehr lebhaften Unterhaltung begaben sich die beiden Bevollmächtigen zur Generalkonferenz zum Marquis de Gallo. Cobenzl verbrachte den ganzen Abend mit Bonaparte bei dem Gesandten von Neapel in vertraulicher Unterhaltung.

Bonaparte, sagt er, behauptete immer, der Kaiser sei schlecht bedient, schlecht beraten; wenn er den Frieden nicht hinausgeschoben hätte, wäre er jetzt im Besitze seines Teiles; der Tausch, den er für die Niederlande und die Lombardei mache, sei so vorteilhaft, daß Joseph II. nicht gezögert haben würde, selbst ohne Krieg die Hand darnach auszustrecken. Die in Venedig vorgenommene Aenderung in der Regierung müßte als ein durch Thronfolge eingetretener Regierungswechsel angesehen werden; alle Staaten seien ähnlichen Veränderungen unterworfen, und in den monarchischen Regierungen brächte oft der alleinige Wille des Fürsten ebenso bedeutende hervor: Beweis dafür seien die von Joseph II. vorgenommenen Veränderungen.

Ich antwortete, daß wir einen solchen vollkommen unrechtmäßigen Regierungswechsel nicht anerkennen könnten. Ich setzte Bonaparte außerdem auseinander,



Digitized by Google

daß wir außer dem Recht, den Kongreß zu verlangen, auch noch Verpflichtungen Rußland gegenüber hätten, die uns dazu zwängen; wir könnten für einen so Engverbündeten nicht weniger tun; und nur, weil dieser sich selbst aller Forderungen in dieser Beziehung enthielte, sei es uns möglich gewesen, die Beendigung der Unterhandlungen in Udine zu billigen; dies sei ein neuer Beweis, mit welcher Genauigkeit der Kaiser alle seine Versprechungen erfülle. Ich forderte ihn auch auf, einzugestehen, ob er, als er die Präliminarien unterzeichnete, bereits den Gedanken gehabt habe, Mainz und alles, was man jetzt verlangt, mit einzubegreifen? Dabei versicherte ich ihm, daß wenn der Kaiser jemals solches geahnt, er niemals in die Ratifikation eingewilligt haben würde.

„Ich weiß nicht, was ich gedacht," antwortete Bonaparte, „ich weiß nur, was ich stipuliert habe, und daran halte ich fest. Wenn der Kaiser die Präliminarien nicht ratifiziert hätte, würde ich nicht seine Provinzen geräumt haben, und dann würde man ja gesehen haben, was sich ereignete" . . .

„Die Kriegsereignisse hingen und hängen noch von dem Glücke der Waffen ab," erwiderte ich; „wir waren geschlagen, aber nicht besiegt! Sie konnten die Hilfsquellen, die wir in jenem kritischen Augenblick noch besaßen und jetzt noch besitzen, nicht leugnen; der Kaiser wird niemals etwas unterzeichnen, was gegen seine Würde und seine Pflicht ist."

Im Laufe der Unterhaltung gab ich ihm zu verstehen, daß wenn wir uns zu einem Frieden einigten, was ich jedoch täglich mehr und mehr bezweifelte, ich wünschte,



Digitized by Google

daß dieser von Dauer und so wäre, daß er das gute Einvernehmen der beiden Staaten sicherte. Zu diesem Zwecke aber müßten beide sich in einer Lage befinden, die ihnen keine Veranlassung zur gegenseitigen Schädigung gäbe. Auch bemerkte ich, daß ich durchaus nicht einsähe, warum er immer zu unserm Nachteil die Republiken begünstigen wolle, die zu schonen er doch viel weniger Interesse habe als uns.

Kurz bevor uns Bonaparte verließ, beklagte er sich noch, daß die Unterhandlung anstatt fortzuschreiten zurückzugehen schien. „Gehen Sie doch aus sich heraus," sagte er mir zu verschiedenen Malen. Ich aber erwiderte ihm, daß es an ihm wäre, aus sich herauszugehen; da er Hindernisse zum Frieden erblicke, solle er uns doch Mittel, diese aus dem Wege zu schaffen, angeben.

Bonaparte blieb lange mit uns zusammen, war sehr gesprächig, sprach von der Revolution seit ihrer Entstehung, von den jüngsten Ereignissen, von der königlichen Familie und den Emigranten ohne Bitterkeit und verließ uns, nachdem er mit mir von 3 bis 9 Uhr zusammengewesen war.

Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution. Herausgegeben von Hermann Hüffer.

## Der General Bonaparte und der preußische Gesandte von Sandoz Rollin in Paris, Dezember 1797.

Der preußische Gesandte Alfons von Sandoz Rollin in Paris hatte seine erste Unterredung mit dem General



Digitized by Google

Bonaparte am 11. Dezember 1797. Er berichtet darüber seiner Regierung folgendes:

Niemals sah man eine so große Menschenmenge versammelt als gestern Morgen bei der öffentlichen Audienz des Generals Bonaparte. Die Straßen nach dem Luxembourg waren unzugänglich. Niemals hatte man so begeisterte Beifallsrufe gehört, und das „Vive Bonaparte" und „Vive le directoire" hallten einstimmig wieder. Um ein halb ein Uhr erschien der General, von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten geführt und von seinem Generalstab begleitet, auf dem zu seinem Empfang bereitgehaltenen Platze im Luxembourg. Als er näher kam, erhob sich das Direktorium. Zuerst ein erhabenes Schweigen, darauf brachen allenthalben Beifallsrufe aus, die weit von dem Volke wiederholt wurden. Die vom General Bonaparte nach der Ansprache des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gehaltene Rede ist nur von wenigen gehört worden, da der Platz zu ausgedehnt und die Menge zu lärmend war. Der Direktor Barras hat darauf mit Bewegung und Würde geantwortet; er war sichtlich gerührt, diesen selben General wiederzusehen, der auf seine Wahl hin unbemerkt zum Kommando der Italienischen Armee aufgebrochen war und nun sieges- und ruhmbedeckt zurückkehrte.

Ich habe mich dem General nähern und mit ihm sprechen können. Sein Wesen ist trocken und zurückhaltend gegen zudringliche Neugierige, aber offen, liebenswürdig, ja selbst vertraulich gegen diejenigen, die beauftragt sind, mit ihm zu sprechen. Dies habe ich an mir selbst erfahren.



Digitized by Google

„Als Preuße," begann ich, „nehme ich großen Anteil an Ihrem Ruhme, und als Menschenfreund habe ich gleichfalls großes Interesse an Ihrer Humanität genommen" . . .

„Ein gewisses Glück und Tätigkeit sind die Grundlagen meiner Erfolge gewesen," erwiderte er; „Friedrich der Große ist der Held, den ich am liebsten in allem, im Kriege wie in der Verwaltung, zu Rate ziehe. Mitten auf den Schlachtfeldern habe ich seine Grundsätze studiert, und seine vertrauten Briefe sind für mich philosophische Stunden."

Von da auf die allgemeine Pazifikation übergehend, tat ich ihm meine Befürchtung kund, daß der Kongreß zu Rastatt, anstatt eine Zuflucht des Friedens, der Schauplatz von Zank und Zwietracht werden möchte. Ich stellte ihm besonders vor, daß, um diese Schwierigkeiten zu beenden, es besser gewesen wäre, über die Hauptgegenstände unter den drei Staaten zu beraten, ehe man sie in Rastatt zur Sprache brachte. Ich teilte ihm diese Ansicht als meine ganz persönliche mit und fügte hinzu, daß Frankreich, um bald zu einem Abschlusse zu gelangen, dies Wien vorschlagen solle, sonst würden die Unterhandlungen des Kongresses bis ins Unendliche ausgedehnt. Ich wurde angehört und wohl verstanden.

„Nein, nein," nahm der General Bonaparte das Wort, „Sie sind in dieser Beziehung im Irrtum. Die geheimen Artikel des letzten Friedensvertrages sind Ihrem Hofe angemessen verfaßt; Wien muß billigen, was wir hinsichtlich der Säkularisierung und Entschädigung fordern. Es wird auch endlich einwilligen, denn ich habe bereits gewissermaßen seine Zustimmung erhalten. Es wird nur



Digitized by Google

noch darauf ankommen, daß wir uns gegenseitig gut verstehen und beraten. Ich habe sehr bedauert," fuhr er fort, „daß der König von Preußen keinen Unterhändler nach Udine gesandt hat; ich hätte besser auf seine politischen Interessen eingehen und sie vielleicht besser mit denen von Wien in Einklang bringen können. Dasselbe Bedauern empfand ich, als ich keinen Ihrer Bevollmächtigten in Rastatt während meines kurzen Aufenthaltes daselbst gefunden. Wir würden miteinander gesprochen und uns aller Wahrscheinlichkeit nach über die Hauptpunkte geeinigt haben. Die Oesterreicher sind schwerfällig und argwöhnisch im Unterhandeln, so schwerfällig, daß sie nicht wissen, wo anfangen und wo aufhören. Der Graf Cobenzl, den ich unter ihnen als einen unterrichteten und verdienstvollen Mann bemerkt habe, ist im Unterhandeln unerträglich: eher könnte man das Meer ausschöpfen, als ihm die einfachsten und klarsten Dinge verständlich machen."

Darauf sagte ich ihm, daß die Bevollmächtigten Eurer Majestät [des Königs von Preußen] ihn zu schätzen und anzuhören wissen würden. Ich habe ihm sogar versprochen, ihn einmal zu besuchen, um eingehender mit ihm zu sprechen. Seine Antwort war sehr schmeichelhaft für mich. Darauf verließ er mich, um sich den Direktoren zu nähern.

Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Diplomatische Korrespondenzen, herausgegeben von Paul Bailleu.



Digitized by Google

## Der General Bonaparte und der Journalist (spätere Staatsrat) Roederer in Paris, März 1798.

Der Staatsrat Roederer, der, ehe er die diplomatische Karriere am Hofe des Konsuls und Kaisers einschlug, ein arbeitsreiches Leben als Journalist führte, wurde dem jungen General der Italienischen Armee zum erstenmal am 13. März 1798 [23. Ventôse des Jahres VI] vorgestellt. Sie waren beide zusammen bei Talleyrand zum Essen eingeladen. Nach dem Diner machte sie Talleyrand miteinander bekannt. Bonaparte sagte zu Roederer: „Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen; ich habe von Ihren Fähigkeiten die höchste Meinung, seitdem ich einen Artikel gelesen, den Sie gegen mich vor zwei Jahren geschrieben haben."

„Gegen Sie General? Ich erinnere mich dessen nicht."

„Doch; es handelte sich um die in Feindesland erhobenen Kontributionen. Im Prinzip hatten Sie recht, aber Sie irrten sich tatsächlich, denn ich tat, was Sie von mir zu tun verlangten."

Darauf unterhielten sie sich lange über Pasigraphie und den Einfluß der Zeichen auf die Gedanken. Der General meinte, daß die Zeichen gar keinen Einfluß auf die Gedanken hätten, sondern daß der Mensch nur die Gedanken besäße, die seine Organisation ihm verschaffe, nicht einen mehr. Roederer war auch seiner Meinung, bemerkte jedoch, daß nach Locke, den Bonaparte mehrmals zitiert hatte, die Zeichen der abstrakten Ideen und der gemischten Redeweise nötig seien,



Digitized by Google

um die Gedanken in unserem Kopfe zu befestigen und zu verteilen, um uns in den Stand zu setzen, sie zu vergleichen und durch diesen Vergleich neue hervorzubringen. Er gab es zu. Laplace[1] und Prony[2] nahmen an dieser Unterhaltung ebenfalls teil.

Gerade als Laplace einen Witz erzählen wollte, rief Napoleon: „Ach, ich verbrenne mich ja hier!" er saß mit dem Rücken gegen den Kamin. „Gestatten Sie, daß ich den Platz wechsele, ich liebe es nicht, das Feuer im Rücken zu haben." Jemand antwortete: „Weil Sie es nicht gewöhnt sind."

Oeuvres du Comte P. L. Roederer.

## Der General Bonaparte und sein Sekretär Bourrienne in Aegypten, 1798.

Der Verlust seiner Flotte vor Abukir machte Bonapartes Pläne, die er besonders hinsichtlich der Eroberung der englischen Weltmacht hatte, mit einem Schlage zu nichte. Sein ganzer Unmut darüber machte sich gegen seinen Privatsekretär und ehemaligen Schulkameraden Luft. Bourrienne suchte ihn so viel wie möglich darüber zu trösten und meinte, es wäre immer-

[1] Pierre Simon Marquis de Laplace, einer der bedeutendsten Geometer seiner Zeit. Er lebte von 1749 bis 1827. Am 9. November 1799, anderthalb Jahre nach dieser Unterhaltung, wurde er Minister des Innern, mußte aber sehr bald dem Bruder des Ersten Konsuls, Lucien Bonaparte, Platz machen.

[2] Gaspard Clair François Marie Riche, Baron de Prony, Ingenieur. Um diese Zeit (1798) wurde er Generalinspektor der Brücken und Chausseen.



Digitized by Google

hin besser, Nelson habe ihn hier geschlagen, als vor Malta oder vor Alexandrien, wo alles verloren gewesen wäre.

„Da wir nun einmal hier festgefahren sind," fügte Bourrienne hinzu, „müssen wir uns selbst genügen. Wir haben Lebensmittel und Geld. Warten wir, was die Zukunft bringen und was das Direktorium tun wird."

„Ach Euer Direktorium!" unterbrach Bonaparte ihn wütend, „das ist ein Haufen Dr . . . Sie beneiden mich, sie hassen mich und werden mich hier verderben lassen. Und sehen Sie doch all diese Trauergestalten; wer bliebe da wohl gern?" — —

In den Tagen, die der Nachricht vom Unglück bei Abukir folgten, bis zum Aufstand von Kairo am 22. Oktober fand Bonaparte manchmal die Zeit lang. Obgleich er sich um alles kümmerte, hatte er doch nicht genügend Beschäftigung, um seinen rastlosen Geist zu befriedigen. Wenn die Hitze es gestattete, ritt er aus, und kehrte er dann zurück, ohne Depeschen vorzufinden oder Befehle absenden zu können, ohne Briefe zu beantworten zu haben, so verfiel er sofort in eine tiefe Nachdenklichkeit. Er sah abgespannt aus und unterhielt sich oft über die seltsamsten Dinge.

Eines Tages sagte er zu Bourrienne: „Raten Sie, an was ich denke."

„Mein Gott," erwiderte dieser, „das wird schwer sein; Sie denken an so viele Dinge."

„Ich weiß nicht," antwortete der General, „ob ich Frankreich wiedersehen werde, aber wenn dies der Fall ist, so wäre es mein größter Ehrgeiz, einen schönen Feldzug in Deutschland zu unternehmen und zwar in



Digitized by Google

der bayerischen Tiefebene. Ich möchte dort eine große Schlacht gewinnen und Frankreich für die Niederlage bei Höchstädt rächen.[1] Danach ziehe ich mich aufs Land zurück und lebe ruhig und zufrieden."

Und nun folgte eine lange Auseinandersetzung, weshalb er Deutschland als Kriegsschauplatz den Vorzug gäbe, ferner über den guten Charakter der Deutschen, über das, was ihm Desaix darüber berichtet hatte, über das Gedeihen und den Reichtum Deutschlands und die Leichtigkeit, mit der man dort die Heere verpflegen könne. Diese Unterhaltungen zogen sich oft bis ins Unendliche hinaus, aber Napoleon wußte sie stets interessant zu gestalten.

Mémoires de Bourrienne.

## Bonaparte und Bourrienne vor El-Arisch in Aegypten, 1798.

Während Napoleon in Aegypten sich mit den Mamelucken herumschlug, nahm es Josephine in Paris mit der Treue gegen ihren Gatten nicht so genau. Die leichtsinnige Frau amüsierte sich nach Herzenslust und dachte nicht daran, daß Argusaugen um sie herumspähten, um alles bei Gelegenheit dem nichts ahnenden Ehemann zu hinterbringen. Natürlich verfehlten die guten Freunde auch nicht, mehr zu erzählen als sie gesehen hatten. Der General Junot, Bonapartes Adjutant, nahm es auf sich,

[1] Am 13. August 1704 wurden die Franzosen und Bayern unter den Marschällen Tallard, Marsin und dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern vom Prinzen Eugen und Herzog von Marlborough dort glänzend geschlagen.



Digitized by Google

seinen Freund und Vorgesetzten von den Seitensprüngen seiner Gemahlin zu unterrichten.

Eines Tages, es war vor El-Arisch, gingen die beiden im lebhaften Gespräch auf und ab. Das schon an und für sich blasse Gesicht des Obergenerals schien noch erdfahler zu sein als gewöhnlich. Ein konvulsivisches Zucken bewegte seine Züge, seine Augen blickten finster, und mehrmals schlug er sich mit der Hand vor den Kopf. Plötzlich ließ er Junot stehen und schritt auf den sich nicht weit davon aufhaltenden Bourrienne zu.

„Sie sind mir durchaus nicht ergeben," schrie er ihn fast grob an. „Die Frauen! . . . Josephine! . . . Wenn Sie mir ergeben wären, hätten Sie mich von allem, was ich durch Junot erfahren habe, unterrichtet. Er ist ein wahrer Freund. Josephine! . . . und ich bin sechshundert Meilen entfernt . . . Sie mußten es mir sagen! Josephine! . . . daß sie mich so betrügen konnte! . . . sie! . . . Wehe ihnen! Ich werde alle diese Laffen und Stutzer vernichten! . . . Von ihr aber lasse ich mich scheiden! Jawohl, eine Scheidung! eine öffentliche, aufsehenerregende Scheidung! . . . Ich muß sofort schreiben . . . Ich weiß alles! . . . Ihre Schuld ist es; Sie hätten es mir sagen müssen!"

Diese zornigen, kurzabgebrochenen Worte, sein entstelltes Gesicht, seine aufgeregte Stimme klärten Bourrienne zur Genüge über das Gespräch auf, das Bonaparte mit Junot gehabt hatte. Ohne Frage hatte dieser sich zu Indiskretionen gegen seinen General hinreißen lassen und das Unrecht Frau Bonapartes schlimmer dargestellt als es in Wirklichkeit war. Wenigstens war Bourrienne davon überzeugt. Er teilte dies Bonaparte mit und suchte



Digitized by Google

ihn zu beruhigen, indem er ihm vorstellte, daß solche Gerüchte fast immer nur der Verleumdung entsprängen. Aber Bonaparte wollte nichts davon wissen, und das Wort Scheidung entschlüpfte noch mehrmals seinem Munde. Bourrienne sprach von seinem Ruhme, der ihm doch vor allem am Herzen liegen müsse.

„Was!" rief Bonaparte; „mein Ruhm! ach, ich weiß nicht, was ich dafür hingeben würde, wenn Junots Mitteilungen nicht wahr wären, so sehr liebe ich diese Frau! . . . Wenn Josephine schuldig ist, muß eine Scheidung mich für immer von ihr trennen! . . . Ich will nicht der Gegenstand des Gelächters aller Nichtstuer von Paris sein! Ich werde Joseph schreiben; er mag die Scheidung aussprechen lassen."

Mémoires de Bourrienne.

## Bonaparte und Bourrienne bei Akka, Mai 1799.

Nach dem unglücklichen Sturm auf Akka vom 8. Mai 1799, bei dem der General Lannes verwundet wurde, ging Bonaparte mit Bourrienne am Strande spazieren. Napoleon war niedergeschlagen, so viel Blut seiner Tapferen unnütz vergossen zu haben.

„Ja, Bourrienne," sagte er, „ich sehe, daß diese elende Festung mich viele Leute und viel Zeit gekostet hat. Aber die Dinge sind bereits zu weit vorgeschritten, um nicht noch einen letzten Versuch zu machen. Wenn er mir glückt, wie ich glaube, so werden wir in der



Digitized by Google

Stadt die Schätze des Paschas und Waffen für 300 000 Mann vorfinden. Dann bewaffne ich ganz Syrien, das über die Grausamkeit Djezzar Paschas empört ist, und dessen Bevölkerung nichts sehnlicheres von Gott erfleht, als seinen Sturz. Ich marschiere auf Damaskus und Aleppo, vermehre meine Armee, je weiter ich im Lande vorrücke, durch die vielen Unzufriedenen, und verkünde dem Volke die Abschaffung der tyrannischen Regierung der Paschas. Dann ziehe ich in Konstantinopel mit ungeheuren bewaffneten Massen ein! Ich stürze das türkische Reich! Im Orient gründe ich ein neues großes Reich, das mir meinen Ruhm in der Nachwelt sichert, und vielleicht kehre ich dann über Adrianopel oder über Wien, nachdem ich das Haus Oesterreich vernichtet, nach Paris zurück!"

Auf einige eingeworfene Bemerkungen Bourriennes über einen so ungeheuren Plan erwiderte Bonaparte:

„Sehen Sie nicht, daß die Drusen nur auf die Einnahme Akkas warten, um sich zu erheben? Hat man mir nicht bereits die Schlüssel von Damaskus angeboten? Ich habe ihre Annahme jedoch bis zur Einnahme dieser Mauern hinausgeschoben, weil ich gegenwärtig keinen Vorteil aus dieser großen Stadt ziehen könnte. Durch das von mir geplante Unternehmen verhindere ich, daß den Beys von Aegypten irgendwelche Hilfe zukommt und sichere mir dadurch die Eroberung des Landes. Dann ernenne ich Desaix zum Oberbefehlshaber. Wenn mir jedoch der letzte Sturm auf Akka nicht glücken sollte, so breche ich auf der Stelle auf; die Zeit drängt. Ich werde nicht vor Mitte Juni in Kairo sein. Dann sind die Winde günstig, um sich vom Norden nach



Digitized by Google

Aegypten zu begeben. Konstantinopel wird Truppen nach Alexandrien und Rosette schicken, und da muß ich dort sein. Das Heer jedoch, das später auf dem Landwege eintreffen wird, fürchte ich dieses Jahr nicht. Bis an den Rand der Wüste werde ich die Feinde vernichten! Ich will den Weg auf zwei Jahre hinaus für den Durchzug einer Armee unbrauchbar machen. Auf den Trümmern ist es für sie unmöglich, zu leben!"

Mémoires de Bourrienne.

## Der General Bonaparte und der Mameluck Rustam in Aegypten, 1799.

Von allen Mameluken Bonapartes war Rustam der populärste. Er hatte ihn aus Aegypten mitgebracht. Ein geborener Georgier wurde Rustam fünfmal als Sklave verkauft, bis er dann auf sehr abenteuerliche Weise in Aegypten landete. Er wurde dem Obergeneral vorgestellt, der einige eingeborene Diener suchte. Das erste was Bonaparte tat, war, Rustam am Ohrläppchen zu zupfen und zu fragen, ob er reiten könne.

Rustam bejahte.

Darauf fragte Bonaparte, ob er auch den Säbel gebrauchen könne.

„Ja," sagte Rustam, „ich habe bereits mehrere Araber niedergesäbelt." Und dabei zeigte er dem General eine an der Hand erhaltene Wunde.

Bonaparte erwiderte: „Gut. Wie heißt du?"

„Ijahia."



Digitized by Google

„Das ist ja ein türkischer Name; wie hat man dich in Georgien genannt?"

„Ich heiße Rustam-Rustam."

„Ich will nicht, daß du den türkischen Namen trägst; du sollst dich Rustam nennen," sagte Bonaparte und gab dem Mamelucken einen gravierten Säbel, dessen Knauf mit sechs großen Diamanten geschmückt war, sowie ein paar mit Gold verzierte Pistolen. „Da, das ist für dich," fügte der General hinzu; „ich gebe sie dir und will auch ferner für dich sorgen."

Am selben Abend noch servierte der Mameluck das Abendessen beim General und wachte die Nacht vor seiner Tür liegend. Sechs Tage später trat er mit seinem Herrn die Reise nach Frankreich an.

**Mémoires inédits de Roustam, mameluck de Napoléon I^er^.**

## General Bonaparte und General Moreau. Erste Zusammenkunft in Paris, 1799.

Nach der Rückkehr des Generals Bonaparte aus Aegypten bewerkstelligte der Präsident des Direktoriums, Louis Jérôme Gohier, die erste Zusammenkunft der beiden Rivalen, Moreau und Napoleon.[1] Er lud beide zu sich ein, und sie schienen einer wie der andere von diesem Zusammentreffen geschmeichelt zu sein.

[1] Es ist falsch, wenn Napoleon selbst auf Sankt Helena behauptet, er habe Moreau zum erstenmal bei Gelegenheit des berühmten von den beiden Räten veranstalteten Banketts gesehen. Er hatte dem General Moreau sogar einen diamantengeschmückten Damaszenerdegen aus Aegypten mitgebracht.



Digitized by Google

Im ersten Augenblick betrachteten beide Generale sich schweigend, dann ergriff Bonaparte als erster das Wort und sagte Moreau, daß er bereits lange gehofft hätte, ihn kennen zu lernen.

„Sie kehren aus Aegypten siegreich zurück," antwortete Moreau, „ich hingegen aus Italien mit einer großen Niederlage.[1] Wenn Joubert, der entschlossen war, die ersten Augenblicke der durch seine Gegenwart hervorgerufenen Begeisterung zu benutzen, sich sofort nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber zur Armee begeben hätte, wären die Russen ohne Zweifel nicht imstande gewesen, mit den wenigen Truppen, die sie damals besaßen, dem Ungestüme von Jouberts Angriff zu widerstehen. Die vier Wochen jedoch, während denen er durch seine Verheiratung in Paris zurückgehalten wurde, ließen ihnen Zeit, alle ihre Kräfte zu vereinigen; außerdem waren sie infolge der vorzeitigen Uebergabe von Mantua um 15 000 Mann verstärkt, die am Tage vor der Schlacht eintrafen. Unmöglich konnte unsere tapfere Armee so überlegenen Kräften standhalten. Die Masse hat immer die Oberhand über die geringere Anzahl."

„Da haben Sie recht," sagte Bonaparte, „die Masse schlägt immer die geringere Zahl."

„Und doch, General," fiel Gohier ein, „schlugen Sie oft mit geringeren Truppen die Ueberzahl."

„Auch in diesen Fällen," erwiderte Bonaparte, „war es stets die kleine Zahl, die von der großen geschlagen wurde."

[1] Er meinte die Schlacht bei Novi am 15. August 1799, bei der jede der beiden Armeen 8000 Tote auf dem Schlachtfeld zurückließ.



Digitized by Google

Dies veranlaßte ihn, seine Taktik zu erklären:

„Wenn ich mich mit geringen Kräften vor einer großen Armee befand, so zog ich schleunigst die meinige zusammen, fiel wie der Blitz über einen der Flügel des Feindes her und rannte ihn über den Haufen. Darauf benutzte ich die Verwirrung, die dieses Manöver niemals verfehlte, in der feindlichen Armee hervorzurufen, um auf einer andern Seite anzugreifen, und dies tat ich stets mit allen mir zur Verfügung stehenden Kräften. So schlug ich das feindliche Heer gewissermaßen im Einzelnen, und der Sieg war stets, wie Sie sehen, der Triumph der Massen über die geringere Anzahl."

Mémoires de L. J. Gohier.

## Der General Bonaparte und Gohier, der Präsident des Direktoriums, in Paris, 1799.

Bonaparte liebte Sieyès nicht und hatte die Absicht, ihn aus dem Direktorium zu entfernen.[1] Kurz nach seiner Rückkehr aus Aegypten traf er zufällig mit ihm beim Präsidenten Gohier bei einem Diner zusammen, richtete jedoch nicht ein einziges Wort an den ihm verhaßten Mann, ja er tat sogar, als sähe er ihn nicht.

Einige Tage später machte er Gohier wieder einen Besuch. „Ich bin," sagte Bonaparte zu ihm, „fast ebenso erstaunt gewesen, Sieyès in Ihrem Salon zu

[1] Und dennoch bereitete Bonaparte mit Sieyès gemeinsam die Ereignisse des 18. Brumaire vor.



Digitized by Google

treffen, als ich es war, wie ich ihn bei meiner Rückkehr nach Frankreich im Direktorium antraf. Durch seine Weigerung, sogleich in das Direktorium einzutreten, hat er sich gerichtet.[1] Welche Gründe haben vorherrschen können, ihn ein zweites Mal zu ernennen? ... Die während seiner diplomatischen Sendung angeknüpften Verbindungen könnten gerade keine besondere Empfehlung bei der Gesetzgebenden Körperschaft für ihn sein."

„Dennoch," erwiderte Gohier, „hat die Bedeutung dieser angeblichen Verbindungen den meisten Einfluß auf seine Ernennung gehabt. Sieyès, sagten allenthalben seine Unterhändler, habe sich gegen den König von Preußen so angenehm gezeigt, daß seine Ernennung allein uns den Frieden sichern könne."

„Was," rief Bonaparte, „die Verbindungen Sieyès' mit dem Hause Braunschweig haben ihn ins Direktorium gebracht? Aber gerade sie hätten ihn im Gegenteil auf immer daraus entfernen müssen!"

Gohier konnte nicht umhin, zu gestehen, daß man heute derselben Ansicht sei, und daß die argwöhnischen Republikaner jetzt über die Eile, mit der Sieyès zu einem

[1] Der Abbé Sieyès stand den geheimen Abstimmungen am 13. Vendémiaire (4. Oktober 1795) nicht fremd gegenüber, ja man behauptete sogar, er habe durch geheime Intrigen die Feder der stattfindenden Ereignisse zum Springen gebracht. Nichtsdestoweniger nahm er die Ernennung zum Mitgliede des Direktoriums nicht an, ebenso nicht den Posten als Minister des Auswärtigen. Im Jahre 1799 erfolgte seine zweite Ernennung ins Direktorium, und dieses Mal nahm er sie an. Vorher war er in diplomatischer Sendung als außerordentlicher Bevollmächtigter an den Hof des Königs von Preußen gesandt worden, wo er sehr ausgezeichnet wurde. Er war es, der durch Vermittlung des Königs, dessen Geschäftsträger nach Konstantinopel ging, dem General Bonaparte in Aegypten von den beklagenswerten Zuständen in Frankreich Mitteilung machte.



Digitized by Google

der Oberhäupter der Regierung ernannt werden wollte, während er zuerst sich geweigert hatte, Direktorialmitglied zu werden, nachdächten und daraus die verhängnisvollsten Schlüsse zögen.

„Diese Republikaner haben recht," gab Bonaparte lebhaft zurück. „Wenn Sie nicht acht geben, Präsident, so wird Sie dieser arglistige Priester dem Auslande überliefern."

Dann fuhr er fort: „Bei meiner Ankunft in Paris haben mir viele gute Bürger versichert, man habe es sehr bedauert, daß ich bei dem Austritt Reubells nicht in Frankreich gewesen sei." [1]

„Gewiß," erwiderte Gohier, „hätten Sie alle Stimmen für sich gehabt, wenn nicht ein Artikel der Verfassung ihrer Ernennung ein Hindernis in den Weg gelegt haben würde. [2] Ohne Zweifel ist es Ihnen bestimmt, nachdem Sie die Republik so ruhmreich verteidigt, eines Tages an der Spitze der Regierung zu stehen, deren unveränderliche Dauer durch Ihre Siege gesichert ist. Unser Gesellschaftsvertrag jedoch fordert unbedingt vierzig Jahre, um ins Direktorium eintreten zu können, und Sie haben noch glückliche Jahre zur Verteidigung der Republik vor sich, ehe Sie in die Regierung berufen werden können."

„Und Sie selbst halten fest an dieser reglementsmäßigen Verfügung," fuhr Bonaparte fort, „welche die

[1] Jean Reubell war 1795 Präsident des Direktoriums geworden und hatte sich als solcher einen fast tyrannischen Einfluß auf die übrigen Direktorialmitglieder erworben. Der Neid und die Mißgunst Barras' und Merlins veranlaßten 1799 seinen Sturz.

[2] Jedes Mitglied des Direktoriums mußte mindestens das vierzigste Jahr erreicht haben; Napoleon aber war erst dreißig Jahre alt.



Digitized by Google

Republik der Männer beraubt, die ebenso fähig sind, sie zu regieren als sie zu verteidigen?"

„Nichts, General, könnte in meinen Augen die Verletzung dieses Artikels entschuldigen."

„Präsident, das heißt, sich an den Buchstaben hängen! Das ist verderblich! . . . Diejenigen, die der Redaktion der Verfassungsakte vorstanden, haben nicht genug darüber nachgedacht, daß die durch die Revolution in allen Gemütern hervorgebrachte Reife wesentlich bedeutender ist als die Reife des Alters, die nicht allein in Betracht gezogen werden darf. Uebrigens sind es nicht ehrgeizige Pläne, die mich zu solchen Beobachtungen veranlassen, sondern die Besorgnis, die eine so unbegreifliche Wahl den Republikanern eingeflößt hat, und die ich nicht umhin kann, zu teilen."

Mémoires de L. J. Gohier.

General Bonaparte, Gohier, Boulay de la Meurthe und Moulin in Paris, 18. Brumaire des Jahres VII (9. November 1799).

Die Ereignisse des 18. Brumaire bereiteten sich vor. Während Bonaparte und Sieyès die letzte Hand an die zum Ausbruch kommende Verschwörung legten, versammelte sich am Morgen des ereignisschweren Tages eine Kommission der Inspektoren der beiden Räte in den Tuilerien zu einer außerordentlichen Sitzung.



Digitized by Google

Das Dekret der Ueberführung der Gesetzgebenden Körperschaft nach Saint-Cloud sollte unterschrieben werden.

Der Präsident Gohier mochte noch immer nicht an die Verschwörung glauben, weil Bonaparte ihm versprochen hatte, am 18. bei ihm zu Abend zu essen. Er begab sich daher in höchster Aufregung nach den Tuilerien, wo er bereits die Inspektoren der beiden Räte, Sieyès, Roger-Ducos und einige Abgeordnete versammelt fand. Bald darauf erschien Bonaparte.

„Ich sehe mit Vergnügen," sagte er zu den beiden Direktorialmitgliedern Gohier und Moulin gewendet, „daß Sie sich unsern Wünschen, den Wünschen Ihrer beiden Kollegen fügen."

Gohier: „Wir fügen uns den Wünschen des Gesetzes, General; sein Wille ist, daß das Dekret, welches die Sitzungen des Gesetzgebenden Körpers nach Saint-Cloud verlegt, sofort ohne Aufschub veröffentlicht werde. Wir müssen die uns auferlegten Pflichten erfüllen und sind entschlossen, das Gesetz gegen die beabsichtigten Angriffe zu verteidigen."

Bonaparte: „Ihr Eifer, Präsident, erstaunt mich nicht, und weil Sie ein Mann sind, der eng mit seinem Vaterland verwachsen ist, haben Sie sich mit uns vereinigt, um die Republik zu retten."

Gohier: „Die Republik zu retten! . . . Es gab eine Zeit, General, in der Sie die Ehre hatten, die Stütze der Republik zu sein, heute jedoch kommt der Ruhm, sie zu retten, allein uns zu!"

Bonaparte: „Vielleicht mit den Mitteln, die Ihnen Ihre Verfassung verschafft? Sehen Sie doch, wie sie



Digitized by Google

überall zusammenstürzt. Diese Verfassung kann nicht mehr bestehen!"

Gohier: „Wer hat Ihnen das gesagt, General? Treulose, die weder den Mut noch den Willen haben, sie aufrechtzuerhalten. Und haben nicht alle die, die hier versammelt sind, noch vor wenigen Tagen diese Verfassung gepriesen? Sind die Schwüre, die während der Sitzungen der Gesetzgebenden Körperschaft freiwillig geleistet wurden, nicht von ganz Frankreich gehört und wiederholt worden? General, verstehen Sie doch etwas besser unsere Lage! Kaum sind Sie einige Tage wieder in Frankreich, wo Sie unter dem Jubel unserer Siege landeten. Ueberall triumphiert die Republik, sie triumphiert ohne Sie — und Sie kommen und bieten sich an, sie zu retten! — Würden Sie sich einer andern Sprache bedienen, wenn sie besiegt wäre und sich unter dem Joch der Fremdherrschaft befände?"

Darauf nahm Boulay de la Meurthe das Wort:

„Ich gebe zu, daß bedeutende Siege unsere Grenzen vor einer Invasion schützen, aber nicht in den fremden Truppen haben wir die größten Feinde!"

Gohier: „Es ist mir nicht gestattet, dies zu bezweifeln, aber wir werden über jene Feinde ebenso triumphieren, wie wir dies über die fremden getan haben."

Boulay: „Sie haben bedeutende Mittel! Das Gesetz über die Geiseln! — erzwungene Anleihen!"

Gohier: „Das sind diejenigen, die wir von der Kommission der Elf haben, und Sie waren eins ihrer einflußreichsten Mitglieder. Muß die konstitutionelle Ordnung gestürzt werden, damit Sie wirksamere unterbreiten?"



Digitized by Google

Ein Bote überreicht Bonaparte ein Schreiben.

Bonaparte: „General Moulin, Sie sind mit Santerre verwandt?“ [1]

Moulin: „Ich bin durchaus nicht mit Santerre verwandt, wohl aber sein Freund.“

Bonaparte: „Man teilt mir soeben mit, daß er die Einwohner des Faubourg Saint-Antoine zum Aufstande antreibt und sich an ihre Spitze stellen will. Bei der ersten Bewegung von seiner Seite lasse ich ihn erschiessen!“

Moulin: „Haben Sie denn die Macht dazu, General? — Uebrigens ist Santerre kein Aufwiegler; er wird nur vorgehen, sobald er dazu den Befehl von einer Gewalt erhält, die Sie selbst bis auf den heutigen Tag nicht verleugnet haben.“

Bonaparte: „Es gibt kein Direktorium mehr!“

Gohier: „Was, es gibt kein Direktorium mehr! — Sie irren sich, General; Sie wissen wohl, daß Sie sich verpflichtet haben, heute bei seinem Präsidenten[2] zu Abend zu essen! Sollte das nur geschehen sein, um Ihre feindlichen Absichten besser verbergen zu können und sollte es nicht in Ihrer Macht stehen, die Zusage dieser Einladung aufrechtzuerhalten? Sie selbst haben den Tag bestimmt!“

[1] Antoine Joseph Santerre, Revolutionsmann und General der republikanischen Heere, 1752—1809. Er wurde nach dem 18. Brumaire verabschiedet, blieb jedoch noch immer mit den führenden Geistern in Beziehung.

[2] Gohier war am 30. Prairial des Jahres VII (18. Juni 1799) zum Präsidenten des Direktoriums ernannt worden. Auf diesem Posten fand ihn Bonaparte bei seiner Rückkehr aus Aegypten. Am 17. Brumaire, dem Tage vor dem Staatsstreiche, hatte sich der General in ganz bestimmter Absicht für den 18. bei dem Präsidenten zum Essen eingeladen; an seinerstatt jedoch erschien an diesem Tage einer seiner Abgesandten, um von dem Direktor seinen Abschied zu fordern.



Digitized by Google

Bonaparte: „Meine Absichten sind nicht feindlich. Die Republik ist in Gefahr; sie muß gerettet werden! — Ich will es! — Und nur durch energische Mittel werden wir dazu gelangen. Sieyès und Ducos nehmen ihren Abschied, Barras hat gleichfalls den seinen eingereicht; Sie beide sich selbst überlassen, werden sich nicht weigern, ebenfalls zu gehen!!"

Moulin: „Erkennen Sie doch Ihren Irrtum, General! Ein französischer Soldat verläßt, selbst wenn er als vorgeschobene Wache auf dem vom Feinde unterminierten Boden steht, niemals seinen Posten aus Furcht vor einer Explosion! Einem republikanischen General kann man nicht das Benehmen zweier Deserteure als Beispiel vorführen."

Gohier: „Lähmt ihre Verabschiedung heute das Direktorium, General, so wird es schon morgen wieder vollständig sein."

Boulay: „Lassen Sie, General; ein Beschluß von einigen Zeilen wird alles in Ordnung bringen."

Gohier: „Und wer kann diesen Beschluß erlassen?... wer kann alles so ins reine bringen, wie Boulay de la Meurthe es will? — Uebrigens, die Verfassung besteht fort; sie muß noch, wenigstens heute allen zur Richtschnur dienen! Es ist der Kommission nicht unbekannt, daß nach dem Paragraphen 103, den ich ihr bereits schriftlich wiederholt habe, keins der Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers, sobald das Dekret seiner Ueberführung erlassen ist, in der ihm überwiesenen Gemeinde über etwas beraten kann, ohne sich eines Vergehens gegen die Republik schuldig zu machen. . . . Und Sie, General, der Sie behaupten, sie retten zu wollen, verhehlen Sie sich



Digitized by Google

nicht die Nichtigkeit der Macht, mit der Sie der Rat der Alten belehnt hat. Dem Gesetzgebenden Körper kommt es zu, den Befehlshaber seiner Garde zu ernennen, und nur dem Direktorium gebührt das Recht, Sie wieder an die Spitze der Heere zu stellen, die Sie mit so viel Glanz befehligten."

Auf diese Weise endigte die berühmte Sitzung der Kommission der Inspektoren der Räte, während welcher man nichts tat als sich gegenseitig sein Unrecht vorwerfen.

Mémoires de L. J. Gohier.

## Bonaparte, Bourrienne und Josephine in Paris, nach dem 18. Brumaire 1799.

Das Direktorium hatte aufgehört zu sein. Um drei Uhr morgens nach den stürmischen Auftritten des 18. Brumaire stieg der General Bonaparte mit Bourrienne in seinen Wagen, um von Saint-Cloud nach Paris zurückzukehren. Bonaparte war außerordentlich abgespannt; eine neue Zukunft eröffnete sich ihm, und so überließ er sich vollkommen seinen Gedanken, kein Wort kam während der Fahrt über seine Lippen. Als er jedoch in seiner Wohnung in der Rue de la Victoire angelangt war und der sehr besorgten Josephine guten Tag gewünscht hatte, sagte er zu Bourrienne:

„Ich habe wohl viele Dummheiten geschwatzt, Bourrienne?"

„Nicht zu wenig, General."

„Ich spreche lieber zu Soldaten als zu Rechts-



Digitized by Google

gelehrten. Diese Esel haben mich vollkommen verwirrt. Ich habe nicht die Erfahrung, in Versammlungen zu sprechen. Es wird schon noch werden."

Darauf plauderten alle drei zusammen; Frau Bonaparte hatte sich endlich beruhigt und der General seine ganze Sicherheit wiedergewonnen. Die Ereignisse des Tages bildeten natürlich den Gesprächsstoff ihrer Unterhaltung. Josephine, die die Familie Gohier sehr gern mochte, sprach nicht ohne Absicht den Namen des Direktors aus.

„Was willst du, meine liebe Freundin," sagte Bonaparte, „meine Schuld ist es nicht. Warum hat er nicht gewollt? Er ist ein braver Mann, aber ein Tropf. Er versteht mich nicht. . . . Ich sollte ihn vielleicht deportieren lassen. Er hat gegen mich an den Rat der Alten geschrieben; aber sein Brief ist in meinem Besitz, und der Rat weiß nichts davon. Der arme Mann!.... Gestern erwartete er mich zum Diner . . . Und das nennt sich Staatsmann! Ach, sprechen wir nicht mehr davon!"

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung wurde auch der Name Bernadotte ausgesprochen.

„Haben Sie ihn gesehen, Bourrienne?" fragte Bonaparte.

„Nein, General."

„Ich auch nicht; ich habe auch nicht von ihm sprechen hören. Begreifen Sie ihn? Ich habe heute eine Menge Intrigen von ihm erfahren. Denken Sie, er verlangte nichts weniger als mein Kollege im Oberbefehl zu werden. Er sprach davon, mit den Truppen, die man ihm zu befehligen gäbe, die Verfassung aufrecht zu erhalten. Aber es kommt noch besser; man



Digitized by Google

hat mir versichert, daß er die Kühnheit besessen, hinzuzufügen, man würde, wenn es nötig wäre, schon Mittel und Wege finden, mich für ‚vogelfrei' zu erklären, und es würde wohl fähige Soldaten geben, die diesen Beschluß ausführen könnten."

„Das alles, General, muß Sie ein Urteil über die Strenge seiner Grundsätze bilden lassen."

„Ja, ich verstehe wohl . . . Es liegt etwas darin . . . Er glaubt fest daran, denn ohne seine Hartnäckigkeit müßte es meinen Brüdern gelungen sein, ihn umzustimmen. Sie sind miteinander verwandt. Seine Frau ist die Schwägerin Josephs.[1] Sie hat viel Macht über ihn; ich selbst . . . kurz, ich frage Sie, bin ich ihm nicht genug entgegengekommen? Sie sind Zeuge gewesen. Moreau, der einen ganz anderen militärischen Ruf als er hat, ist sofort gekommen. Ich bereue übrigens, daß ich Bernadotte ein wenig zu viel geschmeichelt habe. Ich habe daher die Absicht, ihn von allen diesen Intrigen zu entfernen, ohne daß man daraus Schlüsse ziehen könnte. Ich vermag mich nicht anders als auf diese Weise an ihm zu rächen; Joseph liebt ihn, und ich würde jedermann gegen mich haben. Ah! Was sind Familienrücksichten doch für dumme Geschichten! Gute Nacht Bourrienne! . . . Ach, was ich noch sagen wollte: Wir schlafen morgen im Luxembourg!"

Mémoires de Bourrienne.

[1] Bernadotte war mit Désirée Clary, der jüngeren Schwester Julie Clarys, Joseph Bonapartes Gattin, vermählt.



Digitized by Google

## Der Erste Konsul und die Royalisten Graf Paul Hyde de Neuville und General d'Andigné in Paris, 1799.

Graf Paul Hyde de Neuville, ein eifriges Mitglied des Klubs von Clichy und infolgedessen Gegner der bestehenden republikanischen Regierung, hatte kurz nach dem 18. Brumaire mit dem Ersten Konsul eine Zusammenkunft, in der er ihm die Wiedereinsetzung der Bourbonen vorschlug. Gleichzeitig mit Hyde wurde der royalistische General d'Andigné vorgelassen, der Bonaparte einen Brief der Oberbefehlshaber der royalistischen Armee überreichte.

Der Gedanke, mich bald dem berühmten Manne gegenüber zu sehen, beginnt Hyde seinen Bericht, diesem Manne, der in seinen Händen das Geschick der Sache hielt, der ich mein Leben geweiht, machte tiefen Eindruck auf mich. Und diese innere Bewegung überstieg noch den Grad der Verherrlichung, den der General sich bis dahin erworben. Herr von Talleyrand führte mich in einen kleinen Salon, indem er mir sagte, er wolle den Ersten Konsul benachrichtigen. Ich wartete lange. Mit der ganzen Verantwortlichkeit, die auf mir lastete, beschäftigt und eifrig bemüht, kein Wort meinem Munde entschlüpfen zu lassen, das die Lage der Vendée und die jedes einzelnen Anführers hätte bloßstellen können, dachte ich jedoch viel weniger an die Persönlichkeit, die ich sehen würde, als an das, was ich sagen wollte.

Die Tür ging auf. Instinktiv betrachtete ich den,



Digitized by Google

der eintrat; klein, mager, das Haar klebte ihm an den Schläfen, sein Gang war zögernd. Der Mann, der da vor mir erschien, entsprach in nichts demjenigen, den sich meine Phantasie vorgestellt hatte.

Es fehlte mir so sehr an Scharfblick, daß ich den Eintretenden für einen Hofbeamten nahm. Mein Irrtum befestigte sich noch, als er das ganze Zimmer durchschritt, ohne nur einen einzigen Blick auf mich zu werfen. Darauf lehnte er sich an den Kamin an und hob den Kopf. Jetzt aber schaute er mich so ausdrucksvoll, so durchdringend an, daß ich unter dem Feuer dieses forschenden Auges meine ganze Fassung verlor. Der Mann war plötzlich vor meinen Augen um 100 Ellen gewachsen. Später habe ich mich oft gefragt, ob meine damalige Erregung nicht das instinktive Vorgefühl der Zukunft gewesen?

Der General begrüßte mich kalt; sein in seiner Durchdringlichkeit fast hartes Wesen drückte indes sichtliches Wohlwollen für meine Person aus. Ich glaube, er merkte die Verwirrung, die ich zu überwinden suchte, und fühlte sich dadurch geschmeichelt. Er war damals noch nicht so abgestumpft, daß es ihm gleichgültig war, welchen Eindruck er hervorrief, im Gegenteil: er schien darauf auszugehen, einen möglichst guten oder imponierenden zu machen. Die Zusammenkunft, um die ich ihn bat, ward für den nächsten Abend, den 27. Dezember [1799] festgesetzt. Wir wechselten nur einige Worte in bezug auf den Gegenstand dieser Zusammenkunft, und sie zeichneten sich von seiner Seite durch eine fast bewunderungswürdige Mäßigung für die Vendée aus. Er gestand, daß dies ein edler, schöner Krieg sei,



Digitized by Google

man sei im Recht, sich zu schlagen, aber seit er zur Macht gelangt, müsse sein Wort jedermann als Bürgschaft dienen. Die Fragen wurden kaum gestreift, keine wurde gründlich behandelt und alles für den nächsten Tag aufgeschoben.

Unsere zweite Zusammenkunft mit dem Ersten Konsul fand in Gegenwart des Herrn von Talleyrand statt. Bonaparte empfing uns im Luxembourg um 10 Uhr abends. Er schien mir nervöser als am Tage zuvor, empfing uns jedoch gut. Fast während der ganzen Unterhaltung stand er mit auf dem Rücken verschränkten Armen da, und wenn er in seiner Rede lebhafter wurde, durchmaß er mit großen Schritten den Saal, in dem wir uns aufhielten. Er sprach zuerst mit Herrn von Andigné über einen seiner Brüder, dessen Bekanntschaft Bonaparte im Regiment La Fère gemacht und den er dann in Malta und Aegypten wieder gesehen hatte. Er lobte ihn sehr und erkundigte sich nach ihm. Dann las er den Brief, den wir ihm überreichten. Die Frage, welche den Gegenstand unserer Sendung bildete, ward sogleich aufgenommen, und man kam darauf überein, unter welchen Bedingungen über den Frieden unterhandelt werden sollte.

Die Wiedererstattung der nicht verkauften Güter der emigrierten Offiziere, die Befreiung von der Aushebung für alle aufständigen Departements stießen auf keinen Einwand. Hinsichtlich der Wiedereinsetzung der Religion warf der Erste Konsul einige Einzelheiten ein, gab jedoch sofort nach, als Talleyrand sich in demselben Sinne aussprach wie wir. So wichtig aber auch



Digitized by Google

alle diese verschiedenen Gegenstände waren, so dienten sie doch nur unseren wahren Gedanken als Deckmantel. Es mußte ein heißeres Gebiet betreten werden.

Daß Napoleon uns rohe Vorschläge, wie man sie ihm bei Gelegenheit dieser Zusammenkunft in den Mund gelegt hat, gemacht habe, ist unwahr. Er hätte sich uns dadurch im gewissen Sinne entgehen lassen; im Gegenteil, er beobachtete gerade gegen uns persönlich alle Rücksicht und allen Anstand, sogar in den Augenblicken, wo er sich zu schroffen Ausdrücken hinreißen ließ. Uebrigens hatte dieses ziemlich heftige Wesen für mich den Charakter eines gewollten Zornes, bei dem man vollkommen Herr seiner selbst ist, der einem gestattet, alles zu sagen, der die ganze Befriedigung desjenigen findet, der sich ihm hingibt, ja vielleicht genau vorher berechnet wurde. Seit jenem Tage habe ich immer gedacht, daß dabei die Taktik ebenso viel Anteil hatte als die Veranlagung Napoleons.

Auch Herr von Andigné zeigte sich nicht als ein Wütender, sondern nur als ein mutiger Mann. Vielleicht war ich etwas mäßiger als er, aber wir waren beide wie wir sein mußten: fest in unserm Glauben und unerschütterlich angesichts der Verlockung, denn der große Mann ließ nichts außer acht, um uns zu überzeugen, daß die Royalisten zu ihm kommen müßten.

„Die Bourbonen haben kein Glück mehr," sagte er zu uns, „Sie haben für sie alles getan was Sie konnten und mußten; Sie sind tapfer; stellen Sie sich auf die Seite des Ruhmes! Ja," fügte er hinzu, sich besonders an mich wendend, „schwören Sie zu meiner Fahne; meine Regierung wird die der Jugend und des Geistes sein!"



Digitized by Google

Herr von Andigné machte eine Bewegung und rief: „Unser Platz ist wo anders!"

Darauf entgegnete der Erste Konsul voller Stolz: „Würden Sie wohl erröten, den Rock zu tragen, den Bonaparte trägt?"

Er selbst gestand uns darauf, daß er unter dem „pfuscherhaften Direktorium" — dieses Ausdrucks bediente er sich — an die Bourbonen gedacht, dann aber erkannt habe, daß Frankreich sie zurückweisen und Europa ihre Rückkehr nicht mehr wünschen würde. Hierauf ließ er sich in beleidigenden Aeußerungen gegen die königliche Familie aus.

„Warum sind sie nicht gekommen, um sich zu schlagen?" rief er.

Wir antworteten, daß wir derartige Reden nicht mit anhören könnten; unsere Prinzen seien tapfer, gebieterische Umstände allein hätten sie davon abgehalten, und er selbst müsse fühlen, daß seine Worte unsere Lage sehr peinlich gestalteten.

Andigné nahm seinen Hut und sprach sehr laut; Bonaparte mäßigte sich und sagte uns einige Augenblicke darauf: „Was fehlt Ihnen denn schließlich, um den Bürgerkrieg zu beenden?"

„Zwei Dinge," antwortete ich; „Ludwig XVIII., um rechtmäßig über Frankreich zu regieren, und Bonaparte, um es mit Ruhm zu bedecken!"

Weit entfernt, ihn zu verletzen, schienen meine Worte ihm zu gefallen, denn ich sah ihn lächeln. Die Rechtmäßigkeit wurde mir um des Ruhmes willen vergeben. Er behauptete indes von neuem, er werde die Bourbonen nicht wieder einsetzen, und wiederholte



Digitized by Google

mehrmals, daß wenn die Royalisten nicht auf seine Seite übergingen, er sie alle verderben würde.

„Ich werde Eure Städte und Eure Hütten verbrennen!" rief er. Im übrigen sprach er stets nur mit Achtung von den Royalisten, und von den der Kirche treugebliebenen Geistlichen mit Wertschätzung.

„Auch ich will gute Priester haben," sagte er — und dabei stand Talleyrand neben ihm. „Um des Landes, um meinetwillen will ich, daß man die Religion achtet, beschützt; in dieser Hinsicht verstehen wir uns."

Wir trennten uns, ohne zu einem Abschluß gekommen zu sein, aber der Hauptpunkt war nach dieser Zusammenkunft entschieden.

Mémoires et souvenirs du Baron Hyde de Neuville.

Hyde de Neuvilles Begleiter, der royalistische General d'Andigné erzählt dieselbe Unterhaltung etwas anders.

Wir wurden, sagt er, in ein im Erdgeschoß gelegenes Kabinett geführt. Wenige Augenblicke nach uns trat ein kleiner, elend aussehender Mann ein. Er trug einen olivenfarbenen Rock, sein Haar hing in Strähnen herab, und sein Aeußeres war außerordentlich vernachlässigt. Nichts in seiner ganzen Erscheinung verriet, daß dies ein bedeutender Mann sein könne. Ich war daher auch ein wenig erstaunt, als Hyde mir sagte, daß dies der Erste Konsul sei.

Ich verbeugte mich und überreichte ihm einen Brief der Hauptanführer der royalistischen Armeen.



Digitized by Google

Zuerst sagte er mir viel Schmeichelhaftes über meinen Bruder, dann, als er den Brief gelesen, setzte er hinzu: „Es ist gut."

Darauf brachte er die Unterhaltung auf den Krieg der Royalisten. Er sprach sich sehr lobend über den Mut und die Kraft der Bewohner unserer Provinzen aus. „Sie haben sehr recht getan, sich gegen eine Regierung, die Sie unterdrücken wollte, zu verteidigen," fügte er hinzu, „aber die Zeiten haben sich geändert, und nichts darf Sie verhindern, mit mir zu unterhandeln."

Der Erste Konsul hatte bereits die Bedingungen, welche die royalistischen Kommissare vom General Hédouville gefordert, in Händen.

„Dieser Vertrag ist zu lang," sagte er, „wenn Sie wollen, beenden wir das in fünf Minuten."

Dieser plötzliche Vorschlag ließ mich die Unzulänglichkeit meiner Vollmachten erkennen. Ihn kurz und bündig abzuweisen, war unmöglich; verschweigen, daß ich nicht das Recht habe, die Sachen so schnell zu Ende zu führen, war es nicht weniger. Ich antwortete daher, daß mir nichts lieber wäre, als mit ihm die Artikel des Vertrags zu regeln, daß aber die in Angers befindlichen Kommissare allein die Vollmacht besäßen, sie endgültig abzuschließen. Sie aber wiederum könnten nichts vor meiner Rückkehr beenden, da das Ziel meiner Reise sei, seine [Napoleons] Ansicht in bezug auf uns kennen zu lernen.

Wir besprachen verschiedene Artikel des geplanten Vertrags und einigten uns über die hauptsächlichsten, wie zum Beispiel über die Befreiung von der Aushebung



Digitized by Google

in den aufständigen Departements, über den Erlaß der rückständigen Steuern und andere.

Der Hauptpunkt aber, auf dem ich ganz besonders bestehen mußte, war die freie Ausübung der katholischen Religion, ohne daß unsere Geistlichen weder einem Eide noch irgend etwas anderm unterworfen sein würden. Als wir zu diesem Artikel gelangten, sagte der Erste Konsul:

„Ich werde die Religion nicht für Sie, sondern für mich wieder herstellen. Nicht daß wir andern, wir Adligen, sehr religiös wären, aber sie ist nötig für das Volk, und ich werde sie wieder einführen. Aber es müssen einige Worte in Ihrer diesbezüglichen Forderung geändert werden."

„Ich bitte Sie, General," antwortete ich, „bedenken Sie doch, daß hinsichtlich der Religion Worte oft Taten sind."

Diese Bemerkung erstaunte ihn. Talleyrand war gleichfalls meiner Meinung und wandte nichts ein.

Als wir darauf zu sprechen kamen, wie und auf welche Weise wir uns des Genusses der bewilligten Artikel versichern könnten, erklärte er, nichts unterzeichnen zu wollen. Ich sagte zu ihm: „Welche Bürgschaft aber geben Sie uns für die Ausführung dieses Vertrags?"

„Mein Wort."

„Ich vertraue Ihrem Wort, aber Sie sind sterblich. Wir können die Waffen nicht früher niederlegen, als bis die Artikel durch einen Beschluß des Gesetzgebenden Körpers in ein Gesetz verwandelt worden sind. Dieser Beschluß ist zu unserm Schutze gegen die schlechten Absichten der Hintermänner der Regierung und der Mit-



Digitized by Google

glieder der Gerichtsbarkeit von unbedingter Notwendigkeit."

„Die Regierung," erwiderte der Erste Konsul, „hat sich schon dadurch zu sehr erniedrigt, daß sie genötigt ist, mit Ihnen zu unterhandeln, sie wird daher schwerlich ihrer Schande Gesetzeskraft verleihen wollen."

„Jederzeit indes," antwortete ich, „haben die Regierungen die Bürgerkriege durch Verträge mit den gegen sie Krieg führenden Parteien beendet. Zuerst hat der Konvent, dann das Direktorium mit uns unterhandelt. Und wenn Sie eine Erhebung, deren Prinzipien, wie Sie selbst zugeben, ehrenwert waren, Rebellion nennen, warum wollen Sie uns dann weniger günstig behandeln als Ludwig XIV. die Camisarden des Vivarais? Wenn Sie übrigens darauf bestehen, nichts unterzeichnen zu wollen, so zwingen Sie uns damit, den Krieg fortzusetzen, denn wir können ihn nicht ohne Garantien abbrechen."

Nicht immer war zwischen uns die Frage über die Artikel auf eine so geordnete Weise behandelt worden. Der Erste Konsul schweifte oft ab, um auf seine persönlichen Angelegenheiten zu sprechen zu kommen. Dann kam er plötzlich wieder auf den Gegenstand, der mich zu ihm führte, zurück. Er schien mich durch die Strahlen seines Ruhmes blenden zu wollen, um leichter das zu erreichen, was er von mir wünschte.

Ich sprach ihm immer vom König. Einen Augenblick war er so ungeschickt, empört darüber zu scheinen.

„Sie sprechen immer vom König," sagte er, „Sie sind wohl Royalist?"

„Seit zehn Jahren kämpfe ich für die Wiederher-



Digitized by Google

stellung der französischen Monarchie," antwortete ich; „wie konnten Sie daher annehmen, daß ich nicht Royalist sei?"

„Nun, ich, ich bin nicht Royalist."

„Ich wünschte, Sie würden es."

Er lächelte und schien durch diese Antwort geschmeichelt.

Oft erhitzte er sich und schien sich vergessen zu wollen, aber eine kühle Antwort brachte ihn sofort wieder zu sich. Wenn er von den französischen Prinzen sprach, so geschah es stets, um den Gedanken abzuweisen, daß es möglich sei, ihrer Sache zu dienen. In einem Augenblick der Erregung sagte er:

„Die französischen Prinzen haben nichts für den Ruhm getan. Sie sind vergessen. Warum waren sie denn nicht in der Vendée; dort wäre ihr Platz gewesen!"

„Ihr Herz rief sie immer dahin, aber die Politik der auswärtigen Mächte hielt sie davon ab," antwortete ich.

„Dann hätten sie sich in ein Fischerboot werfen müssen!" rief er mit einer Stimme, die aus der Tiefe des Magens zu kommen schien.

Bei einer andern Gelegenheit sagte er: „Wenn sie in der Vendée gewesen wären, würde ich für sie gearbeitet haben. Aber Sie können sich nicht vorstellen, wie wenig Europa sich um sie kümmert! Es gab eine Zeit, ich gestehe es Ihnen, wo ich etwas zu ihren Gunsten tun wollte. Nach dem Frieden von Campo Formio sprach ich davon, ihnen eine bedeutende Versorgung zu stiften, aber kein Mensch wollte für sie nur das geringste Opfer bringen."



Digitized by Google

Wahrscheinlich glaubte er, uns durch Freigebigkeit oder Anstellungen gewinnen zu können. So fragte er uns in einem Augenblick, wo er vermutete, daß wir einverstanden seien:

„Was wollen Sie sein? Wollen Sie General, wollen Sie Präfekt sein? Sie und die Ihren können werden was Sie wollen."

Ich versicherte ihn, daß wir alle nichts zu sein wünschten. Diese Antwort schien ihm zu mißfallen.

„Ist es denn eine Schande," sagte er, „den Rock zu tragen, den Bonaparte trägt?"

„Durchaus nicht, aber wir gedenken nicht, morgen die Mächte zu bekämpfen, deren Verbündete wir noch gestern waren."

„Sie sind also die Verbündeten auswärtiger Mächte?"

„Sie wissen wohl," erwiderte ich, „daß wir gezwungen waren, die Hilfe anzunehmen, die England allein uns zu bieten vermochte, und wir können sie nicht so schnell vergessen."

Nach dem Frieden [mit der Vendée] machte er dem Grafen von Bourmont[1] dieselben Angebote. Auf dessen Weigerung sagte er: „Was bezwecken Sie denn? Sie wollen die Bourbonen wieder einsetzen, nicht wahr? Solange ich an der Spitze der Regierung bin, wird Ihnen das nicht gelingen. Nach meinem Tode können Sie machen was Sie wollen, das ist mir gleichgültig . . . Aber in diesem Falle werden Sie ihnen nicht dienen

[1] Graf Louis Auguste Victor de Graines de Bourmont, Befehlshaber der royalistischen Armee in der Vendée. Er entwickelte in diesem Kriege viel Tapferkeit und Talent, ergab sich schließlich der Uebermacht und ward wenigstens scheinbar ein Anhänger der Republik.



Digitized by Google

können, wenn Sie nichts sind. Wenn Sie jedoch eine Stellung haben, sind Sie vielleicht in der Lage, ihnen nützlich zu sein. Auf alle Fälle braucht die Regierung Leute, die ihr dienen. Wenn Sie keine Stellungen haben wollen, muß ich sie den Jakobinern geben, und dann wird man Sie verfolgen."

Jedesmal, wenn wir nicht mit ihm einverstanden waren, schien er geneigt zu sein, in die Höhe zu fahren. Ein paarmal war er auf dem Punkte loszuplatzen.

„Wenn Sie nicht Frieden machen," rief er in einem Augenblick, wo alles abgebrochen zu sein schien, „werde ich mit 100 000 Mann gegen Sie marschieren!"

„Wir werden versuchen," erwiderte ich kalt, „Ihnen zu beweisen, daß wir würdig sind, Sie zu bekämpfen."

„Ich werde ihre Städte verbrennen" . . .

„Dann leben wir in Hütten."

„Ich werde auch Ihre Hütten zu Asche machen."

„Dann ziehen wir uns in die Wälder zurück. Uebrigens werden Sie die Hütten friedlicher Ackerbauer verbrennen, werden die Grundeigentümer, die keinen Teil am Kriege nehmen, zugrunde richten . . . aber uns werden Sie nur dann finden, wenn wir es wollen, und inzwischen vernichten wir alle Ihre Kolonnen im Einzelnen."

Bei dieser Antwort ging seine Geduld zu Ende. „Sie bedrohen mich!" rief er mit furchtbarer Stimme.

„Ich bin nicht gekommen, um Sie zu bedrohen," entgegnete ich ruhig, „sondern ganz im Gegenteil, um Ihnen von Frieden zu sprechen. Im Gespräch haben wir uns ein wenig von unserm Gegenstand entfernt. Wenn Sie wollen, kommen wir wieder auf ihn zurück."



Digitized by Google

Diese Antwort beruhigte ihn sofort. Etwas später sagte er:

„Wenn ich Frieden geschlossen habe, werde ich schon Mittel finden, Sie zu unterwerfen."

„Sie sind nicht bereit, ihn zu schließen," antwortete ich.

„Den Frieden? Ich werde ihn bald haben. Mit dem Kaiser von Deutschland kann ich ihn abschließen, wenn ich will. . . . Er hat nicht vergessen, daß er mir seine Krone verdankt," fügte er mit erhobener Stimme hinzu. „Nach dem Frieden von Campo Formio lag es in meiner Macht, ihn zu entthronen. Ich habe es nicht getan; das vergißt er nicht und wird mit mir unterhandeln."

Bonaparte drückt sich in einem für das Ohr unangenehmen fremden Akzent auf kurze und energische Weise aus. Seine außerordentlich lebhafte Phantasie läßt ihn die Sätze einen in den andern verwickeln, so daß es ziemlich schwierig ist, seiner Unterhaltung zu folgen, und man sehr viel erraten muß. Ebenso beweglich in seinen Reden wie in seinen Plänen kommt er fortwährend von einem Gegenstand auf den andern. Er deutet eine Frage an, läßt sie fallen, kommt wieder darauf zurück, scheint kaum zuzuhören und verliert dennoch nicht ein Wort von dem, was man sagt. Ja man kann überzeugt sein, daß er jedes Wort in der Erinnerung behält, wenn er einmal Interesse daran genommen. Ein maßloser Ehrgeiz, der ihn über alles, was gewesen ist, sich erheben läßt, veranlaßt ihn, immer von sich selbst und seinen Taten zu sprechen. Dann wird er sehr weitschweifig und hört sich mit großem Wohlgefallen



Digitized by Google

sprechen. Er erspart einem nichts, was seiner Eitelkeit schmeicheln kann. Seine Ideen scheinen auf keinen bestimmten Punkt gerichtet zu sein: was er jetzt so will, möchte er im nächsten Augenblick ganz anders; vielleicht will er sogar ganz das Gegenteil. Nichts ist ihm heilig: die am besten eingeführten Gesetze, allgemein anerkannte Grundsätze, Worte, Schwüre — er verlacht alles! Glücklich ist der, über dessen Vertrauensseligkeit er sich nicht lustig macht, wenn er ihn durch Versprechungen betrogen hat. Ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit ich ihm von der Verfassung [des Jahres VIII, 1799] sprach, die er Frankreich gegeben.

„Die Verfassung!" . . . rief er lachend und bewies mir durch die Miene, die er bei dieser Antwort machte, genügend, daß er dem Volke nur eine Verfassung gegeben, um ihm die Zeit zu vertreiben, und daß er sich vorbehalten hatte, sie jedesmal, wenn sein Interesse es erheischte, zu verletzen.

Durch den Kleinmut der ihn umgebenden Männer wurde es ihm zur Gewohnheit, alle seinem Willen sich unterordnen zu sehen, und er war immer sehr erstaunt, wenn er auf das kleinste Hindernis in dieser Beziehung stieß. Bei dem geringsten Wort, das er zu ihnen sprach, zitterten sie, und so redete er mit ihnen wie mit Leuten, die man verachtet. Während der Audienz, die ich bei ihm hatte, öffneten sich plötzlich die beiden Flügeltüren des Kabinetts, und der Türhüter meldete mit lauter Stimme: „Der Minister des Innern!" [Lucien Bonaparte].

„Er soll warten," sagte Bonaparte kurz, und Lucien



Digitized by Google

zog sich schleunigst zurück. Kurze Zeit darauf ging die Tür wieder auf, und ich hörte melden: „Der Zweite Konsul der Republik!“ [Cambacérès]. Bonaparte sagte wieder: „Er soll warten!“ Dann fügte er hinzu: „Nein, nein, er soll durchgehen.“ Ohne daß er wagte, rechts oder links zu blicken, durchschritt Cambacérès mit so großer Schnelligkeit das Kabinett, daß seine Perücke wie Espenlaub zitterte.

In Zivil- und politischen Geschäften wie im Kriege kennt Bonaparte nur ein Ziel: so schnell wie möglich das zu erlangen, was er wünscht. Alle Mittel scheinen ihm recht, wenn er glaubt, damit etwas zu erreichen. Niemand verachtet die Menschen mehr als er: sie sind für ihn nur die Werkzeuge zur Ausführung seiner Pläne. Ob er ein paar mehr oder weniger in einem Unternehmen verliert, ist ihm höchst gleichgültig, wenn er nur sein Ziel erreicht. Nie werde ich die letzten Worte unserer Unterhaltung, nie den Ton vergessen, mit welchem er sie aussprach. Ich wollte nicht sofort, wie er erwartete, abschließen und bat um zwei Tage Bedenkzeit, während welchen ich die mit der Unterhandlung besonders betrauten Kommissare nach Paris kommen lassen wollte. Da sagte er, indem er mir einen teuflischen Blick zuschleuderte: „Zwei Tage! Niemals werde ich in zwei Tagen das tun, was ich in zwei Stunden beenden kann, und koste es mich auch 100 000 Mann!“

Mit diesen Worten verneigte er sich und entließ mich.

**Mémoires du général d'Andigné.**



Digitized by Google

## Der Erste Konsul und Frau Campan in Paris, 1800.

Als Napoleons Schwester Caroline den General Murat heiratete, sagte Napoleon zu Madame Campan,[1] die Caroline in Saint-Germain erzogen hatte: Ich mag keine Liebesheiraten; diese entflammten Köpfchen befragen nur den Vulkan ihrer Phantasie. Ich hatte andere Pläne. Wer weiß, was für eine Verbindung ich ihr verschafft hätte. Sie urteilt natürlich als Unbesonnene und erwägt nicht meine Lage. Es wird eine Zeit kommen, wo vielleicht Fürsten sich um ihre Hand streiten! Sie heiratet einen Tapferen; in meiner Lage genügt das nicht. Man muß das Geschick sich erfüllen lassen!

Journal anecdotique de Madame Campan.

## Der Erste Konsul und Bourrienne auf der Rückreise von Italien nach Paris, 1800.

Napoleon kehrte aus seinem zweiten italienischen Feldzug nach Paris zurück; Marengo hatte ihm neue Lorbeeren um die Siegerstirn gewunden. Bourrienne saß in dem bequemen Reisewagen an Bonapartes Seite, als sie durch die Bourgogne reisten. Napoleon hatte viel

[1] Jeanne Louise Henriette Campan, ehemalige Kammerfrau der Königin Marie Antoinette. Durch die Revolution ihres Vermögens beraubt, war sie nach dem 9. Thermidor gezwungen, eine Erziehungsanstalt in Saint-Germain zu eröffnen, die bald den größten Zuspruch hatte.



Digitized by Google

von den Ereignissen in Italien gesprochen und sagte unter anderem:

„Noch ein paar so große Ereignisse wie dieser Feldzug, und ich brauche die Nachwelt nicht zu fürchten!"

„Es scheint mir," entgegnete Bourrienne, „daß Sie schon genug vollbracht haben, und daß man lange und überall von Ihnen sprechen wird."

„Ach du lieber Gott! Genug getan! Sie sind gut! Es ist wahr, ich habe in weniger als zwei Jahren Cairo, Paris und Mailand erobert, aber, mein Lieber, wenn ich morgen stürbe, würde mir nach zehn Jahrhunderten kaum eine halbe Seite in einer allgemeinen Geschichte gewidmet werden."

Napoleon hatte recht: in ein paar Stunden der Lektüre ziehen mehrere Jahrhunderte an unserm Auge vorüber, und die Dauer einer Regierung, eines Lebens, ist darin nicht länger als ein Augenblick.

Mémoires de Bourrienne.

## Der Erste Konsul und der Staatsrat Roederer in Paris, August 1800.

Am 2. August 1800 ließ der Erste Konsul den Staatsrat Roederer zu sich rufen und sagte:

„Hier ist die Liste für die Amnestie der Vendée. Ich weiß nicht recht, was ich damit machen soll."

Roederer: „Amnestie bedeutet Vergessen. Da Sie eine Amnestie auf Bedingung bewilligt haben, darf sie



Digitized by Google

erst an dem Tage in Kraft treten, an welchem die Bedingungen erfüllt worden sind. Von diesem Tage aber an muß alles vergessen sein: keine Briefe, keine Begnadigung, keine Erlasse, wie man Ihnen zuerst vorgeschlagen. Im übrigen müssen Sie genau den Grund der Zusammenkünfte derjenigen wissen, die Ihnen Veranlassung zu Besorgnis geben."

Bonaparte: „Ihr Grund ist die Angst, daß ich sterbe, daß die Jakobiner die Oberhand gewinnen; und unter Jakobinern verstehen sie Sie und alle, die nicht zu ihnen gehören. Sie wollen auf jedes Ereignis vorbereitet und organisiert sein, um mir zu Hilfe zu kommen oder eine neue Regierung einzusetzen."

Roederer: „Ich glaube eher, sie wollen organisiert bleiben, um den Sold, den ihnen England bezahlt, nicht zu verlieren. Sie sind nicht wenig froh, ein paar hundert Taler zu haben, in die sie sich teilen können."

Bonaparte: „Ja, das kann wohl auch ein Grund mit sein, aber es ist nicht der einzige."

Roederer: „Wenn ihre Besorgnis daher kommt, daß sie in der Regierung keine Beständigkeit sehen, so sind sie nicht die einzigen. Sobald die Sorge des Krieges dem Nachdenken über die politische Existenz der Regierung Platz gemacht haben wird, muß sich ein jeder fragen: wie wird das enden? Wer wird Bonapartes Nachfolger sein? Wenn er morgen stirbt, was wird aus uns? Wen werden wir erhalten, wenn er seine Laufbahn beendet? Sie müssen uns unbedingt einen natürlichen Nachfolger bezeichnen."

Bonaparte: „Was Sie da sagen, ist keine starke Politik. Niemals hat man die Nachfolge durch ein Ge-



Digitized by Google

setz geregelt . . . Uebrigens bringt das, was Sie da sagen, großen Schaden und ist auch nicht wahr." . . .

Roederer: „Was ich hier sage, sage ich nicht wo anders."

Bonaparte: „Nun also, dann hat es keinen Sinn. Seit Marengo habe ich wohl über das alles nachgedacht und bin zur Ueberzeugung gekommen, daß an dem Bestehenden nichts zu ändern ist. Niemand hat ein Interesse daran, eine Regierung zu stürzen, in der alle verdienstvollen Männer an ihrem Platze sind. Ihr andern, Ihr wißt nicht, was die Regierung ist, Ihr habt keine Ahnung davon. Nur ich, ich allein weiß durch meine Stellung was die Regierung ist! — Die Franzosen können nur von mir regiert werden. Ich bin vollkommen überzeugt, daß niemand außer mir, sei es nun Ludwig XVIII. oder Ludwig XIV., Frankreich in diesem Augenblick regieren könnte. Sterbe ich, so ist das ein großes Unglück."

Roederer: „Ich spreche nicht von einer Aenderung der Verfassung, nicht einmal davon, daß Ihnen durch das Gesetz ein Nachfolger bezeichnet werde, ich sage nur: Frankreich würde ruhiger sein, wenn es einen natürlichen Nachfolger an Ihrer Seite sähe."

Bonaparte: „Ich habe keine Kinder."

Roederer: „Es ist immerhin möglich, daß Sie ein Kind adoptieren."

Bonaparte: „Das entspricht nicht der Gefahr des Augenblicks."

Roederer: „Es bietet aber Sicherheit für die Zukunft."

Bonaparte: „Nach reiflicher Ueberlegung sehe ich nur einen Ausweg: daß der Senat einen Mann ernenne,



Digitized by Google

der fähig wäre, meine Stelle einzunehmen; die Wahl dürfte nur drei Senatoren und mir bekannt sein. Wen aber wählen?"

Roederer: „Das nützt gar nichts für die Zukunft. Die natürliche Nachfolge mit einer Verfassung, wie die Ihrige sein wird, wenn die Notabeln eingesetzt sind, steht der Freiheit, der Republik, ja selbst dem Geiste der Konstitution nicht entgegen. Wäre ich Senator, und hätte ich Ihren Nachfolger zu ernennen, so würde ich einen zwölfjährigen Knaben wählen."

Bonaparte: „Weshalb ein Kind?"

Roederer: „Weil ich möchte, daß es ein Mann Ihrer Schule würde, den Sie erziehen und lieben könnten."

Bonaparte: „Ich habe keine Kinder; ich habe weder das Bedürfnis noch ein Interesse, solche zu haben. Mir geht der Familiensinn ab. Was ich am meisten während meines Aufenthaltes in Marengo befürchtete, war, daß einer meiner Brüder meine Stelle einnehmen könne, wenn ich getötet würde. Nein, nur der Gedanke an eine Ernennung durch den Senat ist durchführbar, wie ich Ihnen schon sagte. Und diese Ernennung darf nur auf ein Jahr gültig sein."

Roederer: „Der Gedanke kommt von Sieyès."

Bonaparte: „Mit dem Unterschiede, daß dieser auf drei Jahre ernennen wollte, und der Konsul seinen Nachfolger nicht kennen sollte."

Roederer: „Ich gebe zu, daß wenn demnächst ein Unglück geschehe, ein von Ihnen gewählter Mann schon allein dadurch großes Ansehen gewönne und man in ihm stets die Macht respektieren würde, die er aus Ihrer Hand empfangen hätte."



Digitized by Google

Bonaparte: „Wen aber ernennen? Wäre ich bei Marengo geblieben, so hätte, sagt man, der Senat Carnot gewählt? Gut! Carnot ist vielleicht mehr wert als ein anderer."

Roederer: „Carnot besitzt Fähigkeiten. Während seines Direktorats hat er das bewiesen. Niemals aber wird sich das französische Volk für frei und achtenswert unter einem Mitglied des Wohlfahrtsausschusses halten."

Bonaparte: „Wenn nun aber Carnot jedermanns Geschmack wäre?"

Roederer: „Es sind nie mehr als 30—40 Personen, die von alledem gesprochen und sprechen gehört haben."

Bonaparte: „Und wer waren diese Personen?"

Roederer: „Die Partei der unzufriedenen Brumairianer."

Bonaparte: „Waren es nicht die Jakobiner?"

Roederer: „Nein, ich sage die Brumairianer, das heißt die Männer, die, da sie an den Ereignissen des 19. Brumaire teilnahmen, ihr Geschick mit dem Ihrigen verknüpft haben. Und ich füge „unzufrieden" hinzu, weil sie es sind, die, nachdem sie zu diesem Tage mit beigetragen, sich ärgern, nicht auch die ehrenhaftesten Früchte ernten zu können. Es sind Chénier, Chazal u. a. m.

Bonaparte: „Nun, diesen Leuten liegt nichts daran, mein Werk umzustürzen; das ist alles, was mein Nachfolger nötig hat. Ist er schwach, so werden wenigstens meine Freunde Zeit haben, ihre Maßnahmen zu treffen und alles zum Guten wenden."

Roederer: „General, Sie sagten soeben, daß ich ein schwacher Politiker sei, weil ich Ihnen einen natürlichen



Digitized by Google

Nachfolger wünschte; gestatten Sie mir, daß ich offen mit Ihnen spreche. Wenn Sie in Ihrer Meinung beharren sollten, daß nur Sie allein in Frankreich regieren können, und ein Bourbone, gleichviel welcher, unfähig sein werde, so ist meine ganze Politik gegenstandslos. Wenn Sie aber Ihre Meinung ändern, wenn die immer neuentstehenden Parteien, die zum mindesten besorgniserregenden Intrigen Sie veranlassen sollten, den Einfluß einer erblichen Gewalt für die Regierung eines einfältigen Volkes als notwendig zu erachten, und wenn Sie denken, es sei zu seiner Ruhe nötig, ihm seine alten Vorurteile und Gewohnheiten wieder zu geben . . . so glaube ich Sie nicht zu beleidigen, wenn ich annehme, Sie werden einst diesem Gedanken nachgeben."

Bonaparte: „Mein natürlicher Erbe ist das französische Volk! Das ist mein Kind! Nur für dieses habe ich gearbeitet. Was auch kommen mag, ich werde niemals die Regierung dem Prätendenten übergeben, weil er, wie ich Ihnen schon sagte, nicht fähig ist, Frankreich zu regieren, und weil das meine Freunde opfern hieße. . . Nein, Sie können so viel darüber nachdenken, wie Sie wollen — Sie werden nur einen einzigen vernünftigen Ausweg finden — nämlich die Wahl eines Nachfolgers, wie ich Ihnen soeben sagte. Und dennoch — wen wählen, wen ernennen? Wenn Moreau ein anderer Mann wäre! Aber er hat keine Freunde. Seit dem Feldzug hat er fünfmal seine Freunde gewechselt. — Der Senat müßte stark sein. Aber er ist schlecht; da ist nichts daran zu ändern. — Und ich weiß nicht, wen ich dazu ernennen soll. Augenblicklich ist eine Stelle im Senat frei, ich weiß indes nicht, wen ich vorschlagen soll."



Digitized by Google

Roederer: „Man muß versuchen, einen Taktiker zu finden, der versteht, eine Versammlung zu leiten."

Bonaparte: „Was macht Sieyès bei alledem?"

Roederer: „Sieyès scheint ein sehr zurückgezogenes Leben zu führen. Ich habe ihn vor einigen Wochen, während Sie in Italien waren, gesehen. Er sagte mir: Nach reiflicher Ueberlegung bin ich überzeugt, daß wir zur Wiederherstellung unserer Angelegenheiten eines einzigen Mannes bedürfen, und dieser Mann ist Bonaparte; das habe ich schon längst bedacht, aber aus Prinzip habe ich mir erst die Ereignisse von außen und innen betrachtet, ehe ich überzeugt war."

Am 18. August 1800 hatte der Staatsrat Roederer im Garten von Malmaison mit dem Ersten Konsul eine kurze aber charakteristische Unterhaltung, während im Schlosse Empfang war.

Bonaparte: „Ich werde hier einen Saal bauen lassen. Für Männer, die bedeutende Stellungen einnehmen, muß es auch große Häuser geben. Da sind nun die Leute in diesem Zimmer." [Er wies auf einen Salon.]

Roederer: „Sie haben die Annahme von Saint-Cloud zu weit hinausgeschoben. Sie hätten es beim Frieden übernehmen können."

Bonaparte: „Wie hätte ich es möblieren sollen? Wissen Sie, wieviel man für meine Einrichtung in den Tuilerien verlangt? Zwei Millionen! Es sind Spitzbuben. So habe ich denn auch verboten, daß man mir die Rechnungen vorlege, ehe sie nicht bis auf 800 000 Franken reduziert worden sind. Ich bin von lauter Schurken umgeben" . . .



Digitized by Google

Roederer: „Ihre großen Operationen kosten Ihnen jedoch viel mehr als die häuslichen Betrügereien."

Bonaparte: „Desto mehr bin ich gezwungen, die Ausgaben zu überwachen, die mich persönlich betreffen."

Roederer: „Sie haben dieses Jahr vielleicht 50 Millionen von Ihren direkten Steuern durch den Mißkredit der Submission der Steuereinnehmer verloren. Ich würde auf diese Gedanken, die ich Ihnen schon einmal unterbreitet habe, nicht mehr als nötig ist zurückkommen, allein ich denke, wenn Sie die Schuldentilgungskasse nicht aufgehoben hätten, so würde sie diese Submissionen au pair unterstützt haben, anstatt sie bis zu 5% pro Monat steigen zu lassen."

Bonaparte: „Diese Kasse hat genug gute Unternehmungen gemacht. Sie hat 6 Millionen der Staatsschuld getilgt und hat auch einige Submissionen zurückgezogen."

Roederer: „Ja, aber nur für einige 100 000 Francs."

Bonaparte: „Das hat die Bank gemacht."

Roederer: „Es liegt nicht im Interesse der Bank, den Wert der Staatspapiere in die Höhe zu treiben. Es ist da eine Partei, die auf die Dividenden hinzielt; sie hat nur Interesse für das Fallen und Steigen der Kurse."

Bonaparte: „Jedermann stiehlt. Man unterstützt mich nicht. Die Minister sind schwach! Es müssen sich doch ungeheure Vermögen anhäufen."

Roederer: „Sicher; was jedoch das Aergernis ein wenig vermindert, ist, daß diese Vermögen ebenso schnell zerrinnen wie sie gewonnen sind, denn ein Vermögen zusammenzuhalten ist schwerer als sich eins zusammenzustehlen."



Digitized by Google

Bonaparte: „Das Vermögen der Beamten, die hohe Staatsstellungen einnehmen, müßte festgesetzt werden, denn es ist entsetzlich, herunterzukommen, aber auch ungerecht, Männer zu zwingen, daß sie so tief sinken."

Roederer: „Die beiden Konsuln können Ersparnisse machen."

Bonaparte: „Sie haben 500 000 Francs und geben sie aus. Schließlich hat man ja Brüder, Schwestern, Kinder usw. Ich für meinen Teil brauche sehr wenig. Wenn man jedoch so viele Kriege hinter sich hat, so muß man, ob man will oder nicht, ein kleines Vermögen zusammengebracht haben. Ich habe 80—100 000 Francs Rente, ein Stadt- und ein Landhaus — mehr brauche ich nicht. Würde ich mit dem französischen Volke oder dieses mit mir unzufrieden sein, so zöge ich mich einfach auf meine Besitzung zurück, und alles wäre gut . . . Das ist natürlich nur eine Vermutung, denn bis jetzt hat es mich verwöhnt; es kommt meinen Wünschen entgegen, wie ich auch den seinigen entgegenkomme; und ich bin ihm dankbar dafür."

Roederer: Nicht alle sind so wie Sie. Achtung ersetzt großen Reichtum und befreit von großen Ausgaben. Uebrigens haben Sie Ihre Unabhängigkeit eben durch Bedürfnislosigkeit erlangt, während andere sie sich nur durch ungeheuren Reichtum erwerben. Es gibt einen gewissen Mann, der die Geldgier, mit welcher er Millionen zusammenrafft, mit dem Namen „Liebe zur Unabhängigkeit" verdeckt."

Bonaparte: „Was ist da zu tun? Dieses Land ist durch und durch verdorben; es ist stets so gewesen. War einer Minister, so baute er sich sofort ein Schloß."



Digitized by Google

Roederer: „Nicht immer; man wählte meist reiche Leute zu so hohen Posten: Turgot, Necker, Joly de Fleury haben sich keine Schlösser auf Staatskosten gebaut. Calonne hatte nichts. Und das ist eine Ausnahme. Uebrigens ist es von höherer Bedeutung, gute Sitten in einer Republik als in einer Monarchie zu haben."

Bonaparte: „Wieso gute Sitten? Da gibt es nur ein Mittel: die Wiederherstellung des Kultus."

Roederer: „Ich halte die Religion für eine notwendige Hilfe der Regierung, aber sie darf nicht beherrschend, nicht tyrannisch sein."

Bonaparte: „Nein, sicher nicht . . . Wie aber kann man Ordnung in einem Staate haben ohne Religion? Die Gesellschaft kann ohne Ungleichheit des Vermögens nicht bestehen, und die Ungleichheit des Vermögens kann nicht ohne Religion existieren. Wenn ein Mann an der Seite eines vor Ueberfluß Strotzenden Hungers stirbt, kann er unmöglich dem Unterschiede zustimmen, wenn ihm nicht eine höhere Macht sagt: Gott will es so; es muß Arme und Reiche auf der Welt geben, aber später, in der Ewigkeit, wird eine andere Teilung gemacht. Ich habe von der Akademie in Lyon einen Preis für eine Abhandlung erhalten, welche die Frage, wodurch kann man die Menschen glücklich machen? zum Gegenstand hatte.[1] Ich stelle mir zwei junge Eheleute mit Kindern vor; sie gehen zum Notar, um zu wissen, warum sie nichts und andere

[1] Napoleon hatte bei diesem Wettbewerb im Jahre 1791 jedoch nicht den Preis davongetragen, obwohl seine Abhandlung von der Lyoner Akademie nicht schlecht beurteilt worden war. Den Preis erhielt zwei Jahre später, 1793, ein gewisser Daunou in der Höhe von 1200 Francs.



Digitized by Google

zu viel haben. Er zeigt ihnen die Verkettung der Wechselfälle. Die jungen Leute aber verwerfen das alles.

„Und wenn die Regierung nicht Herr über die Geistlichen ist, hat sie alles von ihnen zu fürchten. Ihr andern, Ihr Metaphysiker, seid in dieser Beziehung in großem Irrtum."

Roederer: „Inwiefern General? Ich möchte es gern wissen, falls ich auch darunter bin."

Bonaparte: „Ich sage: Sie, wie die Politiker im allgemeinen. Sie denken, man soll die Geistlichen ganz unbeachtet lassen und sich nicht mit ihnen beschäftigen, so lange sie sich ruhig verhalten, sondern sie arretieren, wenn sie die Ruhe stören. Das wäre genau so, als wenn man sagte: Seht da die Männer mit brennenden Fackeln um Euer Haus schleichen; laßt sie; wenn sie das Feuer anstecken, wollen wir sie verhaften. Die Oberhäupter der Kirche müssen bei ihrem eigenen Interesse gefaßt werden; sie müssen, wie früher die Bischöfe, vom Staate bezahlt werden."

Roederer: „Die Bischöfe bezogen früher Einkünfte von Besitzungen. Die konstituierende Versammlung hat sie auf Gehälter reduziert. Diese machen die Geistlichkeit viel abhängiger. Smith[1] hat übrigens sehr klar dargelegt, daß die vom Staate bezahlten Geistlichen dem Volke weniger gefährlich sind als die, deren auf die Leichtgläubigkeit gegründetes Einkommen sie veranlaßt, dem Volke unbegründeten Schrekken einzujagen oder ihm mit falschen Hoffnungen zu schmeicheln. Aber wir sprachen soeben von Ersparnissen: das jedoch wird ziemlich teuer kommen."

[1] Adam Smith, berühmter englischer Nationalökonom, 1723—1790.



Digitized by Google

Bonaparte: „Nein, man bezahlt sie heute. Ihre Gehälter müssen je nach der Zahl der für den Kultus unterzeichneten Köpfe geregelt werden. . . . Die Konstitution enthält eine äußerst unnütze Ausgabe: die vier Millionen für das Tribunat. Wozu braucht man eine Körperschaft von hundert unnützen und lächerlichen Mitgliedern, wenn alles gut geht, Ruhestörer, wenn etwas lahmt? Die reine Alarmglocke! Diese Körperschaft muß auf 30 Mitglieder ohne öffentliche Sitzungen reduziert werden, höchstens dürfen diese vor der Gesetzgebenden Körperschaft stattfinden."

Roederer: „Ich habe das stets gedacht und sehr oft ausgesprochen, einmal sogar hier auf diesem Weg, zu Cabanis,[1]) der keine Gefahr darin sah."

Bonaparte: „Cabanis, Sieyès: Metaphysiker und Fanatiker!"

Oeuvres du Comte P. L. Roederer.

## Der Erste Konsul und die Staatsräte Roederer und Devaisnes in Paris, Dezember 1800.

Der Staatsrat Roederer und der Staatsrat Devaisnes waren am 1. Dezember 1800 mit noch andern Würdenträgern beim Ersten Konsul zum Diner geladen. Nach demselben näherte er sich Roederer und Devaisnes, die beide im Gespräch miteinander waren, und erkundigte sich, worüber sie gesprochen. Er unterhielt sich darauf mit ihnen fast eine Stunde lang, wobei er meist das Wort an Roederer richtete.

Zuerst sprach er vom Kriege anläßlich eines am

[1] Pierre Jean Georges Cabanis, zu jener Zeit Senator, 1757—1808.



Digitized by Google

Tage vorher im Moniteur veröffentlichten Artikels über Krieg und Frieden von Suard. Bonaparte erklärte, daß England keinen Frieden gewollt habe; hätte es ihn aber gewollt, so würde es auf die letzte, Gegenvorschläge enthaltende Note geantwortet haben. Hätte England nur einen Schritt getan, so wäre er [Bonaparte] ihm entgegengekommen.

Roederer: „Meinen Sie, General, daß England den Frieden nicht wollen kann? Ich verstehe das nicht ganz."

Bonaparte: „Mein Lieber, es d a r f ihn nicht wollen, weil w i r die Herren der Welt sind. Spanien gehört uns. Wir haben in Italien Fuß gefaßt. In Aegypten gehören uns die entlegensten Teile ihrer Besitzungen. Die Schweiz, Holland, Belgien . . . Ein Beschluß steht unwiderruflich fest — und es ist bereits Preußen, Rußland und dem Kaiser von Deutschland erklärt worden, daß wir, wenn nötig, ganz allein gegen alle Krieg führen, wenn man auf einen Statdhouder in Holland besteht und wir Belgien und das linke Rheinufer nicht behalten dürfen. Einen Statdhouder in Holland haben, ist dasselbe wie einen Bourbonen im Faubourg Saint-Antoine."

Er sprach auch von der Parallele zwischen Cäsar, Cromwell und ihm[1] und sagte: „Ich selbst habe die Idee dazu gegeben, um auf die englischen Verleumdungen zu anworten. Aber die beiden letzten Seiten sind Wahnsinn; niemals ist die Erblichkeit eingesetzt worden, sondern sie ist aus sich selbst heraus entstanden. Und dann hat auch der Verfasser Sieyès angegriffen, Sieyès, einen Mann von Geist, einen einfachen

[1] Vergleiche die Unterhaltung auf Seite 96.



Digitized by Google

Charakter, der vielleicht im Direktorium mehr Mut gezeigt hat als es zu seiner und unserer Sicherheit bedurfte."

Devaisnes bemerkte, daß es einem jeden, selbst ihm, Bonaparte, unmöglich wäre zu sagen, was mit Frankreich geschähe, wenn er stürbe.

Bonaparte antwortete: „Wenn ich in vier oder fünf Jahren sterbe, ist die Maschine im Gang. Sterbe ich früher, so weiß ich freilich nicht, was geschieht."

Devaisnes: „Wir werden einen General als Ersten Konsul bekommen, aber die andern Befehlshaber werden mit ihm Krieg führen."

Bonaparte: „Zu diesem Posten brauchen Sie keinen General, sondern eine Zivilperson. Die Armee wird eher dem Bürgerlichen als dem Militär gehorchen. Wenn ich heute in drei oder vier Jahren am Fieber in meinem Bett sterbe und, um meinen Roman zu vollenden, ein Testament mache, will ich die Nation ermahnen, daß sie sich vor einem Militärgouvernement hüte. Ich werde ihr raten, einen Zivilbeamten zu ernennen. Ein militärischer Erster Konsul, der von der Regierung nichts versteht, wird alles nach dem Wunsche seiner Befehlshaber gehen lassen. Moreau spricht nie anders als von einer Militärregierung; er versteht nichts anderes."

Die Unterhaltung ging darauf auf die Ermordung Audreins[1] und den Geist der jakobinischen Partei über. Bonaparte sagte:

[1] Audrein war der Bischof von Quimper, ein ehemaliger konstitutioneller Geistlicher, den die Chouans in einer Postkutsche ermordeten. Bonaparte täuschte sich nicht. Die Chouans bezweckten mit diesem Verbrechen, dem in Wahrheit nichts als Raub zugrunde lag, nur der öffentlichen Meinung zu imponieren, indem verbreitet ward, daß dabei religiöser Fanatismus und royalistischer Loyalismus eine Rolle spiele.



Digitized by Google

„Als man mich ermorden wollte, habe ich das Verbrechen an den Gerichtshof verwiesen und im übrigen alle Welt in Frieden gelassen. Heute ermordet man Audrein und, um gewissen Leuten angenehm zu sein, möchte man eine Massenverbannung anordnen. Als während meines Aufenthaltes in Aegypten der Aufstand in Kairo ausbrach, wollte die Armee, daß ich die Moscheen in Brand stecke und die Priester vertilge; Schérer, Tallien, der bei dieser Gelegenheit ein sehr konventionelles Blatt veröffentlichte, in dem er behauptete, daß die ganze Armee ihrem Untergang entgegengehe, daß man den Fanatismus ungestraft ließe usw., waren dafür. . . . Ich habe auf das alles nicht gehört. Ich ließ einfach die Anführer des Aufstandes bestrafen; mit den andern war ich nach wie vor ohne Unterschied vertraut. Alles beruhigte sich, und drei Wochen später war die Armee glücklich und mir dankbar, daß ich das Vertrauen und die Ruhe wieder hergestellt hatte. Und so wird es auch mit Frankreich sein."

Oeuvres du Comte P. L. Roederer.

## Der Erste Konsul und mehrere Staatsräte in Paris, 1800.

Der Erste Konsul hatte der Gesetzgebenden Körperschaft die Schlacht von Hohenlinden vom 3. Dezember 1800 und den ihr folgenden Waffenstillstand gemeldet und in seiner Botschaft schon im voraus die Friedensbedingungen vorgeschrieben. Als die Staatsräte, die diese Botschaft der Gesetzgebenden Körperschaft übermittelt



Digitized by Google

hatten, von ihrer Mission wieder zurückkehrten, um, wie das Brauch war, ihm darüber Bericht zu erstatten, unterhielt er sich länger mit ihnen und sagte:

„Frankreich kann sich nur mit Rußland verbünden. Diese Macht herrscht über das Baltische und das Schwarze Meer und ist der Schlüssel zu Asien. Der Kaiser einer solchen Nation ist wahrhaft ein großer Fürst. Der Kaiser von Deutschland ist ein Kind, das von seinen Ministern regiert wird, und diese wiederum werden es von England. Wenn Paul I. auch etwas seltsam ist, so hat er doch wenigstens einen eigenen Willen.

„In diesem Feldzug haben die österreichischen Generale nach einem ausgezeichneten Plan operiert, aber sie führten ihre Angriffe gegen den General Grenier nicht lebhaft genug, und so wurden sie geschlagen. Hätten sie verstanden, ihre Vorteile und die große Anzahl ihrer Truppen auszunützen, so würden sie Moreau ohne Schwertstreich 20 Meilen Boden abgezwungen haben. Einer schiebt die Schuld an dem Verlust der ganzen österreichischen Artillerie auf den andern. . . . Am 18. Brumaire gab es keine Armee in Frankreich. Alle Truppen waren im Innern verstreut: Die 17. Militärdivision besaß 6000 Mann Kavallerie. Das Direktorium wollte überall durch Truppenstärke herrschen, und das war die Ursache zu allem militärischen Mißgeschick. Ich weiß wohl, daß die Räubereien im Innern gegenwärtig die Folge von dem Mangel an Truppen sind, aber man kann nicht überall gleich stark sein. Uebrigens so lange bei den Armeen alles gut geht, ist für das Innere nichts zu fürchten. Ich lege Deutschland weniger Bedeutung bei als der Erhaltung Italiens. Dies ist der



Digitized by Google

alleinige Gegenstand, wegen dessen man unterhandeln muß, und der wahre Lohn des Friedens. Ich hoffte, Brune würde den Waffenstillstand nicht ohne Peschiera und Ferrara abschließen. Wenn ich mich in der heutigen Botschaft bereits über gewisse Friedensbedingungen ausgesprochen habe, so wollte ich damit die Unterhandlungen um 20 Tage abkürzen, Europa davon unterrichten und allen Ungenauigkeiten über die ersten Grundlagen der Pazifikation ein Ende machen."

Comte A. C. Thibaudeau, Mémoires sur le consulat.

## Der Erste Konsul und die Deputierten der verschiedenen Staatskörper in Paris, Dezember 1800.

Am 4. Nivôse des Jahres IX [25. Dezember 1800] eilten verschiedene Deputationen des Staatsrates, des Senats, der Gesetzgebenden Körperschaft und des Tribunats in die Tuilerien, um den Ersten Konsul zu beglückwünschen, daß er am Tage vorher dem Mordanschlag der sogenannten Höllenmaschine entgangen war. Gleichzeitig wollten sie ihn auffordern, energisch gegen die Anstifter dieses Attentates vorzugehen und Maßnahmen zu treffen, daß ähnliche Vorkommnisse verhütet würden.

Boulay de la Meurthe ergriff das Wort im Namen des Staatsrates und sagte: „Es ist endlich an der Zeit, dem Wunsche des Volkes nachzukommen und alle nötigen Maßregeln zu ergreifen, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten!"



Digitized by Google

Der Seinepräfekt, an der Spitze der Bürgermeister und des Oberrates der Departements, beglückwünschte gleichfalls den Ersten Konsul. „Wir lieben in Ihnen," sagte er, „den würdigen Beamten, den weder Macht noch Schmeicheleien beirrt haben." Er schrieb das ganze Verbrechen den Septembermännern zu.

Der Erste Konsul antwortete den Bürgermeistern: „Solange diese Handvoll Schurken mich direkt angegriffen hat, mußte ich den Gesetzen ihre Bestrafung überlassen; da sie nun aber durch ein so beispielloses Verbrechen einen Teil der Bevölkerung der Stadt in Gefahr gebracht haben, wird die Strafe ebenso rasch als exemplarisch sein. . . . Die paar Hundert Elender, welche die Freiheit durch Verbrechen verleumdet haben, die sie in ihrem Namen begangen, werden von nun an in die vollkommene Unmöglichkeit versetzt sein, irgend etwas Schlechtes zu tun."

Darauf unterhielt sich der Erste Konsul über dieses Ereignis mit den Staatsräten in Gegenwart des Ministers des Innern und des Polizeiministers.[1] Dieser hatte die Verschwörung den Royalisten und England zugeschoben.

„Nein, nein, ich lasse mich nicht irre führen," sagte der Erste Konsul; „damit haben weder die Adligen, noch die Chouans, noch die Geistlichen etwas zu tun. Das sind die Septembermänner, verbrecherische Schurken, die sich in fortwährender Verschwörung, offenem Aufstand und stets im Kampfe gegen die jeweilige Regierung befinden. Es sind die stark gewordenen Hand-

[1] Minister des Innern war Graf Chaptal und Polizeiminister Fouché.



Digitized by Google

werker, die Maler usw.[1]), die eine kühne Einbildungskraft, etwas mehr Bildung als der Pöbel besitzen, aber mit dem Volke leben und ihren Einfluß auf dasselbe ausüben. Es sind die Werkzeuge von Versailles, vom September, vom 31. Mai, vom Prairial, von Grenelle, kurz die Werkzeuge zu allen Anschlägen gegen die Oberhäupter der Regierung" . . .

Fast alle Staatsräte waren dieser Meinung und griffen ziemlich offen Fouché an. Dieser stand während der ganzen Verhandlung allein, bleich und niedergeschlagen in einer Fensternische und hörte alles, sagte aber nichts. Man betrachtete ihn bereits als verloren. Der Staatsrat Thibaudeau näherte sich ihm und sagte: „Was soll das alles bedeuten? Warum sprechen Sie nicht?" — „Lassen Sie sie reden . . . ich will die Sicherheit des Staates nicht bloßstellen; ich werde sprechen, wenn es Zeit ist. . . . Wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Der Erste Konsul meinte, man müsse auf jeden Fall Mittel und Wege finden, die Anstifter und Mitschuldigen des Attentats so bald als möglich zu bestrafen. Und die verschiedenen Sektionen der Gesetzgebung und der inneren Angelegenheiten versammelten sich sofort, um darüber zu beraten.

Am Abend begaben sich einige der Staatsräte zum Ersten Konsul und teilten ihm die Ansicht der Sektionen mit.[2])

[1] Anspielung auf die Verschwörung Céracchi, Arena usw. — Vergleiche die Anmerkung auf Seite 99.

[2] Seit mehreren Tagen schon beschäftigten sich die Sektionen mit der Einrichtung von Spezialgerichten, und man war übereingekommen, daß es genüge, dem Entwurfe einen Artikel beizufügen, um ihnen die Aburteilung dieser Art von Delikt zuzuerteilen.



Digitized by Google

„Ja," sagte er, „ich bin derselben Meinung wie Sie: man soll in diesem Falle kein Gesetz erlassen; es ist besser, alles in dem Plane über die Spezialgerichte zu verschmelzen. Uebrigens werde ich wohl die Mittel finden, die Schurken durch ein Militärgericht verurteilen zu lassen."

Thibaudeau bemerkte, daß er am Morgen eine sehr bestimmte Meinung über die Anstifter der Verschwörung geäußert hätte, indem er sie den Schreckensmännern zugeschrieben, obgleich man noch gar keine Beweise dafür hätte. Aber der Erste Konsul bestand auf seiner Meinung und wiederholte ungefähr alles, was er bereits gesagt.

Da kam der Polizeipräfekt Dubois herein. Der Erste Konsul begrüßte ihn mit den Worten: „Ich würde sehr unglücklich sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit Polizeipräfekt gewesen wäre."

Dubois antwortete: „Eine gute Polizei besteht in der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ruhe; sie soll Aufständen vorbeugen . . . aber es ist unmöglich, das zu erraten, was in dem Kopfe eines einzigen Mannes vorgeht. . . . Wahrscheinlich sind nur sehr wenige Verschwörer daran beteiligt. . . . Verschwörungen dieser Art kann man nur mittels der Enthüllungen einiger Eingeweihter entdecken. . . . Aber die Polizei ist in Bewegung, und ich hoffe" . . .

Am 5. Nivôse morgens versammelten sich wiederum die Sektionen der Gesetzgebung und der inneren Angelegenheiten. Sie beschlossen nun definitiv die Abfassung der beiden Zusatzparagraphen zu den Gesetzen über die Spezialgerichte. Der erste teilte ihnen die



Digitized by Google

Entdeckung der Attentate gegen die Regierungsoberhäupter zu; der zweite gab den Konsuln das Recht, die Männer, deren Gegenwart ihnen für die Sicherheit des Staates gefährlich erschien, aus Paris auszuweisen und sie zu verbannen, wenn sie das Verbot übertraten. Gegen Mittag desselben Tages versammelte sich auch der Staatsrat. Die drei Konsuln waren anwesend. Portalis berichtete die Gründe für die Ansicht der beiden Sektionen. Als er die Artikel vorlesen wollte, nahm der Erste Konsul das Wort und sagte:

„Die Klage des Spezialgerichtes würde zu langsam, zu umständlich sein. Wir brauchen eine mehr ins Auge springende Rache gegen ein so entsetzliches Verbrechen. Sie muß wie der Blitz dreinfahren; es muß Blut fließen! Es müssen ebenso viele Schuldige erschossen werden, als es Opfer gegeben hat: fünfzehn oder zwanzig. Mindestens 200 müssen verbannt und es muß diese Gelegenheit wahrgenommen werden, um die Republik von ihnen zu säubern. Dieses Attentat ist das Werk einer Bande Schufte, der Septembermänner, die sich an allen Verbrechen der Revolution beteiligt haben. Wenn sich die Partei in ihrem Hauptquartier angegriffen sehen wird, wenn das Glück ihre Anführer verläßt, dann werden alle zu ihrer Pflicht zurückkehren. Die Arbeiter werden ihre Arbeit wieder aufnehmen, und 10 000 Mann, die in Frankreich zu dieser Partei halten und reumütig sind, werden sie endgültig verlassen. Dieses große Beispiel ist nötig, um den Mittelstand an die Republik zu fesseln. Dies ist jedoch unmöglich, so lange sich diese Klasse von 200 wütenden Wölfen bedroht sieht, die nur auf den Augenblick warten, in dem sie sich auf



Digitized by Google

ihre Beute stürzen können. In einem Lande, wo die Schurken ungestraft dahingehen und alle revolutionären Krisen überleben, hat das Volk kein Vertrauen zu der Regierung ehrenwerter, bescheidener und gemäßigter Leute; es behandelt stets die Bösen mit Schonung, weil sie ihm verhängnisvoll werden können.

„Die Methaphysiker sind eine Sorte Menschen, der wir alle unsere Leiden verdanken. Man muß entweder nichts tun und wie Augustus vergeben, oder große Maßnahmen treffen, die für die soziale Ordnung eine Garantie sind.

„Nach der Verschwörung Catilinas ließ Cicero die Verschwörer hinrichten und sagte, er habe sein Land gerettet. Ich würde der großen Aufgabe, die ich auf mich genommen, und meines Amtes unwürdig sein, wenn ich bei einer solchen Gelegenheit nicht mit aller Strenge vorginge. Frankreich und ganz Europa würden sich über eine Regierung lustig machen, die ungestraft ein ganzes Viertel in Paris unterminieren ließe oder wegen dieses Verbrechens nur einen gewöhnlichen Strafprozeß anstrengte. Man muß diese Angelegenheit als Staatsmann betrachten. Ich bin von der Notwendigkeit, ein großes Beispiel zu geben, dermaßen überzeugt, daß ich bereit wäre, die Schurken vor mir erscheinen zu lassen, sie zu verhören, zu verurteilen und ihr Urteil zu unterzeichnen. Und ich spreche nicht für mich: ich habe anderen Gefahren getrotzt, aber die Vorsehung hat mich stets bewahrt, und ich vertraue auch heute noch auf sie. Aber es handelt sich hier um die soziale Ordnung, die öffentliche Moral und den nationalen Ruhm."



Digitized by Google

Diese Rede änderte vollkommen den Stand der Dinge. Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, die Schuldigen nach den vorhandenen oder zu erlassenden Gesetzen zu verurteilen, sondern sie zum öffentlichen Wohl zu verbannen oder zu erschießen. Und zwar nicht die wahren, die anerkannten Schuldigen, sondern einfach auf gut Glück die Männer der Revolution, die man mit Recht oder Unrecht als die Schurken bezeichnete. Diese Gewalt fand im Staatsrate nur kühle Aufnahme. Truguet war der erste, der den Mut hatte, Napoleon zu entgegnen:

„Ohne Zweifel müssen der Regierung außerordentliche Mittel zu Gebote stehen, um sich die Schurken vom Halse zu schaffen, aber deren gibt es verschiedene Arten. Man kann nicht leugnen, daß die Emigranten den Käufern der nationalen Güter drohen, daß die fanatischen Geistlichen das Volk abwendig machen, daß Englands Hintermänner hetzen, daß die Gemüter durch Flugschriften verdorben werden, und daß in der Vendée der Aufstand sich von neuem erhebt."

Darauf der Erste Konsul: „Von welchen Flugschriften sprechen Sie?"

„Von den Flugschriften, die öffentlich im Umlauf sind."

„Was für welche?"

„Sie müssen sie ebenso gut kennen wie ich."

„Nein, nein, ich lasse mich durch solche Reden nicht beirren. Die Missetäter sind bekannt. Das Volk hat sie bezeichnet. Es sind die Septembermänner, jene Männer, jene Handwerker, die aller Verbrechen fähig, die aber stets von elenden, ehrgeizigen Subalternbeamten



Digitized by Google

verteidigt oder schonend behandelt worden sind. Man spricht von den Adligen und Geistlichen? Will man, daß ich 10 000 Priester und Greise deportiere? Will man, daß ich die Diener einer von dem größten Teile der Franzosen und von zwei Dritteln der Europäer ausgeübten Religion verfolge? Als Georges[1] kürzlich von neuem aufwühlen wollte, griff er die Geistlichen an, die der Regierung treu geblieben waren. Die Vendée ist nie ruhiger gewesen als jetzt, und haben teilweise ein paar Angriffe stattgefunden, so kommt es daher, daß es unmöglich ist, gleich mit einemmale allen persönlichen Groll zu ersticken. Wahrscheinlich werde ich genötigt sein, alle Mitglieder des Staatsrates zu verabschieden, denn mit Ausnahme von zweien oder dreien sind sie auch der Meinung, daß es die Royalisten seien, selbst der Bürger Defermon. Ich sollte den Bürger Portalis nach Sinamary, den Bürger Devaines nach Madagaskar schicken und mir einen Rat à la Baboeuf bilden! . . . Hält man uns denn für Kinder? Soll man erklären, daß das Vaterland in Gefahr schwebe? Ist Frankreich seit der Revolution jemals in einer glänzenderen Lage, sind die Finanzen je in besserem Zustand, die Armeen siegreicher, das Innere ruhiger gewesen? Das habe ich gern, wenn Männer, die man niemals unter den wahren Freunden der Freiheit gesehen, für die-

[1] Georges Cadoudal, einer der fanatischsten Anführer der Chouans und ärgsten persönlichen Feinde Bonapartes. Er war von England aus im geheimen in der Bretagne gelandet und suchte die bereits pazifizierte Vendée von neuem aufzuwiegeln, mit dem Bestreben, sich Belle-Isles und Brests zu bemächtigen. Sein Plan ward jedoch entdeckt.

An dem Attentat der Höllenmaschine vom 3. Nivôse war Georges der Hauptbeteiligte, aber erst 1804 konnte man seiner unter großen Schwierigkeiten habhaft werden; er wurde am 25. Juni desselben Jahres erschossen.



Digitized by Google

selbe so lebhafte Besorgnis bezeugen. Glauben Sie nicht, Bürger Truguet, daß Sie sich dadurch retten können, wenn Sie sagen: Ich habe die Patrioten im Staatsrat verteidigt! Diese Patrioten werden Sie genau so wie uns alle opfern!"

Nach diesem, länger als eine Viertelstunde währenden, mit aller Kraft und beredten Wut hervorgebrachten Erguß brach der Erste Konsul brüsk die Sitzung ab. Und als er an Truguet vorüber kam, und dieser einige Worte sagen wollte, schnitt er ihm die Rede mit den Worten ab: „Ach gehen Sie, Bürger Truguet; das alles können Sie bei Madame Condorcet und bei Mailla-Garat vorbringen, aber nicht in einem Rate der aufgeklärtesten Männer von Frankreich."

Comte A. C. Thibaudeau, Mémoires sur le consulat.

## Der Erste Konsul, Bourrienne und der Polizeiminister Fouché in Paris, Dezember 1800.

Es war im Dezember 1800, fast um dieselbe Zeit, in der Fouché nach den Anstiftern der Höllenmaschine suchte. Eines Morgens bekam der Erste Konsul eine Flugschrift in die Hände, die betitelt war: »Parallèle entre César, Cromwell et Bonaparte«. In dieser Broschüre wurde ganz öffentlich die monarchische Erblichkeit gepriesen. Der Erste Konsul durchblätterte das Heft und fragte darauf seinen Sekretär Bourrienne:

„Haben Sie es gelesen?"



Digitized by Google

„Ja General."

„Nun, wie denken Sie darüber?"

„Ich denke, General, daß diese Flugschrift geeignet ist, sehr viel Unheil in der öffentlichen Meinung anzurichten. Sie scheint mir unzeitgemäß, denn sie deckt zu frühzeitig Ihre Pläne auf."

Der Erste Konsul nahm die Broschüre und warf sie auf die Erde, wie das seine Gewohnheit war mit den unnützen Nachrichten, die er täglich erhielt.

Darauf sagte er zu Bourrienne: „Lassen Sie Fouché holen; er soll sofort kommen und mir Bericht erstatten."

Eine halbe Stunde später trat der Polizeiminister in das Kabinett des Ersten Konsuls. Kaum war er eingetreten, als Bonaparte ihn heftig anfuhr:

„Was ist das für eine Broschüre? Was hält man davon in Paris? —"

Fouché ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen und antwortete gelassen.

„General, es gibt nur eine Stimme darüber, und die sagt, daß die Schrift außerordentlich gefährlich sei."

„Nun, warum haben Sie sie denn erscheinen lassen? Das ist eine Abscheulichkeit!"

„General, ich war dem Autor Nachsicht schuldig."

„Nachsicht! . . . was soll das heißen? Sie hätten ihn in den Temple einsperren lassen sollen."

„Aber General, es ist Ihr Bruder Lucien, der diese Flugschrift unter seinen Schutz genommen hat; sie ist auf seinen Befehl hin gedruckt und veröffentlicht worden. Kurz, sie ging vom Ministerium des Innern aus."

„Das ist mir gleichgültig! Ihre Pflicht als Polizeiminister war, Lucien verhaften und in den Temple ein-



Digitized by Google

sperren zu lassen. Dieser Esel weiß wahrhaftig nichts weiter zu erfinden, als mich zu kompromittieren!"

Und damit verließ der Erste Konsul sein Kabinett, die Tür desselben heftig hinter sich zuschlagend.

Mémoires de Bourrienne.

## Der Erste Konsul und der Präfekt Stanislaus Girardin in Paris, Januar 1801.

Der Erste Konsul hatte am 26. Nivôse des Jahres IX (16. Januar 1801) zum Präfekten des Departements Oise, Stanislaus Girardin, gesandt, um ihn zur Abendtafel einzuladen. Es waren außer ihm nur wenige Leute anwesend, und als man mit Essen fertig war, nahm ihn der Erste Konsul etwas beiseite und sagte:

„Ich habe soeben den Amtsvertreter am Kassationshof, Dubois, zum Polizeipräfekten von Lyon ernannt. Kennen Sie ihn? Ist es eine gute Wahl?"

„Ich kenne ihn nicht."

„Das ist eigentümlich."

„Er ersetzt," entgegnete Girardin, „einen sehr verdienstvollen Mann, den Bürger Noël, der zu einem andern Posten ernannt worden ist. Sicher wird Dubois besser sein als der Mann, der jetzt provisorisch in Lyon das Amt eines Polizeipräfekten versieht."

„Wer ist das?"

„Urbain Jaume, der sich im Laufe der Revolution einen schlechten Ruf erworben hat."



Digitized by Google

„Finden sich auf der Deportiertenliste viele aus dem Departement Oise?" fragte Bonaparte.

„Zwei," war die Antwort.

„Wer?"

„Chrestien und Ménessier."

„Sind sie verhaftet?"

„Chrestien ist es, der andere nicht."

„Haben Sie viel Ruhestörer in Ihrem Departement?"

„Viele nicht, General, aber einige."

„Die Bestrafungen werden ihnen Furcht einjagen."

„Man sollte es hoffen. Ich denke, man könnte wenigstens den vom Strafgericht zum Tode Verurteilten bedeutende Geständnisse entlocken. Soviel ich mich erinnere hat Arena[1] im Vendémiaire an Ihren Bruder Joseph geschrieben, daß er ihm, wenn er ihm eine Zusammenkunft bewillige, bedeutende Dinge mitteilen könne."

„Das war eine List," erwiderte Bonaparte, „damit man sich für ihn interessieren solle."

„Das kann sein, aber es wäre auch möglich, daß Arena in große Geheimnisse eingeweiht ist."

---

[1] Joseph Arena, ein Landsmann Napoleons. Sein Haß gegen den Ersten Konsul war erblich; die Arenas waren stets die Feinde der Bonapartes gewesen. Nach dem 18. Brumaire kamen die Gefühle der Abneigung gegen Bonaparte zum öffentlichen Ausbruch. Er schloß sich allen mit den Zuständen Unzufriedenen, den radikalen Republikanern, an, die Napoleons Sturz wünschten. Unter ihnen befanden sich der berühmte italienische Bildhauer Ceracchi, der Maler Topino-Lebrun, der ehemalige Sekretär Barrères Demerville und der junge Römer Diana. In Gemeinschaft mit diesen Männern beschloß Arena, den Ersten Konsul, während er einer Opernaufführung beiwohnte, zu ermorden. Der Anschlag ward jedoch durch Demerville selbst vereitelt, der der Polizei Bonapartes Andeutungen machte. Die Täter wurden bald entdeckt und vor Gericht gebracht. Ihre Angelegenheit zog sich indes in die Länge, bis das Attentat der Höllenmaschine ihre Verurteilung beschleunigte. Arena wurde am 9. Januar 1801 hingerichtet.



Digitized by Google

„Demerville scheint derjenige zu sein, der am meisten weiß; er war die Seele des Komplotts."

„Als Sekretär des Wohlfahrtsausschusses und Nachfolger Barras' muß er notwendigerweise bei alledem eine untergeordnete Rolle gespielt haben. Ein Subalternbeamter erhebt sich nicht plötzlich zu einem der Hauptbeteiligten, und in einer Verschwörung tritt man nicht sofort als Hauptführer auf, wenn man niemals vorher eine besondere Rolle in einer Partei gespielt hat."

„Da haben Sie recht," sagte Bonaparte, „aber diese Leute sagen höchst eigentümliche und ärgerliche Dinge. Sie stellen eine Menge Leute bloß; sie können von viel Hinterlist und Böswilligkeit geleitet sein."

„Sie werden es niemals laut sagen und niemals alles, solange sie noch die Hoffnung hegen, dem Tode entgehen zu können. Man verbreitet mit Absicht das Gerücht und nährt die Hoffnung, daß ihre Verurteilung vom Kassationshofe für nichtig erklärt werde."

„Das wird nicht geschehen."

„Das glaube ich, aber man sagt es eben. Wird es nicht verworfen, und Sie verwenden einen geschickten Mann, der mit Demerville spricht, so würden Sie viele nützliche Dinge erfahren, von denen vielleicht die Ruhe Frankreichs, sicher aber Ihre eigene zukünftige Ruhe abhängt."

„Man ist einverstanden, Despaze zu ihm zu senden. Kennen Sie diesen Mann? Man sagt, er sei übertriebener Royalist."

„Er hat die Zeitung »Fanal« redigiert und behauptet, er sei mit Carnot sehr befreundet."

„Nun," erwiderte Bonaparte, „dieser Mann hat mir



Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA



vor einigen Tagen eine Broschüre gesandt, in welcher er mir zu zeigen versucht, wie ich mich zu verhalten habe. Er meint, ich müsse ohne Zögern alle diejenigen ausweisen, die während der Revolution Verbrechen begangen haben, und diejenigen von den öffentlichen Aemtern verabschieden, die ihre Ansichten teilen."

„Das ist gar nicht so unvernünftig."

„Nein, aber sehen Sie, dieser Mann, der nichts weniger als ein Terrorist zu sein scheint, ist von Ihnen angeklagt worden."

„Haben Sie etwas auf den 3. Nivôse[1] bezügliches entdeckt?" fragte Girardin.

„Nein, noch nichts. Es ist jedoch eine sehr bedeutende Geschichte, sehr bedeutend, viel wichtiger als die Sache mit Ceracchi, denn von dem Entschluß zur Ausführung war es noch weit. Ich bin oft jenen sogenannten Brutussen begegnet, aber niemals haben sie gewagt, mir etwas anzutun."

„Aber General, man muß doch Verdacht auf die Verschwörer der Höllenmaschine haben!!"

„Gewiß, aber er scheint nicht begründet; man behauptet, es seien zwei oder drei Chouans."

„Zwei oder drei, das kann nicht sein."

„Nein sicher nicht," entgegnete Bonaparte; „wenn Sie wollen, daß ich es Ihnen sage: ich glaube Chevalier, der Erfinder der ersten Maschine,[1] ist auch der Urheber der zweiten."

---

[1] Höllenmaschine.

[2] N. Chevalier, Ingenieur und Mechaniker, radikaler Republikaner. Seine Ansichten machten ihn dem Ersten Konsul verdächtig, und bei einer Durchsuchung seiner Wohnung fand man eine Explosionsmaschine, die, wie man vermutete, zur Ermordung Bonapartes bestimmt war. Chevalier wurde ge-



Digitized by Google

„Warum haben Sie ihn dann so schnell erschießen lassen?"

„Weil nichts aus ihm heraus zu bekommen war."

„Ich kann immer noch nicht begreifen, General, daß die Polizei nichts entdeckt."

„Gehen wir ins Nebenzimmer, dort sind wir allein und können ungestört sprechen."

„Gern." — Bonaparte öffnete die Türe des Schlafzimmers, schloß sie wieder, schaute sich im anschließenden Gemache um, und als er sich überzeugt hatte, daß sie von niemandem gehört werden konnten, sagte er:

„Kennen Sie vielleicht einen Mann, der fähig wäre, Polizeiminister zu sein? Um diese Frage an Sie zu richten habe ich Sie heute holen lassen. Ich bin mit Fouché zufrieden, aber er ist nicht fleißig, er arbeitet nicht genug."

„Wenn Sie auch zufrieden sind, Bürger Konsul, so teilt doch die öffentliche Meinung nicht immer Ihre Ansicht."

„Was wirft sie ihm vor?"

„Daß er eine Höllenmaschine hat aufstellen lassen, ohne die Täter zu entdecken und ohne daß es ihm gelingt, sie zu erwischen."

„Das ist nicht seine Schuld."

„Verzeihung, Bürger Konsul, es stehen ihm alle Mittel zur Verfügung."

„Nun, wen würden Sie an seine Stelle setzen?"

---

fangen gesetzt, ohne daß man jedoch direkte Beweise zu seiner Verurteilung aufbringen konnte. Da ereignete sich das Attentat vom 3. Nivôse! Obgleich Fouché wissen mußte, daß dieser Mordanschlag nicht von den Jakobinern ausging, wurde doch Chevalier sofort vor ein Kriegsgericht gestellt und als Mitschuldiger des Attentats der Höllenmaschine zum Tode verurteilt.



Digitized by Google

„Erstens, Bürger Konsul, betrachte ich das Polizeiministerium als eine revolutionäre, folglich gefährliche Einrichtung; die Anhäufung von mehreren Polizeien in derselben Stadt beraubt Sie einer einzigen guten. Die tätige Polizei muß den Präfekten und die überwachende dem Ministerium des Innern anvertraut werden."

„Das ist ein System."

„Ich halte es für gut."

„Es könnte gut werden, heute jedoch brauchen wir ein Polizeiministerium.

„Das kann sein, gut!" warf Girardin ein, „es muß einem Ihnen ergebenen Mann, einem, der Ihr zweites „Ich" ist, anvertraut werden, einem Mann, dessen Geschick mit dem Ihren verknüpft ist, mit einem Wort, einem Ihrer Brüder oder Ihrer nächsten Verwandten."

„Das ist eine sehr schlechte Politik, seinen Brüdern Ministerien anzuvertrauen; Sie haben es ja gesehen wie ich mit Lucien reingefallen bin."[1]

„Und doch General, werden Sie niemand finden, dessen Interessen mehr mit den Ihren übereinstimmen als die Ihres Bruders."

„Gehen wir zu etwas anderm über. Ich habe den Tribunen Leroy, den Sie mir vorgestellt haben, durch Cambacérès ausfragen lassen: er sagte mir, Leroy sei ein Metaphysiker, der stets vom Pöbel von 89 spräche."

„Da hat er Sie getäuscht. Leroy ist das nicht. Er ist ein offener Mensch und ein geschworener Feind aller Bösewichte; er kennt Paris. Da ich ihn indes erst kenne, seitdem wir zusammen im Tribunat sind, kann ich Ihnen

[1] Lucien Bonaparte war vom Dezember 1799 bis November 1800 Minister des Innern.



Digitized by Google

nicht alle Auskunft geben, die Sie über ihn brauchen. Ich kann Ihnen aber sagen, daß er sich für eine erste Stellung nicht eignen würde. Er wird, wie ich glaube, ein ausgezeichneter Polizeipräfekt aber vielleicht kein guter Minister sein."

„Was halten Sie von Régnier?"

„Ich kenne ihn nicht; ich weiß nur, daß er einen sehr guten Ruf genießt. Sie sind in der Lage ihn zu schätzen, da er ja Mitglied des Staatsrates ist."

„Kennen Sie Béranger?"

„Ja, General; er ist ein kluger und mutiger Mann, wie er am 18. Fructidor und am 18. Brumaire bewiesen hat. Er ist der Regierung ergeben, und ich glaube, Sie können auf seine Anhänglichkeit zählen. Der einzige Vorwurf, den man ihm vielleicht machen könnte, ist der, daß er Paris nicht genügend kennt. Ich werde mich nach ihm erkundigen, wenn Sie es wünschen."

„Es sollte mich sehr freuen."

„Doulcet, der Präfekt von la Dyle, wäre eine gute Wahl; er ist Ihnen sehr ergeben."

„Ja, aber wir brauchen da einen tüchtigen Arbeiter."

„Doulcet würde viel arbeiten."

„Es muß ein Neuling in der Revolution sein," meinte Bonaparte.

„Ist es ein neuer Mann," entgegnete Girardin, „so wird er die Revolution nicht kennen, und diese Kenntnis ist für einen Polizeiminister unentbehrlich. Cochon hat sein Ministerium gut versehen.[1]"

[1] Charles Cochon de L'Apparent, 1750—1815, ersetzte im Germinal des Jahres IV Merlin im Polizeiministerium und zeigte in diesem Amte viel Geschicklichkeit, um Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt wieder herzustellen.



Digitized by Google

„Cochon gehört einer Klique an; er ist ein verbrauchter Mann."

„Miot," schlug Girardin vor, „würde, wie ich denke, sehr geeignet und fähig sein, diesen wichtigen Posten einzunehmen."

„Miot ist gut," sagte Bonaparte.

„Zu diesem Posten brauchen Sie, General, einen ergebenen Mann, einen Mann auf dessen Treue Sie rechnen können."

„Wir brauchen einen fähigen, treuen und ergebenen Mann: das alles weiß man jetzt zu schätzen."

„Fouché hat Talent," sagte Girardin, „aber die öffentliche Meinung ist nicht für ihn."

„Die öffentliche Meinung ist eine Dirne. Wenn der Mann, den ich zu diesem Posten ernenne, Fähigkeiten besitzt, so wird er sie schnell erobern."

„Wenn der Mann, den Sie an diese Stelle setzen, durch ein Zurück der Männer von 89 und 93 umkommen soll, so würden Sie eine gute Wahl getroffen haben, denn Fouché hat alles von den Schreckensmännern zu fürchten."

„Da aber die Schreckensmänner nichts von ihm zu fürchten haben, waren sie am 3. Nivôse in Paris."

„Das ist allerdings wahr," gab Girardin zu.

„Wie aber wollen Sie es machen, um keine von irgendeiner Partei abhängigen Agenten zu haben?"

„Indem an der Spitze des Ministeriums ein Mann steht, General, der keiner Partei angehört. Er darf nicht fürchten, sich Feinde zu machen; er muß, will er seine Pflicht tun, mit gleicher Wucht auf die beiden äußersten Parteien losschlagen."



Digitized by Google

„Dieser Minister kann viel Gutes schaffen."

„Ja er kann den Staat retten, Ihre für das Wohl des Vaterlandes so nötigen Tage verlängern und die öffentliche Ruhe befestigen. Nachher muß er Ihnen das Ministerium zurückgeben und Sie veranlassen, es aufzuheben. Wenn Sie seiner noch zwei Jahre nach dem Frieden bedürfen, so würden Frankreich und Sie gleich zu beklagen sein."

„Fouché ist ein guter Kerl," wandte Bonaparte ein; „er hat ein gutes Herz. Hat er nicht eine Menge Bewachungsmannschaft ausgehoben?"

„Viel zu viel. Aber die Leute seiner Partei glauben stets, wenn sie angestellt sind, nicht genug tun zu können, um ihr früheres Verhalten vergessen zu machen. Darin liegt ohne Zweifel auch ein Nachteil, der mit den Wahlen dieser Art verknüpft ist."

„Das ist möglich. Ein tüchtiger Arbeiter wird stets ein guter Polizeiminister sein. Er muß Ordnung, Methode und ein alphabetisches Verzeichnis aller Tunichtgute haben. Er besitzt bereits ein Buch, das mehr als 1500 Namen enthält."

„Noch ein anderes wäre Ihnen auch von Nutzen, General; eins, das Ihnen geschichtliche Einzelheiten über alle Männer gäbe, die während der Revolution eine Rolle gespielt haben."

„Und dieses Buch?"

„Würde Ihnen die Mittel zu vortrefflichen Wahlen verschaffen."

„Existiert dieses Werk?"

„Ja, Bürger Konsul; es ist in den Händen Penières'.[1]

[1] Jean Augustin Penières, Mitglied des Tribunats.



Digitized by Google

„Das müssen wir uns verschaffen."

„Das wird schwer sein."

„Ueberlegen Sie sich alles, was ich Sie gefragt habe; ich denke, ich brauche Ihnen nicht Verschwiegenheit anzuempfehlen."

„In sechsunddreißig Stunden sehe ich Sie wieder, Bürger Konsul."

Discours et opinions, journal et souvenirs de S. Girardin.

## Der Erste Konsul und der Schweizer Bevollmächtigte Stapfer in Paris, März 1801.

Während der Audienz der Gesandten am 23. März 1801 zeichnete der Erste Konsul besonders den schweizerischen bevollmächtigten Minister Philipp Albert Stapfer durch eine längere Unterredung aus, die sich in der Hauptsache um die Abtretung des Kantons Wallis drehte.

Bonaparte: „Weshalb ziehen Sie diese Unterhandlung so in die Länge? Ich möchte so bald wie möglich zu einem Ende damit kommen."

Stapfer: „Ich versichere Sie, Erster Konsul, wir wünschen ebenso wie Sie diese Angelegenheit, sowie all die andern noch schwebenden so bald wie möglich zu beenden. Der provisorische Zustand, in dem wir uns gegenwärtig befinden, ist auf jede Weise peinlich und schädlich."

Bonaparte: „Vor allem müssen Sie den Kanton Wallis abtreten; diese Präliminarie ist unvermeidlich. Haben Sie Vollmachten, um abzuschließen?"

Stapfer: „Der Bürger Glayre ist allein mit dieser



Digitized by Google

Unterhandlung beauftragt und besitzt die nötigen Vollmachten dafür."

Bonaparte: „Nun, und warum schließt er nicht ab? Es ist von unbedingter Notwendigkeit für uns, daß wir unsere Verbindungen mit der Cisalpinischen Republik über den Kanton Wallis einrichten können, und daß wir in dieser Gegend eine Heerstraße haben."

Stapfer: „Meine Regierung befindet sich um so mehr in einer für Ehrenmänner schwierigen und fatalen Lage, als Ihr Verlangen durch die Unterhaltungen des Bürgers Reinhard ruchbar geworden ist, der es jedem sagte, der es hören wollte; die Walliser sind darüber von Kummer und Schrecken erfaßt worden. Durch die energischsten und rührendsten Adressen haben sie den Wunsch ausgedrückt, mit ihren Brüdern, den Schweizern, vereint bleiben zu wollen."

Bonaparte: „Ein Grund mehr, um sofort abzuschließen. Man muß ihnen nicht noch zu mehr Adressen Zeit lassen."

Stapfer: „Zum mindesten ist ihre Regierung ihnen das schuldig, daß sie nicht über ihr Dasein und alles, was ihnen lieb und wert ist, verfügt, ohne alles versucht zu haben, was von ihr abhängt, um ihnen das von ihnen bevorzugte Schicksal zu bewahren."

Bonaparte: „Man kann nicht immer auf den Wunsch eines Teiles eines ganzen Volkes Rücksicht nehmen! Ließe man sich auf diese Weise durch den Willen eines kleinen Bruchstückes von einem Volke lähmen, so würde niemals weder etwas Gutes noch Großes zustande kommen."

Stapfer: „Abgesehen von dieser Betrachtung hat



Digitized by Google

die helvetische Regierung ihren Pflichten gegenüber der ganzen Nation nachzukommen, von der das Wallis einen wesentlichen, außerordentlich wichtigen Teil bildet; es umfaßt mindestens ein Fünfzehntel des ganzen schweizerischen Gebiets. Ohne sich zu entehren und eine große Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, darf die helvetische Regierung einen so bedeutenden Teil der ganzen Republik nicht veräußern, wenn sie dieses Opfer in den Augen des Volkes nicht durch Gebietsentschädigungen oder höhere politische Vorteile rechtfertigen kann."

Bonaparte: „Wir geben Ihnen ja das Fricktal dafür."

Stapfer: „Das Opfer und sein Preis stehen in keinem Verhältnis zu einander: eine Bevölkerung von 15 000 Köpfen gegen eine von 90 000; ein ausgebeuteter Boden gegen einen jungfräulichen!"

Bonaparte: „Wir verlangen von Ihnen ja nur das uns für unsere Heerstraße nötige Gebiet."

Stapfer: „Das sind mehr als zwei Drittel des ganzen Kantons."

Bonaparte: „Das Wallis ist ein gebirgiges Land, ohne jeden Wert."

Stapfer: „Es ist das an Produkten reichste Land der ganzen Schweiz, und sogar das einzige, das von seinen Erzeugnissen leben und auch noch davon andern Ländern abgeben kann. Unter einer guten Verwaltung würde es Metalle aller Art im Ueberfluß liefern."

Bonaparte lächelnd: „Ja, wenn Sie von Zukunftsplänen sprechen, dann kommen wir überhaupt nicht zu einem Ende."

Stapfer: „Die Zeitungsschreiber und Mineralogen werden Ihnen meine Worte bestätigen. Meine Regierung



Digitized by Google

kann ein so bedeutendes Land nicht abtreten, ohne der Nation äquivalente Entschädigungen angesichts des Opfers zu zeigen. Unter den von ihnen verlangten scheint besonders die Herausgabe von Biel und Sankt Immerthal, die beide im Gürtel der Schweiz jenseits des Juragebirges gelegen sind, ebenso gerecht als natürlich und durchaus nicht für Frankreich nachteilig, dessen System hinsichtlich der Grenzen eine solche Vergrößerung verwirft."

Bonaparte: „Mir sind in dieser Hinsicht die Hände gebunden durch ein Gesetz, das Biel mit der französischen Republik vereinigte."

Stapfer: „Das Gesetz, von dem Sie sprechen, betraf nicht Biel, und der Beweis dafür liegt darin, daß die französische Republik mit diesem kleinen Staat wie mit einem unabhängigen Schweizer Staat, zur Zeit als das Gesetz über die Vereinigung von Pruntrut ausgegeben ward, verhandelte. Wie dem auch sei: Biel ist stets ein bedeutender Teil des helvetischen Staatskörpers gewesen."

Bonaparte: „Das Gesetz kann nur auf alle Staaten des Bischofs von Basel bezogen werden. Wir müssen unbedingt das Wallis haben!"

Stapfer: „Unter den von Ihnen verlangten Entschädigungen sind viele, die zu erfüllen sehr wohl in Ihrer Macht steht, ja es liegt sogar in Ihrem eigenen Interesse, sie uns zu gewähren und zwar als gutheißende Antwort auf die Ihnen vom Bürger Glayre gemachte Mitteilung von dem Projekte der helvetischen Verfassung und der Erneuerung des Allianzvertrags auf der Neutralitätsbasis."



Digitized by Google

Bonaparte: „Vor allem muß uns das Wallis abgetreten werden. Das muß unbedingt geschehen, Sie verstehen! Es hat keinen Sinn, Ausflüchte zu suchen und eine so vollkommen einfache Angelegenheit in die Länge zu ziehen. Ich versichere Sie, Sie verzögern dadurch nur Ihre andern Angelegenheiten."

Und damit verabschiedete der Erste Konsul den Schweizer Bevollmächtigten.

**Bonaparte, Talleyrand et Stapfer.**

## Der Erste Konsul und Frau Campan in Paris, 1801.

Im Jahre 1801 wurden der Arzt Dubreuil und Frau de l'Hôpital, die beide den Faubourg Saint-Germain bewohnten, auf Fouchés Befehl verhaftet und nach dem Temple gebracht; Dubreuil, weil er dem Sohne des Emigranten Talon bisweilen den Puls gefühlt, und Madame de l'Hôpital, weil sie Herrn von Talon bei sich empfangen hatte. Die Gegenwart des Herrn von Talon hatte der Regierung Besorgnis eingeflößt. Und da die Polizei seiner selbst nicht habhaft werden konnte, hielt sie sich an seine Freunde.

Dubreuil, der auch der Arzt der Frau Campan war, bat diese, sie möchte doch ein gutes Wort für ihn beim Ersten Konsul einlegen. Frau Campan begab sich deshalb nach den Tuilerien, um sogleich ihre Angelegenheit zu plaidieren. Der Erste Konsul schien ihre Absicht erraten zu haben.

„Sie kommen," sprach er sie an, „um mich wegen



Digitized by Google

der Bewohner von Saint-Germain zu sprechen. Ihre Madame de l'Hôpital ist eine Intrigantin."

„Gestatten Sie General," erwiderte Madame Campan, „man hat ihr früher vorwerfen können, daß sie ein wenig leichtsinnig war, aber mit 76 Jahren bleibt davon wohl nicht mehr viel übrig. Eine Intrigantin ist sie nicht; Koketterie würde sie besser kleiden, aber sie ist blind. Allabendlich empfängt sie ein paar Personen, und da sie fürchtet, es an Höflichkeit fehlen zu lassen, verneigt sie sich grüßend selbst vor den Abwesenden."

Als Bonaparte das vernahm, wurde er sehr ärgerlich und sagte in Gegenwart Josephines:

„Eine blinde Frau von 76 Jahren ist in der Politik immer unschuldig. Der Minister hat eine barbarische Handlung begangen, die meiner Regierung unwürdig ist. Wenn Fouché mit meinen Feinden unter einer Decke steckte, hätte er nichts Besseres tun können; er hat diesen Fehler in einem Anfall von Wahnsinn begangen. Ich will nicht, daß meine Gewalt zur Ausführung solcher Handlungen mißbraucht werde! Ich will, daß alles, was von meiner Macht ausgeht, mit Vernunft geschieht. Eine Regierung muß einen weiten Blick und hochherzige Ideen haben. Das eben Geschehene ist der Maitresse eines Herrschers würdig, wenn sie wütend ist. Nicht auf diesem Fuße sollen meine Angelegenheiten behandelt werden. In dem Verhalten eines Ministers darf nichts von Leidenschaft zu finden sein, denn man könnte glauben, die Leidenschaft bewege auch das Staatsoberhaupt. Die Geschichte darf nichts außer Acht lassen; was aber würde sie zu einem solchen Angriff sagen? Was hat der Arzt getan?"



Digitized by Google

„General," antwortete Frau Campon, „er hat den Sohn des Herrn von Talon gepflegt. Schon seit Jahren verkehrt er im Hause seiner Gefährtin im Temple."

„Es ist unglaublich! Ein Arzt hat das Recht, den Puls zu fühlen, ohne daß ein Minister etwas dahinter finden darf! Ein solcher Mißbrauch beraubt die Autorität ihrer Achtung und stellt sie bloß; ich werde mich mit dem Minister auseinandersetzen und die beiden Opfer befreien." Und darauf schellte er dem Bedienten und befahl, sofort Fouché holen zu lassen.

Journal anecdotique de Madame Campan.

## Der Erste Konsul und der Staatsrat Thibaudeau in Malmaison, Juni 1801.

Seit mehreren Monaten bereits wußte man, daß Bonaparte mit dem römischen Hofe wegen eines Konkordats unterhandelte, und in den Pariser Salons war von nichts anderm die Rede. Am 21. Prairial des Jahres IX [10. Juni 1801] war der Staatsrat Thibaudeau in Malmaison zum Abendessen eingeladen. Nach dem Diner begab der Erste Konsul sich mit ihm allein in den Park und brachte das Gespräch auf die Religion. Er bekämpfte lange Zeit die verschiedenen Ansichten der Philosophen über den Kultus, den Deismus, die natürliche Religion, usw., und meinte, das alles sei nichts als Ideologie. An der Spitze der Ideologen nannte er zu verschiedenen Malen den Senator Garat.

„Sehen Sie," sagte er zu Thibaudeau, „letzten Sonn-



Digitized by Google

tag ging ich hier in dieser Einsamkeit ebenfalls spazieren, um mich herum nur die schweigende Natur. Plötzlich tönte der Klang der Glocke von Rueil an mein Ohr. Ich war bewegt; so stark ist die Macht der ersten Gewohnheiten und Erziehung des Menschen! Da sagte ich mir: welchen Eindruck muß dies erst auf einfache, gläubige Charaktere machen! Können darauf Ihre Philosophen, ihre Ideologen antworten? Das Volk braucht eine Religion! Und diese Religion muß sich in den Händen der Regierung befinden. Heute führen den französischen Klerus fünfzig emigrierte und von England bezahlte Bischöfe. Ihr Einfluß muß zerstört werden, und dazu ist die Autorität des Papstes nötig! Er setzt sie ab oder läßt sie ihren Abschied einreichen. Man erklärt, daß, da die katholische Religion diejenige der Mehrzahl der Franzosen sei, sie auch ausgeübt werden müsse. Der Erste Konsul ernennt fünfzig Bischöfe, und der Papst setzt sie ein. Sie ernennen die Geistlichen, und der Staat besoldet sie. Sie müssen einen Eid leisten. Diejenigen Priester, die sich nicht unterwerfen, verbannt man. Den höheren Geistlichen erteilt man die Vollmacht, diejenigen zu bestrafen, die gegen die Regierung predigen. Der Papst bestätigt den Verkauf der Güter der Geistlichkeit: er weiht die Republik. Man wird „salvam fac rem gallicam" singen. Die Bulle ist eingetroffen. Es sind nur einige Ausdrücke darin zu ändern. Man wird denken, ich sei päpstlich gesinnt; ich bin aber gar nichts. In Aegypten war ich Mohammedaner, hier werde ich zum Wohle des Volkes Katholik sein. Ich glaube nicht an Religionen. . . Aber der Gedanke an einen Gott!" . . .



Digitized by Google

und seine Hände zum Himmel erhebend, setzte er hinzu: „Wer hat das alles gemacht?"

Nun sprach der Staatsrat Thibaudeau, der bis dahin ruhig zugehört hatte.

„Ueber die Notwendigkeit einer Religion zu reden," sagte er, „hieße den Standpunkt der Sache verrücken. Ich lasse sogar die Nützlichkeit des Kultus gelten. Aber ein Kultus kann auch ohne Klerus bestehen. Denn Prediger und eine Geistlichkeit sind zwei verschiedene Dinge. In dieser herrscht eine Hierarchie, ein gleicher Geist, ein gleiches Ziel: es ist eine Körperschaft, eine Macht, ein Koloß! Wenn diese Körperschaft zum Oberhaupt das Staatsoberhaupt hätte, wäre das Uebel nur halb so schlimm; wenn sie aber dazu einen fremden Fürsten anerkennt, so ist das eine rivalisierende Macht. Niemals war die Lage Frankreichs günstiger für eine große religiöse Umwälzung. Sie haben jetzt die konstitutionellen Geistlichen, die apostolischen Vikare des Papstes, die nach England ausgewanderten Bischöfe und eine Menge Abstufungen unter diesen drei Abteilungen. Bürger und Geistliche sind entzweit, und der größte Teil der Bevölkerung steht der Kirche gleichgültig gegenüber."

„Da irren Sie sich," erwiderte Napoleon. „Der Klerus ist noch immer vorhanden und wird so lange existieren, als es im Volke einen religiösen Geist gibt; dieser aber ist von ihm unzertrennlich. Wir haben Republiken, Demokratien, alles gesehen, aber niemals einen Staat ohne Religion, ohne Kultus, ohne Geistlichkeit! Ist es nicht geeigneter, den Kultus besser zu organisieren und die Geistlichen an Gehorsam und Ordnung zu ge-



Digitized by Google

wöhnen, als die Dinge so gehen zu lassen wie sie sind? Jetzt predigen die Geistlichen gegen die Republik. Soll man sie verbannen? Nein, denn um das zu erreichen, müßte das ganze Regierungssystem geändert werden. Um ihnen dieses lieb und wert zu machen, muß die Republik ihre Achtung vor dem Kultus beweisen. Man weist Engländer und Oesterreicher aus, aber keine Franzosen, die ihre Familie haben und denen man weiter nichts vorwerfen kann als ihre religiöse Meinung; das ist unmöglich. Man muß sie daher an die Republik zu fesseln suchen."

„Niemals wird man sie ernstlich an sie fesseln können," wandte Thibaudeau ein. „Die Revolution hat sie ihrer Ehren, ihrer Güter beraubt. Das werden sie ihr nie verzeihen: sie werden fortwährend im Kampfe mit ihr liegen. Und dieser wird weniger gefährlich sein solange sie zerstreut, als wenn sie organisiert und vereinigt sind. Von Verbannung oder Verfolgung einer Person soll keine Rede sein, sondern man kann jeden Geistlichen seine Messe lesen lassen wie er will, und jeden Franzosen in die Kirche oder in den Tempel gehen lassen wann er will. Wenn aber schließlich die Unverträglichkeit zwischen den Geistlichen und der Republik so weit getrieben würde, daß der Staat darunter litte, so würde ich nicht zögern, sie zum Wohle der öffentlichen Ruhe zu opfern."

„Also würden Sie sie ächten?"

„Sollte man die Revolution ächten?"

„Das heißt mit den Worten Spiel treiben."

„Nein, das heißt nur die Dinge präzisieren. Uebrigens glaube ich nicht, daß man bei einer guten



Digitized by Google

Zucht und aufgeklärten Ueberwachung zu derartigen Schritten genötigt sein würde."

„Und ich sage Ihnen," nahm Napoleon wieder das Wort, „die Priester, welche ein Amt annehmen, werden schon dadurch allein von den ehemaligen Amtsinhabern abgesondert und sind selbst darauf bedacht, deren Rückkehr zu verhindern und die neue Ordnung der Dinge zu begünstigen."

„Das wünsche ich, aber ich rechne nicht darauf. Uebrigens ist dies ein sehr nichtiger Punkt in der großen Frage. Die katholische Religion ist intolerant geworden, und ihre Geistlichen sind gegenrevolutionär gesinnt. Der Geist unserer Zeit ist dem ihren vollkommen entgegen, und wir befinden uns dem Evangelium näher als sie."

„Das, was wir tun, wird dem Papsttum einen tödlichen Schlag versetzen."

„Im Gegenteil, man belebt es aufs neue und gibt ihm neue Kräfte."

„Muß ich denn nicht gerade das Gegenteil von dem tun, was Heinrich IV. tat?"

„Andere Zeiten, andere Sitten. Ich für meinen Teil würde, wenn es schon ein beherrschender Kultus sein müßte, dies (die protestantische Religion) vorziehen."

„Mein Lieber, das verstehen Sie nicht."

„Alles ist dazu vorbereitet. Wir sind in einer ganz andern Lage, als England und Deutschland damals waren, und die Zeiten der Reformation hatten keinen Bonaparte. Wie die Dinge jetzt liegen, brauchen Sie nur ein Wort zu sagen, und das Papsttum hat aufgehört zu sein: Frankreich wird protestantisch!"



Digitized by Google

„Ja, die eine Hälfte, die andere bleibt katholisch, und es wird unendliche Streitigkeiten und Zwiste geben."

„Wenn wir während der Revolution ebenso gefolgert hätten, würde die Konstituierende Versammlung vor dem Adel und der Konvent vor dem Königtum und der Dynastie zurückgewichen sein. Jede Umwälzung, sei sie politisch oder religiös, bringt Widerstand mit sich."

„Weshalb aber soll man den Widerstand von seiten des Volkes und der Geistlichen herausfordern? Die aufgeklärten Leute werden sich nicht gegen den Katholizismus erheben. Sie gehen gleichgültig darüber hinweg. Ich werde mir also große Unannehmlichkeiten im Innern ersparen und kann außerhalb durch den Papst . . ." Hier hielt Napoleon inne.

Diese Pause benutzend fiel Thibaudeau ein: „Das heißt, wenn Sie Opfer bringen, die Sie noch obendrein vom Papste abhängig machen. Sie haben es hier mit einem schlauen Feinde zu tun, der stärker ist gegen die, welche ihn schonen, als gegen die, welche einmal mit ihm gebrochen haben. Heute zeigt sich alles nur von der schönen Seite. Wenn Sie aber glauben, daß Sie mit dem Papste fertig sind, so täuschen Sie sich: Sie werden ja sehen, was geschieht. Die Gelegenheit ist einzig: wenn Sie die vorübergehen lassen."

Nachdem Napoleon einen Augenblick nachgedacht, sagte er: „Mein Lieber, weder Vertrauen noch Gläubigkeit haben hier etwas zu tun . . . Vom Klerus ist nichts mehr zu holen . . . Es ist eine rein politische Angelegenheit . . . Sie ist bereits zu weit vorgeschritten,



Digitized by Google

und der Entschluß, den ich gefaßt, scheint mir der sicherste."

„In der Tat," antwortete Thibaudeau etwas gereizt; „da die Bulle eingetroffen ist, ist alles, was ich sage, unnütz."

Comte A. C. Thibaudeau, Mémoires sur le consulat.

## Der Erste Konsul und der päpstliche Gesandte Kardinal Consalvi in Paris, Juni 1801.

Im Juni 1801 schickte der Papst Pius VII. den Kardinal Consalvi zum Ersten Konsul nach Paris, um nochmals Rücksprache wegen des Konkordats zu nehmen, das noch immer nicht zustande gekommen war. Consalvi war wegen der Geradheit seines Charakters, seiner Entschlossenheit und seines Wunsches, zu einer Uebereinstimmung zu gelangen, bekannt. Er nahm die Mission an, ohne sich ein Hehl daraus zu machen, wie schwierig und verantwortungsreich seine Aufgabe war. Er berichtet über die erste Audienz bei dem Ersten Konsul folgendes:

Mein erster Gedanke am Morgen nach meiner Ankunft in Paris (am 20. Juni) war, sie dem General Bonaparte zu melden und mich zu erkundigen, wann ich die Ehre haben würde ihn zu sehen. Gleichzeitig ließ ich ihn fragen, in welchem Kostüm er wünschte, daß ich vor ihm erschiene. Diese Frage war notwendig, denn zu jener Zeit war das Priestergewand



Digitized by Google

in Paris, wie übrigens in ganz Frankreich, außer Gebrauch.

Die Antwort des Ersten Konsuls traf schneller ein, als es jemand wünschen konnte, der lieber einen gewissen Zeitraum zwischen der Ankunft und der Vorstellung vor sich gehabt hätte, weniger wegen der Ermüdung der Reise, als um Zeit zu einigen nötigen und nützlichen Erkundigungen zu finden. Der Abbé Bernier[1] kam sofort mit der Antwort zurück, daß der Erste Konsul mich noch an demselben Tage mittags 2 Uhr empfangen wolle; hinsichtlich des Kostüms sollte ich so viel wie möglich mit den äußeren Abzeichen der Kardinalswürde bekleidet erscheinen.

Darüber war ich nun doch in Verlegenheit. Obgleich ich wohl verstanden hatte, daß er wünschte, ich solle im großen Purpur in den Tuilerien erscheinen, überlegte ich mir doch, daß die Kardinäle dieses Kleid nur vor dem Papste trügen, und nur manche Kardinäle mißbräuchlich so gekleidet vor Monarchen erschienen, die durch ihre Geburt auf dem Throne saßen. Ich entschloß mich daher, zu dieser Audienz nur im schwarzen Frack, jedoch mit roten Strümpfen, rotem Barett und rotem Kragen zu gehen, wie dies gewöhnlich die Kardinäle tun, wenn sie nicht im Amte sind.

Zur festgesetzten Stunde war der Zeremonienmeister des Hofes in meinem Hotel. Er führte mich zu seinem

[1] Der Abbé Etienne Alexandre Bernier war früher ein eifriger Anhänger des Kriegs in der Vendée gewesen, hatte sich aber nach deren Pazifikation mit der Regierung ausgesöhnt und ward von Bonaparte vergeblich in der Absicht verwendet, seinen einstigen Einfluß auf die Vendéer im Sinne der Regierung auszuüben. Im Jahre 1801 glaubte der Erste Konsul ihm die Anknüpfung der Unterhandlungen wegen des Konkordats mit den päpstlichen Bevollmächtigten in die Hände geben zu können.



Digitized by Google

Wagen, und so gelangte ich allein mit ihm nach den Tuilerien. Ich wurde zuerst in einen Salon im Erdgeschoß geführt, den man „salon des ambassadeurs" nannte. Der Zeremonienmeister bat mich, hier einige Augenblicke zu verweilen, bis er meine Ankunft gemeldet habe. Ich blieb allein, ohne um mich herum etwas anderes als tiefe Ruhe und Einsamkeit zu bemerken. Man hatte mich wahrscheinlich in diese stille Ecke des Schlosses mit der Absicht geführt, mein Erstaunen und den verlegenen Eindruck, der natürlich die Folge davon sein mußte, von Schritt zu Schritt zu vergrößern. Und in der Tat, als der Zeremonienmeister nach einigen Augenblicken zurückgekehrt war und mir gemeldet hatte, daß ich vor dem Ersten Konsul erscheinen könne, indem er durch eine Handbewegung auf eine kleine Tür hinwies, die nach dem Vestibül der großen Freitreppe des Schlosses führte, hatte ich wirklich das Gefühl des Erstaunens, das einen beschleicht, wenn plötzlich auf der Bühne die Szene sich verändert.

Wie ich später erfuhr, war es die Stunde, in der in den Tuilerien die Parade abgehalten wurde, die zu jener Zeit alle vierzehn Tage wiederholt ward und bei der die drei Konsuln, die Spitzen des Staates, das heißt also der Senat, das Tribunat, die Gesetzgebende Körperschaft, die Würdenträger des Hofes, die Minister, die Generale und andere Beamte, sowie eine ungeheure Menge Truppen und Zuschauer zugegen waren. Der Erste Konsul wollte mir ohne Frage die erste Audienz bei dieser feierlichen Gelegenheit gewähren, um mir einen Begriff von seiner Macht zu geben, vielleicht



Digitized by Google

wollte er mir auch Erstaunen und wohl gar Furcht einflößen.

Da ich mir nicht vorstellen konnte, daß meine erste Audienz mir öffentlich gewährt werden sollte, und da ich keine Ahnung von der Ursache zu jener Feierlichkeit hatte, glaubte ich, die das Vestibül und die Treppen anfüllende Menge sei aus Neugierde, als sie meine Vorstellung in den Tuilerien vernommen, herbeigeeilt. Das Schlagen der Trommeln auf den obersten Stufen der Treppe, die mit reichgekleideten Personen angefüllten Salons und Vorzimmer, die in Menge anwesenden Großwürdenträger, die man auf den ersten Blick an ihrem Anzug und ihrer Haltung erkennen konnte, alles das steigerte mein Erstaunen von Minute zu Minute.

Endlich gelangte ich in einen Salon, wo ich nur einen einzigen Herrn bemerkte, der auf mich zukam, mich begrüßte, ohne ein Wort zu sprechen, vor mir herschritt und mich in ein anstoßendes Zimmer führte. Damals wußte ich noch nicht, wer diese Persönlichkeit war, später erfuhr ich, daß es der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Talleyrand, gewesen.

Ich glaubte, er werde mich in das Arbeitszimmer des Ersten Konsuls führen, und die Hoffnung, endlich mit diesem allein sein zu können, gab mir Sicherheit. Aber wie groß war mein Erstaunen, als sich diese letzte Tür öffnete und ich einen großen Salon bemerkte, in dem eine Menge Leute wie zu einer Theatervorstellung aufgestellt waren! Im Hintergrunde des Saales sah man symmetrisch geordnet die verschiedenen Staatskörper, und an den Seiten standen die Generale, die Offiziere



Digitized by Google

aller Grade, die Minister, die höchsten Staatsbeamten, und vor allen diesen Persönlichkeiten, abgesondert und allein, drei Herren, wie ich später erfuhr: die drei Konsuln der Republik.

Der in ihrer Mitte Stehende kam einige Schritte auf mich zu, und ich fühlte, daß dies Bonaparte sei, eine Vermutung, die bald durch die Haltung des Ministers Talleyrand, der mich ihm vorstellte, bestätigt wurde. Ich wollte nun einige Worte der Begrüßung vorbringen und von dem Gegenstande meiner Reise sprechen, aber Bonaparte ließ mir nicht die Zeit dazu, denn kaum stand ich vor ihm, als er sofort das Wort ergriff und in schroffem Tone sagte: „Ich kenne den Grund Ihrer Reise nach Frankreich. Ich will, daß man sofort die Konferenzen eröffne. Ich lasse Ihnen fünf Tage Zeit und mache Sie darauf aufmerksam, daß wenn nach Ablauf des fünften Tages die Unterhandlungen nicht beendet sind, Sie wieder nach Rom zurückkehren können; wohlverstanden habe ich im Falle einer solchen Annahme meinen Entschluß gefaßt."

Das waren in der Tat, ohne eine Silbe mehr, die ersten Worte, die Bonaparte nicht gerade liebenswürdig, aber auch nicht grob an mich richtete. Darauf schwieg er, meine Antwort erwartend. Ich sagte nun, daß Seine Heiligkeit durch die Sendung seines ersten Ministers nach Paris bewiese, welches Interesse er an der Abschließung eines Konkordats mit der französischen Regierung nähme; ich selbst hege die Hoffnung, so glücklich sein zu können, es in der von ihm (Bonaparte) gewünschten Zeit abzuschließen.

Sei es nun, daß diese erste Antwort ihm nicht



Digitized by Google

mißfiel, sei es, daß er von mir eine zu gute Meinung gefaßt hatte, als er sah, daß ich mich mit Hilfe Gottes durch ein so ungewöhnliches und imposantes Schauspiel nicht hatte verwirren lassen, sei es, daß er schon im voraus entschlossen war, das zu tun, was er tatsächlich nach unserer Zusammenkunft tat, kurz er ging sofort nach den ersten Worten auf den Gegenstand ein. Eine halbe Stunde lang sprach er immer in derselben Haltung und vor aller Welt über das Konkordat, den Heiligen Stuhl, die Religion, den gegenwärtigen Zustand der Dinge, ja sogar über die zurückgewiesenen Artikel, und zwar sprach er mit Ungestüm und einer unbeschreiblichen Beredsamkeit, jedoch ohne Zorn noch Härte.

Ich antwortete auf alle Punkte das, was ich glaubte, sagen zu müssen, ohne Verwirrung, ohne aber auch irgendwelche Klage gegen Rom nicht mit der angebrachten Rechtfertigung hingehen zu lassen. Unter anderem sagte er, er könne nicht umhin, die Verbindung des Papstes mit einer nichtkatholischen Macht, wie Rußland, mit Erstaunen und Empörung anzusehen; sie wäre durch die Wiederzulassung der Jesuiten auf Verlangen Pauls I. erwiesen.[1] „Diese Verbindung," fügte er hinzu, „muß begreiflicherweise den katholischen König (den König von Spanien) verletzen, weil sie nur zustande gekommen ist, um einem schismatischen Fürsten zu gefallen."

Ich antwortete ihm sehr freimütig, daß er darüber sehr schlecht unterrichtet sei. Wenn der Heilige Vater es für gut befunden hätte, dem Kaiser von Rußland

[1] Paul I. von Rußland war kurz vorher, am 23. März 1801, ermordet worden.



Digitized by Google

die Wiedereinsetzung der Jesuiten in seinen Staaten nicht zu verweigern, so hätte er dies nicht ohne die achtungsvolle Ehrerbietung getan, die ihm seine väterliche Zuneigung und hohe Wertschätzung gegen den König von Spanien vorschrieben. Der Beweis dafür läge übrigens in dem Zeitraum von mehreren Monaten, der zwischen der Forderung Pauls und der Uebersendung der Bulle vergangen sei. Diese sei erst geschickt worden, nachdem der Papst sich versichert habe, daß der spanische Hof darin keinen Gegenstand zur Klage fände.

Nach einigen ähnlichen Antworten meinerseits und vielen andern Dingen, die mir Bonaparte in dieser ersten öffentlichen Audienz sagte, schloß er mit der wiederholten Bemerkung, daß man sofort mit den Unterhandlungen beginnen werde, da er in Anbetracht der großen Angelegenheiten, die auf ihm lasteten, keine Zeit zu verlieren habe. Darauf verneigte er sich als wenn er mich grüßte, trat einige Schritte zurück auf denselben Platz, wo die beiden anderen Konsuln standen, und verabschiedete mich auf diese Weise. Ich machte eine Verbeugung, wie ich es bereits bei meinem Eintritt getan hatte, und verließ den Saal; Talleyrand begleitete mich in das Zimmer, in dem er mich empfangen hatte. Dort nahm mich wieder derselbe Zeremonienmeister in Empfang und führte mich nach meinem Hotel.

Mémoires du cardinal Consalvi.

Wenige Tage später waren die Unterhandlungen zum Konkordat auf dem Punkte, abgebrochen zu werden,



Digitized by Google

als der Kardinal Consalvi eine zweite persönliche Unterredung mit dem Ersten Konsul hatte:

Kaum waren wir[1] in den Salon eingetreten, in dem der Erste Konsul sich aufhielt, und der angefüllt war von einer Menge Beamter, Offiziere, Staatswürdenträger, Minister, Gesandter und zum Diner eingeladener, berühmter auswärtiger Persönlichkeiten, so empfing er uns wie vorauszusehen war, denn er hatte bereits mit seinem Bruder gesprochen. Sobald er meiner ansichtig ward, rief er mit zornentflammten Zügen und verächtlich erhobener Stimme:

„Nun, Herr Kardinal, es hat Ihnen gefallen, die Unterhandlungen abzubrechen! Gut! Ich brauche Rom nicht. Ich werde nach meinem eigenen Gutdünken handeln. Ich brauche den Papst nicht! Wenn Heinrich VIII., der nicht den zwanzigsten Teil meiner Macht besaß, es verstanden hat, eine andere Religion in seinem Lande einzuführen, so wird mir das noch weit besser gelingen. Und wenn ich die Religion in Frankreich ändere, wird dies auch in ganz Europa geschehen, wenigstens überall da, wohin sich der Einfluß meiner Macht erstreckt. Rom wird fühlbare Verluste erleiden; es wird sie beklagen, aber dann ist es zu spät! Sie können abreisen, das ist das beste, was Ihnen zu tun übrig bleibt. Sie wollten die Unterhandlungen abbrechen, nun gut, sei es; Sie haben es gewollt. Wann reisen Sie also ab?"

„Nach dem Diner, General," antwortete ich in ruhigem Tone.

---

[1] Consalvi, Monseigneur Spina und Pater Caselli.



Digitized by Google

Diese wenigen Worte brachten eine unerwartete Wirkung auf den Ersten Konsul hervor. Er sah mich starr an, und auf seine heftigen Worte erwiderte ich, indem ich sein Erstaunen benutzte, daß ich meine Vollmachten weder überschreiten, noch mich über Punkte einigen könne, die den Grundsätzen des Heiligen Stuhles entgegen wären. „In geistlichen Dingen," fügte ich hinzu, „kann man nicht immer das tun, was man in weltlichen bei Ausnahmefällen tut. Trotzalledem scheint es mir nicht möglich, zu behaupten, daß ich gesucht habe, von seiten des Papstes die Unterhandlungen abzubrechen, sobald man über alle Artikel im Einvernehmen war, mit Ausnahme eines einzigen, über den ich bat, den Rat des Heiligen Vaters selbst einzuholen; denn Napoleons eigene Kommissare haben diesen Vorschlag nicht verworfen."

Etwas milder gestimmt, unterbrach mich der Erste Konsul und sagte, er wolle nichts unvollkommen lassen, und entweder statuiere er alles oder nichts.

Ich erwiderte, ich hätte nicht das Recht, über den fraglichen Artikel zu unterhandeln, solange er ihn so aufrecht erhielte, wie er ihn vorgeschlagen, und ich keinerlei Abänderung treffen dürfe.

Er antwortete sehr heftig, er verlange ihn so wie er sei, ohne eine Silbe mehr oder weniger.

Ich entgegnete, in diesem Falle würde ich ihn niemals unterzeichnen, da ich nicht wüßte, in welcher Weise ich es tun könne.

Er rief: „Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß Sie die Unterhandlungen abzubrechen suchten, und daß ich die Angelegenheit als beendet betrachte, daß Rom es aber



Digitized by Google

fühlen und blutige Tränen über diesen Bruch vergießen wird."

Während er noch sprach, wandte er sich plötzlich mit außerordentlicher Lebhaftigkeit an den neben ihm stehenden Grafen von Cobenzl, den österreichischen Gesandten. Er wiederholte ihm ungefähr dasselbe, was er mir eben gesagt, und versicherte mehrmals, er werde die Denkungsweise und die Religion in allen europäischen Staaten ändern. Niemand werde die Kraft haben, ihm zu widerstehen, und sicher werde er nicht der Einzige sein, der ohne die römische Kirche existieren wolle; lieber setze er ganz Europa von oben bis unten in Flammen, und der Papst allein sei daran schuld und habe noch obendrein den Schmerz darüber zu erleiden.

Darauf mischte er sich plötzlich unter die Menge der Gäste und wiederholte gegen mehrere Personen dasselbe. Graf Cobenzl eilte betroffen auf mich zu und flehte mich an, doch irgend ein Mittel zu finden, das ein solches Mißgeschick abwenden könne. Er malte mir nur zu beredt die sichern Folgen aus, die daraus für die Religion, den Staat, für ganz Europa entstehen würden. Ich gestand ihm, daß ich das alles leider nur zu gut vor Augen sähe, daß ich darüber verzweifelt wäre, aber um nichts in der Welt etwas unterzeichnen könne, was mir nicht gestattet sei. Er gab zu, daß er sehr wohl verstände, wie recht ich habe, meinen Pflichten nachzukommen, nur wundere es ihn, daß man kein Mittel zur Aussöhnung finden und zu keinem Einvernehmen kommen könne, um so mehr, da nur ein einziger Artikel streitig sei . . . In diesem Augenblick



Digitized by Google

taten sich die Türen des Speisesaals auf, und man ging zu Tisch, wodurch unsere Unterhaltung unterbrochen wurde.

Das Diner war kurz und, wie man sich denken kann, für mich eins der unangenehmsten, an denen ich je teilgenommen. Als wir wieder den Salon betraten, nahm der Graf Cobenzl die unterbrochene Unterhaltung wieder mit mir auf. Als der Erste Konsul uns im Gespräch sah, näherte er sich uns und sagte, zum Grafen Cobenzl gewendet, er verlöre nur seine Zeit, wenn er etwa hoffe, die Hartnäckigkeit des päpstlichen Gesandten zu besiegen. Und dann wiederholte er teilweise das, was er bereits gesagt, mit derselben Heftigkeit und Kraft.

Der Graf antwortete, er möge ihm gestatten, zu erklären, daß er in dem Gesandten des Kirchenfürsten nichts von Hartnäckigkeit sähe, wohl aber den aufrichtigen Wunsch, zu einem Einvernehmen zu gelangen; er bedaure diesen Bruch außerordentlich, es sei jedoch die Sache des Ersten Konsuls, den Weg zu einer Aussöhnung anzubahnen.

„Und auf welche Weise?" entgegnete dieser lebhaft.

„Indem Sie," fuhr der Graf fort, „eine neue Sitzung zwischen den beiderseitigen Kommissaren gestatten und ihnen Zeit lassen, um die Mittel zu den in dem streitigen Artikel vorzunehmenden Veränderungen zu suchen, die beide Teile befriedigen. Denn ich hoffe, Ihr Wunsch, Europa den Frieden zu geben, wie Sie es mir so oft versprochen, wird Sie bestimmen, auf jenen Entschluß, daß keinerlei Zusatz oder Abkürzung hinsichtlich dieses Artikels gestattet werden, zu verzichten, um so mehr,



Digitized by Google

da es wirklich ein Unglück wäre, wenn ein so bedauerlicher Bruch wegen eines einzigen Artikels stattfände, während man alles übrige im Guten erwogen hat."

Die Rede des Grafen Cobenzl war noch von vielen andern Worten eines echten Hofmannes begleitet und voll von Höflichkeiten und Liebenswürdigkeiten, in denen er sehr erfahren war. Und er war dabei so geistvoll, daß der Erste Konsul nach einigem Zögern endlich rief: „Nun meinetwegen! Um Ihnen zu beweisen, daß nicht ich es bin, der die Unterhandlungen abbrechen möchte, bin ich einverstanden, daß die Kommissare morgen zum letzten Mal zusammenkommen. Mögen sie sehen, ob ein Einvernehmen möglich ist. Trennt man sich aber, ohne die Angelegenheit zu Ende gebracht zu haben, so ist der Bruch entschieden, und der Kardinal kann abreisen. Auch erkläre ich, daß ich den Artikel so haben will, wie er ist, und keinerlei Aenderungen gestatte!" Und damit wandte er uns den Rücken.

Mémoires du Cardinal Consalvi.

## Der Erste Konsul und der Zweite Konsul Cambacérès in Paris, 1801.

Die kühnste Tat Bonapartes, sagte einer seiner Minister, der Graf Chaptal, ist die Wiederherstellung des Kultus auf seinen alten Grundlagen gewesen. Und obgleich diese Handlung durchaus nicht die Billigung der ihn umgebenden Personen fand, führte er sie doch aus.



Digitized by Google

Ueber die Opposition und die Feindseligkeit, die ihn deswegen am Konsularhofe umgaben, legt die folgende Unterhaltung, die der Kammerdiener Constant mit anhörte, während er den Ersten Konsul für ein großes Te Deum ankleidete, das in Notre Dame aus Anlaß des Konkordats gesungen werden sollte, Zeugnis ab. Joseph Bonaparte und der Konsul Cambacérès waren bei der Toilette Napoleons zugegen.

„Nun," sagte dieser zu Cambacérès, „wir gehen zur Messe. Was denkt man darüber in Paris?"

„Viele Leute," entgegnete Cambacérès, „nehmen sich vor, der Première beizuwohnen und das Stück auszupfeifen, wenn sie es nicht unterhaltend finden."

„Wenn sich jemand untersteht, es auszupfeifen, werde ich ihn durch die Konsulargarde zur Kirchentür hinauswerfen lassen."

„Wenn nun aber die Gardegrenadiere mitpfeifen?"

„In dieser Hinsicht habe ich nichts zu fürchten. Meine alten Schnauzbärte werden Notre Dame genau so betreten wie sie in Kairo die Moscheen besucht haben. Sie werden mich beobachten, und wenn sie sehen, daß ihr General sich ernst und anständig verhält, werden sie das Gleiche tun und sich sagen: das ist Vorschrift!"

„Ich fürchte," nahm Joseph Bonaparte das Wort, „daß die Generale nicht ebenso willfährig sind. Eben komme ich von Augereau, der Feuer und Flammen speit gegen Ihre Kapuzinerstreiche, wie er es nennt. Er und noch einige andere werden nicht leicht zum Schoße unserer heiligen Mutterkirche zurückzuführen sein."

„Bah! Augereau ist nun einmal so. Ein Großmaul,



Digitized by Google

das viel Geschrei um sich macht. Und wenn er ein paar dumme Vettern hat, so soll er sie aufs Seminar tun, damit ich Almoseniers aus ihnen mache." [1]

Mémoires de Constant.

## Der Erste Konsul und die Schauspielerin George in Saint-Cloud, 1802.

Die junge und schöne Schauspielerin George [2] hatte die Iphigenie gespielt und den Ersten Konsul, der der Aufführung beigewohnt, nicht allein durch ihr Spiel, sondern auch durch ihre körperlichen Vorzüge entzückt. Als sie in ihre Wohnung zurückgekehrt war, fand sie dort den Kammerdiener des Ersten Konsuls, Constant, vor. Bonaparte hatte ihn geschickt, um den aufgehenden Stern an der Comédie-Française für den nächsten Abend ein halb neun Uhr zu sich nach Saint-Cloud einzuladen, um, wie er sagen ließ, sie persönlich zu ihrem Erfolg zu beglückwünschen.

George sagte klopfenden Herzens zu, und am folgenden Tag kam zur bestimmten Stunde Constant mit dem Wagen Napoleons, um die junge Schauspielerin

[1] Es brachen indes doch auf dem Wege nach Notre Dame Streitigkeiten unter den Generalen aus. Denn als Lannes und Augereau sahen, daß man sie in die Kirche führte, wollten sie unterwegs ihre Wagen verlassen. Und als der Erste Konsul am nächsten Tage Augereau fragte, wie er die Feier gefunden habe, soll dieser geantwortet haben: „Sehr schön; nur fehlte die eine Million Menschen, die ihr Leben hergab, um das zu vernichten, was wir wieder herstellen."

[2] Mademoiselle George — ihr eigentlicher Name war Weimer — stand zu jener Zeit in ihrem sechzehnten Jahre.



Digitized by Google

zu seinem Herrn zu führen. Sie hatte Angst vor dem großen Mann, dem ganz Frankreich zu Füßen lag. Aber Constant beruhigte sie und meinte, so schlimm sei der Erste Konsul nicht, und sie werde sehen, wie gut und liebenswürdig er sein könne. Endlich fuhren sie in den Schloßhof von Saint-Cloud ein. Der Wagen hielt. Fräulein George war am Ziele. Lassen wir sie selbst ihre erste Begegnung mit Bonaparte erzählen:

Wir durchschritten die Orangerie, dann gelangten wir an die Tür eines Zimmers, wo uns Rustam erwartete. Constant ließ mich eintreten und sagte: „Ich werde den Ersten Konsul benachrichtigen."

Nun war ich allein in diesem großen Zimmer. Im Hintergrunde ein großes Bett mit grünseidenen Vorhängen und ein breiter Diwan vor dem Kamin. Schwere Kronleuchter, über und über mit Lichtern beladen, erhellten das Zimmer wie zu einem Feste. Nichts kann den Blicken entgehen, nicht einmal die kleinste Sommersprosse! Alles ist groß hier, nicht die geringste geheimnisvolle Ecke, in der man sich verbergen könnte; alles ist so offen, viel zu schön für mich! Ich werde mich in diesen Lehnstuhl setzen. Dort, zwischen dem Bett und dem Kamin, wird man mich nicht gleich sehen. Ah! das beruhigt. Und nun noch meinen Schleier herunter — so — ich habe mehr Mut.

Ich höre Schritte. Oh, wie mir das Herz klopft.

Er ist es! Der Konsul trat durch die dem Kamin gegenüberliegende Tür ein, die nach der Bibliothek führte. Er trug Seidenstrümpfe, eine kurze weißseidene Hose, einen grünen Uniformrock mit roten Aufschlägen und seinen Hut unterm Arme. Ich erhob mich. Er



Digitized by Google

kam auf mich zu, sah mich mit jenem berückenden Lächeln an, das nur ihm eigen, nahm mich bei der Hand und ließ mich auf dem ungeheuren Divan niedersitzen. Dann nahm er mir den Schleier vom Gesicht und warf ihn ohne weiteres auf die Erde. Meinen schönen Schleier! Das ist nett, wenn er nun draufttritt! Er wird ihn mir zerreißen!

„Wie Ihre Hand zittert! Haben Sie denn Angst vor mir? Erscheine ich Ihnen denn so fürchterlich? Ich habe Sie gestern sehr schön gefunden, Madame, und wollte Sie beglückwünschen. Wie Sie sehen, bin ich liebenswürdiger und höflicher als Sie."

„Wieso, mein Herr?"

„Wieso? Ich habe Ihnen 3000 Francs geschickt, nachdem ich Sie in Emilia gesehen hatte, um Ihnen zu beweisen, welches Vergnügen Sie mir bereiteten. Ich hoffte, Sie würden von mir die Erlaubnis erbitten, sich vorzustellen, um mir zu danken. Aber die schöne und stolze Emilia ist nicht gekommen."

Ich stammelte etwas, ich wußte nichts zu antworten.

„Aber ich wußte nicht — ich wagte nicht — mir die Freiheit zu nehmen."

„Schlechte Entschuldigung; Sie hatten also Angst vor mir?"

„Ja."

„Und jetzt?"

„Noch mehr."

Der Konsul lachte aus vollem Halse.

„Sagen Sie mir Ihren Vornamen."

„Joséphine-Marguerite."

„Joséphine gefällt mir. Ich liebe diesen Namen,



Digitized by Google

aber ich möchte Sie Georgina nennen, ja? Wollen Sie? Ich will es."

Der Name ist mir in der kaiserlichen Familie geblieben.

„Sie sprechen nicht, meine liebe Georgina?"

„Weil all die Lichter mich ermüden. Lassen Sie sie auslöschen, ich bitte; es scheint mir, als wenn ich Sie nachher besser hören und Ihnen unbefangener antworten könnte."

„Befehlen Sie, liebe Georgina."

Er schellte Rustam.

„Lösche die Lichter aus! — Ist es so genug?"

„Nein, noch die Hälfte von diesem ungeheuren Kronleuchter."

„Gut! Lösche aus, Rustam! — Sieht man jetzt immer noch zu viel?"

„Nicht zu viel, aber genug."

Der Konsul schien Vergnügen daran zu finden, sich mit einem jungen Mädchen zu unterhalten, das ihm ganz einfach gefiel. Es war, glaube ich, etwas Neues für ihn.

„Nun, Georgina, erzählen Sie mir alles, was Sie getan haben; Seien Sie offen und gut, sagen Sie mir alles!"

Er war so gut, so einfach, daß meine Furcht verschwand.

„Ich werde Sie langweilen, und dann, wie soll ich Ihnen das alles erzählen? Ich bin nicht geistreich; ich werde eine schlechte Erzählerin sein."

„Sprechen Sie nur."

Ich berichtete ihm nun von meinem sehr, sehr



Digitized by Google

kleinen Dasein, wie ich nach Paris kam, kurz von allen meinen kleinen Leiden.[1]

„Liebe Kleine, Sie waren nicht reich; aber jetzt, wie geht es Ihnen jetzt? Wer hat Ihnen diesen schönen Kaschmir, den Schleier usw. gegeben?"

Er wußte alles. Ich erzählte ihm die ganze Wahrheit vom Fürsten Sapieha.[2]

„Es ist gut. Sie lügen nicht. Sie werden mich besuchen und verschwiegen sein; versprechen Sie es mir."

Er war sehr zärtlich, sehr zurückhaltend und verletzte mein Schamgefühl nicht durch Zudringlichkeit. Er war glücklich, einen schüchternen Widerstand zu finden. Mein Gott, ich will nicht sagen, daß er verliebt war, aber sicher gefiel ich ihm. Daran konnte ich nicht zweifeln. Hätte er sonst meine Kinderlaunen hingenommen? Hätte er sonst eine ganze Nacht dazu verwendet, mich zu besiegen? Es lag ihm viel daran, mir zu gefallen, und er gab meinem Wunsche nach, mich nach Hause gehen zu lassen.

---

[1] Mademoiselle George war die Tochter eines kleinen Theaterdirektors, der, mit seiner Truppe umherziehend, mühsam den Unterhalt für sich und seine Familie verdienen mußte. Mit fünf Jahren trat die Tochter zum erstenmale auf der Bühne des Vaters in „Deux chasseurs et la laitière" auf, ihr eigentliches Debut als Schauspielerin jedoch feierte sie in ihrem zwölften Jahre in „Paul et Virginie" in Amiens. Dorthin führte der Zufall die berühmte Schauspielerin Raucourt von der Comédie-Française, die in einer Gastrolle auftrat. Sie entdeckte das Talent des Kindes und nahm es mit nach Paris, um es auf ihre Kosten für die Bühne ausbilden zu lassen.

[2] Der Fürst Sapieha, ein reicher Pole, hatte erfahren, daß die kleine George ohne Mittel sei, und sich zu ihrem Mäzen erboten. Er ließ ihr eine Wohnung einrichten, ohne — wie George selbst beteuert — einen Gegendienst zu verlangen, nur nahm er — — — den Schlüssel zu dieser Wohnung mit sich! Er sorgte überhaupt für ihren und ihrer Mutter Unterhalt, die inzwischen auch nach Paris gekommen war.



Digitized by Google

„Sie müssen müde sein, liebe Georgina. Auf morgen; Sie müssen kommen!"

„Ja, mit Vergnügen; Sie sind zu gut, zu liebenswürdig, als daß man Sie nicht lieben müßte . . . und ich liebe Sie von ganzem Herzen," sagte ich.

Er legte mir meinen Schal, meinen Schleier um. Ich war weit entfernt daran zu denken, was diesen armen Gegenständen noch passieren sollte: Als er von mir Abschied nahm, küßte er mich auf die Stirn. Ich war sehr dumm, lachte und sagte:

„Oh! das ist gut, Sie haben eben den Schleier des Fürsten Sapieha geküßt."

Da nahm er den Schleier, zerriß ihn in tausend kleine Stücke; der Kaschmir wurde zu Boden geworfen und mit Füßen getreten. Am Halse trug ich eine kleine Kette mit einem sehr, sehr bescheidenen Medaillon aus Karneol, am kleinen Finger einen noch viel bescheideneren Kristallring, in den Frau von Ponty[1] ein paar weiße Haare des Fräulein von Raucourt eingelegt hatte. Der Ring wurde mir vom Finger gerissen, und der Konsul zertrat ihn. Ah! Jetzt war er nicht mehr sanft! Ich war sprachlos und zitterte. Da kam er sehr lieb zu mir und sagte:

„Liebe Georgina, Sie sollen nichts an sich haben, was nicht von mir ist. Sie dürfen nicht schmollen, das wäre schlecht, und ich würde eine schlechte Meinung von Ihren Gefühlen bekommen."

Man konnte diesem Manne nicht lange böse sein: seine Stimme war so zart, er sprach so einschmeichelnd,

[1] Frau von Ponty war eine intime Freundin der Schauspielerin Raucourt.



Digitized by Google

daß man gezwungen war, sich zu sagen: im Grunde hat er recht getan.

„Sie haben recht; nein ich bin nicht böse, aber ich werde frieren."

Er klingelte Constant.

„Bringe einen weißen Kaschmir und einen großen englischen Schal!"

Er begleitete mich bis an die Orangerie.

„Auf morgen, Georgina, auf morgen!"

Das war meine erste Begegnung mit diesem großen Mann.

**Mémoires inédits de Mademoiselle George.**

## Der Erste Konsul und der ehemalige Direktor Reubell in Paris, Februar 1802.

Das ehemalige Mitglied des Direktoriums, Jean Baptiste Reubell, von dem Bonaparte in seiner Beurteilung der fünf Direktoren sagte: „Ich liebe Reubell nicht, aber nichtsdestoweniger ist er doch der einzige Mann, der im Direktorium an seinem Platze ist," hatte mit dem Ersten Konsul am 3. Ventôse des Jahres X (22. Februar 1802) eine längere Unterredung, zu der er durch einige Zeilen von Bourriennes Hand befohlen worden war. Reubell erzählt:

Ich begab mich also zur angegebenen Zeit[1] nach den Tuilerien. Im Erdgeschoß mußte ich den Zettel

[1] $11\frac{1}{2}$ Uhr mittags.



Digitized by Google

dem Portier zeigen, der, nachdem er ihn gelesen, mir sagte, wo ich mich hinzubegeben hätte. Im ersten Stock angelangt, betrat ich ein Vorzimmer. Nachdem ich meinen Brief der Schildwache gezeigt, fand ich drei oder vier Lakeien in blaugrauer, mit Goldtressen verzierter Livree vor. Der eine setzte seine Brille auf, um meinen Brief zu lesen, und ließ mich in einen zweiten Saal eintreten, wo ich den Adjutanten Caffarelli und einen jungen Mann, den Bibliothekar, wie ich später erfuhr, vorfand. Caffarelli bot mir einen Sessel an und meldete mich dem Ersten Konsul. Er kam bald darauf wieder zurück und führte mich in einen dritten Salon. Kaum war ich hier durch die eine Tür eingetreten, als der Erste Konsul in der gegenüberliegenden erschien. Wir gingen aufeinander zu, und er begann sofort die Unterhaltung mit den Worten:

„Guten Tag, Bürger Reubell, wie geht es Ihnen?"

„Und Ihnen, Bürger Erster Konsul?"

„Sehr gut; und was macht Madame Reubell?"

„Sie wird sich durch Ihre Nachfrage sehr geehrt fühlen; gestatten Sie, daß ich mich nach dem Befinden von Madame Bonaparte erkundige?"

„Es geht ihr gut. Sie hat mir oft erzählt, wie freundschaftlich Madame Reubell sich während meiner Abwesenheit bewiesen hat. Wir sprachen oft von Ihnen, und sie könnte Ihnen sagen, welch großes Interesse ich an allem nahm, was Sie anging. Ich habe auch oft mit andern Leuten von Ihnen gesprochen und Sie jederzeit verteidigt. Ich habe Sie stets als einen klugen Mann betrachtet, der eng mit seinem Vaterland verknüpft und infolge seines Charakters der Stellung, die



Digitized by Google

er einnimmt, würdig ist. Ich habe nie, auf keinerlei Weise ein Vorurteil gegen Sie gehabt."

„Es wäre jedoch nicht erstaunlich, wenn Sie es gehabt hätten, denn Sie waren von meinen ärgsten Feinden umgeben. Ich will nur einen nennen: Kléber. Niemand hat seinen Tod[1] weniger bedauert als ich. Er ging in seiner Wut gegen mich so weit, daß er mich in ganz gemeiner Weise bedrohte. Niemand hätte ihn lieber getötet als ich!"

„Woher kam denn sein Haß gegen Sie?"

„Woher er kam? Weil er von allen Menschen derjenige war, der mir am meisten verdankte. Er verdankte mir das Brot, die Ehre und das Leben, und das konnte er mir nicht verzeihen! In seiner Jugend hatte er in Oesterreich gedient, war dann nach Belfort zurückgekommen, wo er in der Intendantur für Brücken und Chausseen angestellt war. Nach der Aufhebung der Intendanturen kam er 1792 nach Kolmar. Ich war damals von der Konstituierenden Versammlung zurückgekehrt und übte dort das Amt eines Generalsyndikus des Departements aus. Kléber wurde mir von seinen Freunden vorgestellt, die sich bei mir verwendeten, damit er als Departements-Geometer vereidigt würde. Damit hofften sie ihm einige Aufträge zu verschaffen, die ihm etwas Geld einbrachten. Er kam täglich in die Verwaltungsräume und beschäftigte sich mit der Skizzierung des Planes zu einer neuen Einteilung der Bureaus. Da sah er eines Tages mehrere Offiziere des 4. Bataillons Nationalfreiwilliger vom Oberrhein ein-

[1] General Jean Baptiste Kléber war in Aegypten im Jahre 1800 von einem Türken, namens Suleiman, meuchlings ermordet worden.



Digitized by Google

treten, die ich verlangt hatte. Sie lagen in Rappoltsweiler und Bergheim in Garnison, und man hörte von diesem Bataillon immer nur von Zuchtlosigkeit und Streitigkeiten sprechen. Ich wollte der Sache auf den Grund gehen, und sie gestanden mir, daß sie noch nicht viel vom Dienst verständen; einer ihrer Bataillonschefs sei zu alt und der andere zu krittlig und zu wenig Soldat; es fehle ihnen ein guter Bataillonsadjutant. Kléber, der aufmerksam zugehört hatte, nahm mich bei Seite und sagte: „Herr Generalsyndikus, Sie könnten mir mein Brot verschaffen und mein Glück machen! Lassen Sie mich zum Bataillonsadjutanten ernennen. Ich kenne den Dienst genau und schwöre Ihnen: in zwei Monaten kennen Sie Ihr Bataillon nicht wieder!

Das will ich gern tun, antwortete ich ihm, aber erst müssen die Herren darum nachsuchen. Gehen Sie mit ihnen speisen; sie setzen mir dann ein Gesuch auf, und ich schicke Sie mit ihnen und einem Brief zu Herrn Franz Wimpfen, der als Kommandant des Oberrheins[1] Sie dem Gesetze gemäß ernennen kann, und ich glaube, er wird es Ihnen nicht abschlagen. Gesagt, getan! Die Offiziere verlangten Kléber von mir zu ihrem Bataillonsadjutanten. Ich schickte sie zu Wimpfen, der ihn sofort ernannte, indem er mir antwortete, er sei sehr froh, etwas tun zu können, was mir Vergnügen mache.

Vom Bataillonsadjutanten rückte Kléber zum Ba-

[1] General Baron von Wimpfen befehligte nur eine Division der Rheinarmee unter dem General Alexandre von Beauharnais, dem ersten Gatten Josephines.



Digitized by Google

taillonschef auf, und er befand sich mit mir bei der Belagerung von Mainz. Ich ernannte ihn zum Brigadekommandeur und übergab ihm den Befehl über das Lager. Da seine Verhaftung mit der Mehrzahl der Mitglieder des Generalstabes der Festung beschlossen war, hätte ein einziges Wort von mir genügt, und sie wären alle geopfert worden, wir hingegen hätten uns besser aus der Schlinge ziehen können. Dieses Wort wäre leicht zu sprechen und nicht ohne Wahrheit gewesen; denn mit Ausnahme des alten Chevalier und Verine hatten alle andern Offiziere zur Uebergabe gedrängt. Aber ich wollte lieber alles auf mich nehmen. Merlin de Thionville unterstützte mich dabei, und wir selbst waren die Uebermittler des Beschlusses, der ihnen die Freiheit gab. Darauf war ich mit Kléber und der Armee in der Vendée. Er war dort zuerst Brigadegeneral und dann Divisionsgeneral. Als ich Mitglied des Direktoriums war, ließ ich ihm zu verschiedenen Malen den Oberbefehl über die Armee anbieten. Er antwortete darauf durch so oft wiederholte Bitten um Verabschiedung, daß das Direktorium ihn schließlich beim Worte nahm und ich mich dem nicht widersetzte. Dies gab ihm Veranlassung, seinen Haß gegen mich zu entfesseln. Ich erfuhr, daß er dies in Aegypten durch so gemeine Aeußerungen und Drohungen getan hatte, daß ich seine Rückkehr mit der größten Ungeduld förmlich ersehnte: ich hätte ihn getötet!"

„Kléber war nicht das was ich glaubte," erwiderte Bonaparte: „ein Prahler und doch sich nie für stark genug haltend, hatte Jourdan ganz recht, wenn er von ihm sagte, daß er weder befehlen noch gehorchen könne.



Digitized by Google

Auch ich habe mich sehr über ihn zu beklagen, denn die Briefe, die die Engländer drucken ließen, waren in Wahrheit von ihm."

„Daran habe ich nie gezweifelt."

„Er hat mich stets beim Direktorium verleumdet, und ich erhielt immer alle Vorwürfe. Er ist die Hauptursache an dem Einfall der Engländer in Aegypten gewesen, denn wenn Kléber nicht hinsichtlich der Truppenstärke, die ich ihm gelassen, gelogen hätte, wenn er sie nicht absichtlich herabgesetzt hätte, so hätten die Engländer niemals eine Landung gewagt."

„Das kann wohl sein."

„Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, ich glaube beinahe fünf Jahre? Was machen Sie jetzt; sie sind ja jetzt Privatmann."

„Was ich mache? Ich schlage mich kümmerlich durch, denn alle die Millionen, die man mir in den Flugschriften angedichtet, verhindern nicht, daß es bei mir sehr knapp zugeht. Uebrigens hatten sie ihr Spiel abgekartet: wenn diese Elenden ein Opfer erwürgen wollten, begannen sie stets damit, daß sie es in den Morast der Verleumdung zogen. Da sie mich nicht in meiner Bürgertugend angreifen konnten, vermuteten sie, ich sei reich, um die Welt zu überzeugen, daß ich korrumpiert wäre. In Paris verbreiteten sie das Gerücht, daß ich die Hälfte des Departements Ober- und Niederrhein besäße, und im Oberrhein sagten sie, ich habe die herrlichsten Besitztümer in der Umgegend von Paris. Außer hundert Millionen sollte ich auf den Banken in Hamburg, Bremen, Altona, England, Holland, Venedig und so weiter vierzig, fünfunddreißig, oder wenigstens



Digitized by Google

sechs Millionen liegen haben. Einer meiner Landsleute, der einen der großen Hamburger Kaufleute kannte, bat diesen, ihm im Vertrauen zu sagen, wie viel ich Geld auf der Hamburger Bank liegen habe. Der Hamburger antwortete: „Er hat weder bei uns noch auf irgend einer anderen Bank etwas, daß wir wüßten; aber das wissen wir genau, daß ihm die Hälfte der Rheindepartements gehört."

„Ich habe wohl von Ihrem Reichtum sprechen hören," antwortete der Erste Konsul, „aber da dies auf keine Tatsachen begründet war, habe ich diesen Gerüchten keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt. Uebrigens wünschte ich, Sie wären reich. Ein guter Bürger wie Sie würde nur einen für sein Vaterland nützlichen Gebrauch davon machen, denn Reichtum ist auch Macht. Darum habe ich auch den Emigranten nicht ihre Wälder zurückgeben wollen; sie sind schon reich genug."

„Und Sie taten recht darin. Ja, wenn ich reich wäre, würde ich mich nicht verstecken."

„Sie haben nur zwei Kinder?"

„Ja, zwei Söhne; der jüngste hat einen Feldzug in der Vendée mit mir mitgemacht; ich hatte ihn in unsere Garde getan. Sieyès hatte Angst vor ihm und ließ ihn entfernen. Der älteste ist der, mit dem wir uns gegenwärtig beschäftigen. Ich sage Ihnen nochmals seinen besten Dank, wie ich es Ihnen schon geschrieben.[1] Sie hatten keine Ahnung, daß er an Ihrer Seite war,

[1] Reubells ältester Sohn war als Offizier nach dem 18. Brumaire aus dem Heere ausgeschieden und gedachte jetzt wieder den Dienst aufzunehmen, er hatte daher durch Vermittelung des Generals Lefébvre beim Ersten Konsul eine Bittschrift eingereicht.



Digitized by Google

als Sie im Rate der Fünfhundert sich mit den Herren herumstritten. Er wäre beinahe erdrückt worden, hat aber nicht damit geprahlt, wie so viele andere, die keinen Anteil daran gehabt. In der Aufregung sagte ich zu ihm, als er fortging: ‚Wenn er sie nicht hinaustreibt, so werden sie ihn davonjagen! Das kannst Du ihm von mir aus sagen, wenn es nötig sein sollte.' — Werden Sie ihn bald verwenden?"

„Wir werden das schon machen, Sie können darauf zählen," entgegnete Bonaparte. „Uebrigens wegen Saint-Cloud hatten Sie recht. Ich hatte meinen Entschluß gefaßt in dieser Beziehung. Auf welche Weise sie sich auch benommen haben würden, ich hätte doch stets einen Vorwand ersonnen, um sie aufzulösen. Dies war unbedingt nötig. Glauben Sie vielleicht, die Alten wären schwächer geworden und hätten die Partei schon gewechselt?"

„Das erstaunt mich nicht, ich habe selbst gesehen, wie weibisch sie waren: niemand konnte sich schlechter gegen die Angriffe einiger Parteigänger verteidigen als sie. Ich wollte mich nicht hineinmischen. Meine Chancen waren gering. Hätte die besiegte Partei triumphiert, so wäre ich entweder gehangen oder ins Wasser geschmissen worden. Aber die andern trugen den Sieg davon, und die Anhänger Sieyès hatten das Recht, mich wegzujagen, aber schließlich ist es immer noch besser verjagt als gehangen zu werden."

„Ja, ja, es sind dieselben Leute, die den Fall des Direktoriums provoziert, die versucht haben, auch die gegenwärtige Regierung anzugreifen; sie sind Feinde jeglicher Regierungsform. Sie haben ihre Anhänger



Digitized by Google

sogar in den Salons gesucht, wo sie Besorgnis erregten. Es sind dieselben Männer, die mich zu Schritten gezwungen haben, die ich beklage; sie haben mich eine ganz andere, meiner Neigung entgegengesetzte Richtung einschlagen lassen. Denn es hat den Anschein, als werde ich gegen die royalistische Partei hingetrieben, während ich doch nur auf die patriotische mein Auge richten darf und will, sobald ich die Zänker schadlos gemacht habe. Es ist um so beklagenswerter, bis zum Aeußersten getrieben worden zu sein, als gerade jetzt alles den Anschein gegen den Republikanismus nimmt."

„Ja, ja! wir stehen im Gesichtskreis des . . ."

„Des Royalismus, wollen Sie sagen?"

„Leider ist das nur allzu wahr; es gibt ganze Gegenden, in denen man die Leute zu überzeugen versucht hat, daß der Herzog von Angoulême den Thron besteige. Sie behaupten sogar, daß wenn Sie dies nicht bald veranlaßten, Sie des Connétablepostens verlustig gehen würden, den man Ihnen versprochen."

„Die Maßnahmen, die man mich gezwungen hat, gegen die Parteigänger zu nehmen, sind ganz dazu geeignet, diesen lächerlichen Gerüchten Glauben zu schenken; aber ich will sie schon Lügen strafen!"

Reubell et Bonaparte, 1802. Publ. par F. Masson. In: Nouvelle Revue rétrospective.



Digitized by Google

## Der Erste Konsul und Frau Campan in Paris, 1802.

Während einer Unterhaltung, die Madame Campan mit dem Ersten Konsul hatte, sagte dieser zu ihr:

„Madame, bei einer Regierung müssen nicht die Kleinen, sondern die Großen überwacht werden; nur auf sie muß man seine ganze Aufmerksamkeit verwenden. Wenn man sie nicht im Zaume hält, überfallen sie die Herrscher im Handumdrehen. Ich ziehe ihnen die Zügel straff und halte sie mir immer in gewisser Entfernung; sie haben zu viel Ehrgeiz! Und es sind keine Kostverächter. Beschützen Sie die Kleinen, damit man sie nicht erdrückt! Der Reiche besitzt alle Vorteile der Gesellschaft. Seine Vermögenslage allein bietet ihm genügenden Schutz. Die Macht des Thrones ist in den Kleinen, und die Gefahren, denen er ausgesetzt sein kann, sind in den Großen."

Journal anecdotique de Madame Campan.

## Der erste Konsul und der englische Minister Fox in Paris, März 1802.

Der Frieden von Lunéville und der von Amiens hatten nach achtjährigen Kriegen Frankreich die Tore Europas wieder geöffnet. Von allen Seiten strömten die Neugierigen herbei, um den erloschenen Vulkan zu besuchen und in seine Krater hinabzusteigen, die ehedem Ströme von Rauch und Flammen spieen. In



Digitized by Google

erster Reihe unter den Kundschaftern über Frankreich und seine neue Regierung standen die Engländer, die eine so lange Feindschaft vom französischen Boden ferngehalten hatte. General Fitz-Patrick, Erskine, Samuel Romilly, Lord Spencer und der berühmte Fox kamen in Paris an, einige zwar mit einem gewissen Mißtrauen und Erstaunen über manche willkürliche Handlungen des Ersten Konsuls, aber im allgemeinen unter dem Eindruck großer Achtung vor seinem Genie und befriedigten Vertrauens über den von ihm geschlossenen Frieden.

Schon gaben die großen Levers in den Tuilerien einen Vorgeschmack von dem sich bald errichtenden Kaiserreich. Es fanden sich zu diesen Levers des Ersten Konsuls die auswärtigen Gesandten, die Minister und Generale und die hohen Persönlichkeiten des Konsularhofes ein, ganz wie bei einem fürstlichen Herrscher. Auch der englische Minister Fox hatte sogleich nach seiner Ankunft in Paris anfragen lassen, wann er dem Ersten Konsul seine Aufwartung machen könne, und die Antwort erhalten, daß der Erste Konsul mit Vergnügen Herrn Fox zu jeder Stunde des Tages und der Nacht empfangen würde.

Aber dieser hatte seinen Ehrgeiz so weit beschränkt, daß er eines Tages zu einem gewöhnlichen Empfang nach der Parade erschien, und zwar in Begleitung des englischen Gesandten.[1] Sobald ihn der Erste Konsul gewahrte, blieb er wohlgefällig bei ihm stehen und sagte:

„Ah! Herr Fox, ich habe mit Vergnügen Ihre An-

[1] Lord Withworth.



Digitized by Google

kunft vernommen und wünschte sehr, Sie zu sehen. Ich habe lange Zeit in Ihnen den großen Redner, den Freund seines Vaterlandes bewundert, der stets seine Stimme für den Frieden erhob und damit gleichzeitig den Interessen seines eigenen Landes und denen Europas und der Humanität diente. Die beiden großen Nationen Europas bedürfen des Friedens; sie haben nichts zu fürchten, nichts zu beneiden; sie verstehen sich beide und wissen sich gegenseitig zu achten. In Ihnen, Herr Fox, sehe ich mit aller Genugtuung den großen Staatsmann, der den Frieden empfahl, weil kein wahrer Grund zum Kriege vorlag. Ich sehe in Ihnen den Mann, der mit Schmerz Europa den ziellosen Verheerungen ausgesetzt sah, das nur für die Verminderung seiner Leiden kämpfte."

Auf diese nicht ohne einen gewissen Schwulst hingeworfenen Worte des Ersten Konsuls verbeugte sich der englische Minister und Redner und wußte nichts darauf zu antworten, vielleicht aus Furcht, zu viel des Guten zu sagen. Nach einigen kurzen Fragen verließ ihn der Erste Konsul und wandte sich an andere Persönlichkeiten.

Selbstverständlich wurde Fox noch bei verschiedenen Empfängen vom Ersten Konsul angeredet und auch zu seiner Tafel gezogen. Bei einer solchen Gelegenheit wandte er sich einmal an ihn mit den Worten: „Ah, Herr Fox, wann werde ich es einmal erleben, zwischen den Menschen einen Allianzvertrag abgeschlossen zu sehen, der durch zwei miteinander verschlungene Hände, eine weiße und eine schwarze besiegelt ist?"

Villemain, Souvenirs contemporains.



Digitized by Google

## Der Erste Konsul und der Dichter Chateaubriand in Plessis-Chamant, April 1802.

Nach der Annahme des Konkordats durch die Gesetzgebende Körperschaft am 8. April 1802 gab der Minister des Innern, Lucien Bonaparte, zu Ehren seines Bruders, des Ersten Konsuls, ein Fest. Bei diesem Feste war auch Chateaubriand, dessen „Génie du Christianisme" vor kurzem viel Aufsehen erregt hatte, anwesend. Er sah den Ersten Konsul zum erstenmal in der Nähe. Sein Lächeln erschien ihm zärtlich und schön; sein Auge wundervoll, besonders die Art, wie es von den Augenbrauen umrahmt war.

Als Bonaparte den Dichter bemerkte, erkannte er ihn und ging auf ihn zu. Niemand wußte, wen er wohl mit seiner Begrüßung auszeichnen würde. Die Reihen der neugierigen Menge öffneten sich, und jeder hoffte, Napoleon werde bei ihm stehen bleiben. Chateaubriand verbarg sich eher hinter seinem Nachbar, als daß er sich vordrängte. Plötzlich sagte Bonaparte mit erhobener Stimme: „Herr von Chateaubriand."

Die Menge trat zurück und ließ den Dichter vor. Bonaparte redete ihn in einfacher Weise an, ohne ihm Schmeicheleien zu sagen, ohne unnütze Fragen zu stellen, ohne vorherige Einleitung in das Thema. Er sprach sofort über Aegypten und die Araber, als wenn ihm der Dichter ein alter Bekannter wäre, und als wenn er eine bereits mit ihm begonnene Unterhaltung fortsetzte.

„Es erstaunte mich immer," sagte er, „wenn ich



Digitized by Google

die Scheiks in der Wüste zur Erde fallen sah, sie sich dann gen Osten wandten und mit ihrer Stirn den Sand berührten. Welch unbekannten Gott beteten sie im Osten an?"

Ohne irgendwelchen Zusammenhang ging er dann zu einem andern Gegenstand über:

„Das Christentum! Wollten die Ideologen nicht ein Sternensystem daraus machen? Wenn dies geschehen wird, glauben sie mich etwa überzeugen zu können, daß das Christentum klein sei? Wenn das Christentum die Allegorie der sphärischen Bewegung, die Geometrie der Sterne ist, haben die großen Geister schön reden: gegen ihren Willen haben sie doch der „Infamen"[1] noch genügend Größe gelassen."

Und Bonaparte entfernte sich.

Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe.

## Der Erste Konsul und Bourrienne in Malmaison, 1802.

Kurz vor der Ernennung zum Konsul auf Lebenszeit verbrachte Bonaparte einige Tage in Malmaison. Er schien seiner Umgebung sehr mit seinen Gedanken beschäftigt und ging meist nachdenklich einher. Eines Tages nahm er Bourrienne nach dem Essen bei Seite und zog ihn mit sich in den Park. Er war sehr ernst, und beide gingen einige Minuten schweigend nebeneinander her. Plötzlich nahm Bonaparte das Wort und sagte:

[1] Damit meinte Napoleon die Kirche.



Digitized by Google

„Bourrienne, glauben Sie, daß der Thronprätendent von Frankreich auf seine Rechte verzichten würde, wenn ich ihm eine bedeutende Entschädigung oder gar eine italienische Provinz anbieten ließe?"

Ueber diese Frage, die er am wenigsten erwartet hatte, aufs höchste erstaunt, antwortete Bourrienne, er glaube es nicht. Es wäre übrigens sehr unwahrscheinlich, daß die Bourbonen wieder nach Frankreich kämen, so lange er die Regierung in den Händen habe; daß sie aber ihre Rückkehr als wahrscheinlich betrachteten, wäre möglich.

„Wieso?"

„Aus einem ganz einfachen Grunde, General. Sehen Sie nicht täglich, daß Ihre Gewährsmänner, Ihre Präfekten Ihnen die Wahrheit verschweigen und Ihnen schmeicheln, um sich in Ihre Gunst zu setzen? Und sind Sie nicht empört, wenn Sie endlich die Wahrheit erfahren?"

„Ja, und —?"

„Nun General, es wird dasselbe mit den Gewährsmännern Ludwigs XVIII. in Frankreich sein. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie die Bourbonen in dem Gedanken einer möglichen Rückkehr aufrechterhalten, und sei es auch nur, um sie von ihrer Geschicklichkeit, ihrer Unentbehrlichkeit zu überzeugen."

„Ja, Sie haben recht, Ihre Idee ist gut. Aber beruhigen Sie sich, Bourrienne, ich fürchte die Bourbonen nicht. Aber vielleicht ließe sich doch etwas machen, ich will es mir überlegen, und dann werden wir sehen."

Mémoires de Bourrienne.



Digitized by Google

## Der Erste Konsul und der Senator Thibaudeau in Malmaison, Mai 1802.

Wenige Tage nachdem ein Senatsbeschluß Bonaparte zum Konsul auf Lebenszeit ernannt hatte, begab sich der Senator Thibaudeau [am 6. Prairial des Jahres X (26. Mai 1802)] nach Malmaison in geschäftlicher Angelegenheit. Er traf den Ersten Konsul in seinem Arbeitskabinett allein an, die Zeitungen lesend. Nachdem Thibaudeau seine Sache vorgebracht, hatte er mit Bonaparte noch eine private Unterhaltung von beinahe einer Stunde, deren Hauptinhalt ungefähr folgender war:

Bonaparte: „Nun, was gibt's Neues in Paris?"

Thibaudeau: „Nichts, was Sie nicht wüßten."

Bonaparte: „Was erzählt man sich?"

Thibaudeau: „Man spricht viel über den Senatsbeschluß."

Bonaparte: „Ah! Ah! nun — und?"

Thibaudeau: „Jeder spricht so, wie er empfindet: die einen für, die andern gegen."

Bonaparte: „Und Sie, wie denken Sie darüber?"

Thibaudeau: „Jetzt ist ja alles gesagt; es ist ein abgeschlossener Prozeß!"

Bonaparte: „Und ein verlorener, nicht wahr?"

Thibaudeau: „Sie haben es leicht erraten."

Bonaparte: „Ich bin Ihnen deshalb nicht böse; ich weiß, Sie sind ein Ehrenmann. Aber mein Lieber, Sie werden schon noch von Ihren Illusionen geheilt werden. So konnte es nicht weiter gehen . . . Frankreich wird



Digitized by Google

deshalb nicht weniger frei sein . . . Es wird die erste Macht der Welt sein."

Thibaudeau: „Glauben Sie wohl, daß der Senatsbeschluß und eine Volksabstimmung so sichere Garantien sind, und daß Sie sich das Konsulat nicht auch ohne diese bewahrt hätten?"

Bonaparte: „Ich weiß wohl, daß dies ein schwacher Schutz für das Innere des Landes ist, aber nach außen hin ist es sehr vorteilhaft. Von diesem Augenblick an stehe ich auf der gleichen Höhe mit den andern Herrschern, denn im Grunde genommen sind sie ja auch weiter nichts als Staatsoberhäupter auf Lebenszeit. Sie und ihre Minister werden mich jetzt mehr achten. Die Gewalt eines Mannes, der alle Angelegenheiten Europas in seiner Hand hat, darf weder unsicher sein noch so scheinen."

Thibaudeau: „Die Meinung des Auslandes ist viel weniger wichtig als die Meinung Frankreichs."

Bonaparte: „Mit Ausnahme einiger Unsinniger, die nur Unordnung wünschen, und einiger ehrbarer Leute, die eine spartanische Republik erträumen, will Frankreich Beständigkeit und Kraft in seiner Regierung haben."

Thibaudeau: „Es gibt mehr Träumer als Sie glauben, und zwar träumen sie nicht von einer spartanischen, wohl aber von einer französischen Republik. Der Eindruck, den die Revolution hinterlassen, ist noch ganz frisch, und der Uebergang zu einer andern Ordnung der Dinge und Ideen zu rasch."

Bonaparte: „Die Revolutionsmänner haben nichts zu fürchten; ich bin für sie die beste Bürgschaft."



Digitized by Google

Thibaudeau: „Die Angelegenheit ist schlecht geführt worden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Senat wenigstens nur die Initiative zu dieser Maßnahme ergriffen hätte: das wäre wenigstens gesetzlicher gewesen."

Bonaparte: „Das ist wahr. Die Kommission des Senats tat unrecht, sich nicht mit mir darüber zu verständigen. Wenn der Präsident mir den Beschluß vorgelegt hätte, anstatt ihn sogleich der Gesetzgebenden Körperschaft und dem Tribunat zu übergeben, hätte ich meine Bemerkungen dazu machen können, und man wäre vielleicht zu einem andern Resultat gekommen. Aber Sie wissen ja, wie das ist mit den Körperschaften, man kann sie nicht immer so handhaben, wie man will. Ich würde mich in ihre Hand gegeben haben, denn derjenige, der das Recht hat, zu ernennen, hat auch das Recht abzusetzen. Die Zuflucht zum Volke hat den doppelten Vorteil, nicht allein die Verlängerung zu bestätigen, sondern auch den Ursprung meiner Macht zu läutern. Andernfalls wäre ich immer zweideutig geblieben. Ich habe das getan, was Sie im Konvent nach den Beschlüssen vom 5. und 13. Fructidor getan haben."

Hierauf ging Bonaparte zu der Frage über die Bestimmung seines Nachfolgers über.

„Ich bin sehr froh, daß Sie in dieser Angelegenheit mehr Mut als der Staatsrat gezeigt und diese Maßnahme verworfen haben."

Thibaudeau: „Sie wissen, wir sind ihrer fünf, die nicht dafür gestimmt haben. Cambacérès hat uns den Gegenbeweis erspart. Wir meinten, dies sei eine Zerrüttung der Volksherrschaft . . ."



Digitized by Google

Bonaparte, ihn lebhaft unterbrechend: „Roederer ist es gewesen, der diesen Vorschlag offiziös gemacht hat. Ich wußte gar nichts davon. Ich hatte Cambacérès beauftragt, daß er dem Rate vorstände, um über die Ernennung auf Lebenszeit zu beraten, aber durchaus nicht über eine andere Frage. Gleich wie sie mir den Beschluß brachten, teilte ich ihre Grundsätze und sagte ihnen: ‚Gut! Auf wen wünschen Sie, daß meine Wahl falle? Auf einen meiner Brüder? Die Nation ist wohl einverstanden gewesen, von mir regiert zu werden, weil ich mir großen Ruhm erworben und dem Vaterland bedeutende Dienste erwiesen habe, aber sie wird einwenden, daß sie sich nicht einer Familie veräußert habe. Soll ich den Konsul Cambacérès dafür bezeichnen? Wird er den Mut in sich fühlen, dies auf sich zu nehmen? Es genügt nicht nur, daß man das Recht habe, seinen Nachfolger zu bestimmen, sondern das Schwerste ist, ihn zu bestimmen, und ich kenne niemand, der die nötigen Eigenschaften besäße, und den das Volk möchte.‘[1] Da waren sie ebenso betreten wie ich. Man glaubte, Joseph dränge mich dazu.“

Thibaudeau: „Nein, sondern Lucien, und dieser Gedanke erschreckte ein wenig.“

Bonaparte: „Meine Brüder haben ihr Vermögen, und sie verlangen nichts mehr, als dasselbe in Ruhe zu genießen.“

Thibaudeau: „Kurz und gut, die Erwartung irgendwelcher Ereignisse ruft überall die größte Besorgnis

[1] Diese Frage war zwischen den drei Konsuln und Talleyrand verhandelt worden. Der Erste Konsul nannte die drei Namen: Cambacérès, Lucien und Moreau, von denen er die beiden letzten nicht wünschte. Talleyrand war sehr für die Bestimmung eines Nachfolgers.



Digitized by Google

und ein gewisses Unbehagen hervor. Es würde vielleicht unangebracht gewesen sein, diese Lage noch hinauszuziehen."

Bonaparte: „Was wollen Sie? Man verlangt Garantien für die Nation: man will große, aus großen Männern zusammengesetzte Körperschaften auf Lebenszeit, womöglich erblich. Wenigstens habe ich, wie Sie, so etwas in der Gesellschaft gehört. Es ist aber darüber noch nichts eröffnet worden."

Thibaudeau: „Das ist nun schon die vierte Verfassung seit 12 Jahren! Wenn man auch die noch ändert, wohin soll das führen? Unbeständigkeit ist immer ein großer Nachteil, selbst wenn man glaubt, etwas besser zu machen. Wenn man der Neuerungssucht keinen Einhalt tut, wird man bald zu nichts mehr Vertrauen haben."

Bonaparte: „Allerdings; es wäre viel besser, der gegenwärtigen Verfassung mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Uebrigens sage ich Ihnen: Ihre großen Körperschaften werden wie alle andern Einrichtungen sein; sie besitzen kein unumschränktes Wohlwollen, ihr Erfolg hängt von Menschen ab, und da nichts veränderlicher ist als deren Meinungen und Leidenschaften, so wird ihnen das, was Sie im Prinzip gut zu machen glaubten, binnen sechs Monaten verabscheuungswürdig erscheinen, besonders bei einem Volke wie die Franzosen. In England ist die Majorität des Parlaments immer dieselbe in einer Sitzungsperiode; in Frankreich wechselt sie täglich. Bezeichnen Sie mir doch Ihre zwei- bis dreihundert Leute, die eine Körperschaft bilden sollen; Sie werden sehen, daß es viele darunter gibt,



Digitized by Google

an denen etwas auszusetzen ist. Es sind die Männer von 91, die wieder heraufkommen wollen: Roederer, Mounier und andere. Man wird große Körperschaften aus allen diesen Männern, aus Lafayette, Latour-Maubourg u. a. bilden! Gut! Gerade die beiden letzten haben mir wegen des Konsulats auf Lebenszeit geschrieben, daß sie „ja" sagten unter der Bedingung, daß die Preßfreiheit wieder eingerichtet werde. Und nun urteilen Sie, was man von Männern zu hoffen hat, die immer auf ihrer Metaphysik von 89 herumgeritten sind! Die Preßfreiheit! Ich brauchte sie nur wiederherzustellen und hätte sofort 30 royalistische und ein paar jakobinische Zeitungen! Ich müßte dann noch immer mit der Minderheit regieren, mit einer Partei, und die Revolution würde von neuem beginnen, während doch all mein Streben darauf gerichtet ist, mit dem Volke zu regieren. Und dann würde auch die Meinung dieser Herren, dieser Großgrundbesitzer gegen die Revolution sein; sie haben mehr oder weniger darunter gelitten und empfinden gegen alles, was mit der Revolution zusammenhängt, einen maßlosen Schrecken. Ich höre sie täglich. Da sehen Sie: es wird mir in diesem Augenblick eine Denkschrift von sechs Zuckersiedern vorgelegt. Gut! der Zucker ist eine Schmähung der Revolution, eine fortwährende Reaktion; man glaubt, ich liebäugle mit ihm. Würde ich also den großen, auf diese Weise zusammengesetzten Körperschaften eine Konskription oder Kontributionen vorschlagen, so würden sie Widerspruch erheben und die Interessen des Volkes vorbringen. Hätte ich bei schwierigen Gelegenheiten eine kräftige Maßnahme nötig, so würden sie Angst



Digitized by Google

haben und mich aus Feigheit im Stich lassen. Bringe ich den revolutionären Prinzipien Widerspruch entgegen, so ist das nicht weiter gefährlich, denn das Volk wird sich nicht dafür begeistern. Setzten jedoch diese großen Körperschaften der Revolution Widerstand entgegen, so würden sie das ganze Volk auf ihrer Seite haben. Sie würden ganz willkürlich herrschen und mir heute den und morgen den Minister denunzieren. Wenn sich heute eine Intrige gegen einen Minister anspinnt, lasse ich die Leute reden und gehe meinen eigenen Weg. Die Regierung darf nicht tyrannisch sein, denn sie wäre es nicht ungestraft. Es ist jedoch ganz unmöglich, daß sie nicht einige willkürliche Handlungen begeht. Ich habe 200 gefangene Chouans: ich lasse über sie Gericht halten, man spricht sie frei!"

Thibaudeau: „Sie werden leicht begreifen, daß ich Ihre Meinung über die Menschen vollkommen teile, und ich versichere Sie, daß das allgemeine Interesse und das Ihre mit dem meinen darin übereinstimmen. Es liegt mir fern, etwas über die Männer von 91 noch über die von 93 zu sagen. Jede Epoche hatte ihr Gutes und Schlechtes. Ich spreche nur von den Männern der Revolution, und darüber ist es leicht, sich zu verständigen. Man weiß, was sie im großen und ganzen bedeuten. Nur sie sind imstande, Ihr Werk und die große Veränderung, die es in den Ideen Frankreichs und Europas hervorgebracht hat, zu verteidigen. Nur sie sind Ihre wahren Freunde, denn Sie sind einer der ihrigen und ihre stärkste Stütze. Die Privilegierten jedoch sind unversöhnlich. Wohl werden sie Stellungen annehmen, denn sie wünschen nichts mehr als das,



Digitized by Google

werden sich verstellen, geschmeidig und kriechend sein, denn das ist ihr Beruf; sobald aber eine Katastrophe eintritt, werden sie ihren wahren Charakter zeigen und Sie ihren früheren Götzenbildern opfern. Sie werden Sie niemals als Ihresgleichen betrachten!"

Bonaparte: „Ich weiß wohl, jene Leute und die auswärtigen Kabinette hassen mich mehr als Robespierre . . ."

Thibaudeau: „Hinsichtlich der nationalen Garantien weiß ich nicht recht, was man damit sagen will. Ich kenne keine andern als ein gutes Repräsentativsystem der nationalen Interessen, in dem die öffentliche Meinung und die Bedürfnisse ausgesprochen werden können, ohne dadurch die Regierung zu erschüttern, noch ihrer Tätigkeit zu schaden. Die Einrichtungen folgen nach und nach, diesen Bedürfnissen und dieser Meinung entsprechend. Ich weiß, die gegenwärtige Verfassung ist durchaus nicht vollkommen. Heftige Erschütterungen sind stets ärgerlich . . ."

Bonaparte: „Das alles hat Sieyès getan; ein Hohlkopf, ein mittelmäßiger Mensch! Ich war so schwach und ließ ihn die Gesetzgebende Körperschaft organisieren; glücklicherweise beschäftigte ich mich mehr mit der Regierung. Er wollte seinen Großwahlherrn in Versailles mit 6 Millionen Einkommen residieren lassen. Ich aber sagte ihm: „Glauben Sie etwa, daß das Volk mit Vergnügen sähe, wenn ein Schwein so viel ausgäbe ohne etwas zu tun?" Und seine beiden Konsuln: der eine fürs Innere, der andere fürs Aeußere! Auch darauf antwortete ich ihm: „Und wenn ich Großwahlherr wäre, der das Recht hätte, zu ernennen und abzusetzen,



Digitized by Google

glauben Sie wohl, daß sie etwas ohne meine Zustimmung zu machen wagten?" Der Senat hat einen Fehler begangen; er hat nicht genug zu tun. In Frankreich liebt man es nicht, gutbezahlte Leute zu sehen, die weiter nichts tun, als ein paar schlechte Wahlen treffen. Regnault war einer von denjenigen, die am lautesten schrien, daß die stärkste Stütze der Nation der Senat sei; dazu hätte man ihm jedoch andere Befugnisse erteilen müssen."

Thibaudeau: „Diesem Fehler könnte abgeholfen werden, indem man den Senat wirklich nützlich in dem Repräsentativsystem verwendete."

Bonaparte: „Möchten Sie ein Oberhaus?"

Thibaudeau: „Mir wäre es lieber als nichts, und der Senat ist nichts."

Bonaparte: „Sehen Sie wohl, man kann die Dinge nicht lassen wie sie sind. Es ist besser, man bessert das Gebäude sofort aus, als daß man wartet, bis es ganz zusammenfällt."

Thibaudeau: „Wenn Sie das denken, so wird es geschehen; nur handelt es sich darum, zu wissen, wie."

Bonaparte: „Ja, das ist die Frage. Haben Sie irgendwelche Ideen darüber?"

Thibaudeau: „Ich bitte mir ein paar Tage Bedenkzeit aus."

Bonaparte: „Sie werden sie mir unterbreiten."

Thibaudeau: „Gestatten Sie mir, ganz frei und offen zu sprechen?"

Bonaparte: „Das ist selbstverständlich."

Comte A. C. Thibaudeau, Mémoires sur le consulat.



Digitized by Google

## Der Erste Konsul und der Polizeiminister Fouché in Paris, August 1802.

Das Konsulat auf Lebenszeit fand bei dem französischen Volke nicht ungeteilten Beifall. Viele, besonders die eifrigen Republikaner sahen darin eine Gefahr für die Freiheit, die sie erst mühsam errungen. Und diese Stimmung machte sich besonders am 15. August 1802, der Feier des Tages der Geburt Napoleons bemerkbar. An diesem Tage fand ein großes Dankfest statt, dafür, daß Gott in seiner unendlichen Güte Frankreich einen Mann gegeben hatte, der gesonnen war, sein ganzes Leben hindurch die Staatsmacht auf seine Schultern zu nehmen.

Gleichzeitig hatte ein Senatsbeschluß vom 6. August dem Ersten Konsul die Befugnis erteilt, dem Senat zu präsidieren. Am 21. August begab sich daher Bonaparte in Begleitung seiner beiden Kollegen, Lebrun und Cambacérès, seiner Minister und des Staatsrats im prunkvollen Zuge nach dem Luxembourgpalast. Von den Tuilerien bis zum Luxembourg standen die Truppen in Paradeuniform Spalier. Aber merkwürdig, der Zug wurde weder auf dem Hin- noch auf dem Herwege mit Beifalls- und Freudenrufen von seiten des Volkes begrüßt, trotz der Bemühungen des Ersten Konsuls und besonders seiner Brüder, die nach allen Richtungen hin grüßten. Dieses stumme Schweigen der Menge verletzte den Ersten Konsul aufs tiefste. Vielleicht erinnerte er sich bei dieser Gelegenheit des Grundsatzes: Das Schweigen der Völker ist eine Lehre für Fürsten!



Digitized by Google

Er verfehlte natürlich nicht, diesen frostigen Empfang dem Ungeschick der Verwaltung und der geringen Begeisterung seiner Anhänger zuzuschreiben und ließ seinen Aerger vor allen Dingen an Fouché aus, dem er vorwarf, die Gemüter nicht genügend vorbereitet zu haben. Dieser hatte jedoch vorher strikten Befehl erhalten, keine künstliche Begeisterung hervorzurufen. Er verteidigte sich daher, als ihn der Erste Konsul rufen ließ und sagte:

„Trotz der Verschmelzung von Galliern und Franken sind wir doch immer dasselbe Volk geblieben; wir sind noch immer die alten Gallier, von denen man sagte, daß sie weder die Freiheit noch die Unterdrückung ertragen konnten."

„Was wollen Sie damit sagen," erwiderte Bonaparte lebhaft.

„Daß die Pariser in den letzten Verfügungen der Regierung den gänzlichen Verlust der Freiheit und eine zu sichtliche Neigung zur absoluten Gewalt zu erblicken glaubten."

„Ich würde nicht sechs Wochen in dieser Friedenszeit regieren," entgegnete Napoleon, „wenn ich, anstatt der Herr, nur ein Schatten von einem Machthaber wäre."

„Aber," wandte Fouché ein, „seien Sie zugleich väterlich, human, stark und gerecht, und Sie werden leicht wieder das erobern, was Sie verloren zu haben scheinen."

„In der sogenannten öffentlichen Meinung liegt viel Seltsamkeit und Laune," sagte der Erste Konsul; „ich werde sie besser machen." Und darauf wandte er Fouché den Rücken.



Digitized by Google

Kurze Zeit nach dieser Unterredung ward von der Regierung beschlossen, das Polizeiministerium, das seit der Einrichtung des Konsulats auf Lebenszeit als unnütz und gefährlich betrachtet wurde, abzuschaffen. Man kam zu dem Schluß, daß es unpolitisch sei, eine so große Macht in den Händen eines einzigen Mannes zu lassen und daß das Polizeiministerium lieber mit dem der Justiz zu vereinigen sei. Fouché war auf seine Verabschiedung vorbereitet und nicht besonders überrascht, als ihm der Erste Konsul in einer Audienz sagte:

„Herr Fouché, Sie haben der Regierung gute Dienste geleistet; sie wird sich nicht auf die Ihnen zuerkannte Entschädigung beschränken, denn von heute ab zählen Sie zu den Mitgliedern des ersten Staatskörpers. Nur mit Bedauern trenne ich mich von einem so verdienstvollen Manne wie Sie, aber Europa mußte bewiesen werden, daß ich mich aufrichtig einer friedlichen Politik hingebe und mich auf die Liebe der Franzosen stütze. In der von mir bestimmten neuen Anordnung ist die Polizei nur noch ein Zweig des Justizministeriums, und dort können Sie keine Ihnen angemessene Rolle spielen. Seien Sie jedoch versichert, daß ich weder auf Ihren Rat noch auf Ihre Dienste verzichte. Es handelt sich hier durchaus nicht um eine Ungnade, und hören Sie nicht auf das Geschwätz in den Salons des Faubourgs Saint-Germain, noch auf das in den Kneipen, in denen sich die ehemaligen Klubredner versammeln, über die Sie sich so oft mit mir lustig gemacht haben."

Nachdem der Polizeiminister ihm für die Beweise seiner Zufriedenheit gedankt, verhehlte er ihm nicht,



Digitized by Google

daß ihn die getroffenen Veränderungen durchaus nicht erstaunten und ihm nicht überraschend kämen.

„Was!" rief da Napoleon, „Sie haben es geahnt?"

„Ohne jedoch ganz gewiß zu sein," antwortete Fouché; „durch gewisse Hinweise und die mir zu Ohren gekommenen Tuscheleien war ich darauf vorbereitet." Darauf bat er um die Erlaubnis, dem Ersten Konsul seine Beobachtungen über die gegenwärtige Lage in einer Denkschrift niederlegen zu dürfen.

„Teilen Sie mir alles mit, was Sie wollen, Bürger Senator," sagte Bonaparte; „alles, was von Ihnen kommt, wird stets meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen." Und er gewährte ihm eine Audienz für den nächsten Tag, bei welcher Fouché ihm das Memoir vorlegen sollte.

Zur festgesetzten Stunde erschien der verabschiedete Polizeiminister beim Ersten Konsul, der mit sichtlichem Interesse das Schriftstück entgegennahm. Darauf unterbreitete Fouché ihm eine Abrechnung seiner geheimen Verwaltung, und als Bonaparte mit Erstaunen sah, daß sein Minister einen ungeheuren Reservefonds von beinahe 2 400 000 Franken hatte, rief er aus:

„Bürger Senator, ich werde freigebiger und gerechter sein als Sieyès gegen den armen Roger-Ducos[1], als sie sich in die Kasse des sterbenden Direktoriums teilten. Behalten Sie die Hälfte der Summe, die Sie mir übergeben;

[1] Sieyès war sehr geizig und habsüchtig. Als das Direktorium gestürzt worden war, machte er den Ersten Konsul darauf aufmerksam, daß in einem Pulte 800000 Franken lägen, die für den Fall aufgehoben worden seien, daß ein Direktor plötzlich verabschiedet würde und ohne einen Pfennig ins Privatleben zurückkehren müsse. Er schlug Bonaparte indirekt vor, diese Summe mit ihm zu teilen, aber Napoleon schlug es kalt ab und gab ihm den Rat, sie mit Roger-Ducos zu teilen. Sieyès ließ sich das nicht zweimal sagen, gab jedoch Ducos nur 200 000 Franken, während er den Rest für sich behielt.



Digitized by Google

es ist nicht zu viel als Zeichen meiner persönlichen Zufriedenheit mit Ihnen. Die andere Hälfte soll der Kasse meiner Privatpolizei überwiesen werden, die, dank Ihrer weisen Ratschläge noch größeren Aufschwung nehmen wird, und für die ich Sie oft um Ihre Ideen bitten werde."

Fouché verließ den Ersten Konsul lebhaft berührt von so viel Liebenswürdigkeit.

Mémoires de Joseph Fouché.

## Der Erste Konsul und der englische Gesandte Lord Whitworth in Paris, 18. Februar 1803.

Der Bruch des Friedens von Amiens, der durch die Erklärung Georgs III. im Unterhaus, daß die Sicherheit Englands durch Frankreich bedroht sei, am 8. März 1803 zur Gewißheit wurde, stand vor der Tür, und die Beziehungen beider Mächte waren äußerst gespannt. Am 18. Februar 1803 befahl der Erste Konsul den englischen Gesandten, Lord Whitworth, zu einer Audienz, während welcher er mit ihm folgende lebhafte Unterhaltung hatte, die der Gesandte in einer Depesche an Lord Liverpool berichtet:

Meine letzte Depesche, in der ich Ihnen über meine Zusammenkunft mit Herrn von Talleyrand berichtete, war kaum fort, als ich durch ein Billet von ihm benachrichtigt wurde, daß der Erste Konsul mich zu sprechen wünsche und mich um 9 Uhr in den Tuilerien empfangen wolle. Er empfing mich in seinem



Digitized by Google

Arbeitszimmer mit ziemlicher Höflichkeit und lud mich, nachdem er einige Minuten über verschiedene Gegenstände gesprochen, zum Sitzen ein. Er setzte sich gleichfalls an der gegenüberliegenden Seite des Tisches nieder, auf den er beide Ellenbogen stützte, und begann. Er sagte, er halte es nach allem, was zwischen mir und Herrn von Talleyrand vorgegangen, für nötig, mir in der denkbar klarsten und richtigsten Weise seine Ansichten zu wissen zu tun, damit ich sie Seiner Majestät mitteilen könne. Er meinte, dies würde durch ihn selbst besser geschehen können als durch irgend eine andere Mittelsperson. Für ihn, sagte er, sei besonders das ein Gegenstand großer Aergernis, daß der Frieden von Amiens, anstatt Versöhnung und Freundschaft herbeigeführt zu haben, die doch die natürlichen Folgen des Friedens wären, nur eine immer mehr zunehmende Eifersucht und beständiges Mißtrauen hervorgerufen habe. Und dieser Argwohn sei jetzt so weit gediehen, daß man unbedingt zu einer Aufklärung kommen müsse.

Darauf zählte er die verschiedenen Herausforderungen auf, die, wie er behauptete, England ihm gemacht habe. In erster Linie erwähnte er unsere Nichträumung von Malta und Alexandrien, zu der wir durch den Vertrag gezwungen wären. Hinsichtlich dieser beiden Punkte meinte er, könne ihn nichts auf der Welt dazu bestimmen, auf sie zu verzichten; und lieber sähe er uns im Besitz des Faubourg Saint-Antoine als im Besitz von Malta. Darauf kam er auf die in den englischen Zeitungen gegen ihn verbreiteten Beschimpfungen zu sprechen. Er sagte indes, er mache sich weniger daraus als aus den Beleidigungen, die gegen ihn in den



Digitized by Google

in London erscheinenden französischen Blättern veröffentlicht würden, besonders in einem, das von Lord Pelham bestochen würde. Diese Blätter betrachte er als weit gefährlicher, weil sie das Land gegen ihn und seine Regierung aufhetzen könnten. Er beklagte sich über den Schutz, den man Georges und Konsorten gewährte, die, anstatt nach Kanada geschickt zu werden, sich in England aufhielten und noch dazu reich pensioniert würden, obgleich sie täglich an den Küsten und im Innern von Frankreich aller Art Verbrechen begingen. Als Beweis dafür erzählte er mir, daß kürzlich zwei Männer in der Normandie verhaftet worden und jetzt auf dem Wege nach Paris seien. Sie wären nichts anderes als bezahlte Verbrecher, die im Dienste des Bischofs von Arras, des Barons von Rolle, Georges Cadoudals und Duteilles ständen, wie das in dem angestrengten Prozeß gegen sie bewiesen und der ganzen Welt kundgegeben würde. Er gestand, daß sich seine Entrüstung gegen England täglich vergrößere, weil der Wind, der von England herwehe — ich bediene mich soviel wie möglich seiner eigenen Ausdrücke — nichts anderes brächte als Feindschaft und Haß gegen ihn.

Nachher ging er auf Aegypten zurück und sagte, daß wenn er nur die leiseste Neigung gefühlt hätte, das Land mit Gewalt zu erobern, er dies vor einem Monat getan haben würde, indem er nach Abukir 25 000 Mann schickte, die sich trotz der in Alexandrien befindlichen 4000 Engländer des ganzen Landes bemächtigt haben würden. Anstatt daß diese Garnison Aegypten beschützte, lieferte sie ihm (Napoleon) nur einen Vorwand zu einem Einfall in das Land. Er habe es aber



Digitized by Google

nicht getan, wie sehr er auch wünschte, Aegypten als Kolonie zu besitzen, denn er halte es nicht der Mühe wert, einen Krieg zu wagen, in welchem er vielleicht als der Angreifende betrachtet werden und mehr verlieren als gewinnen könne. Früher oder später würde ja Aegypten so wie so, entweder durch den Fall des türkischen Reichs oder durch eine andere Vereinbarung mit der Pforte, Frankreich zufallen.

Als Beweis seiner friedlichen Absichten wünschte er von mir die Vorteile zu wissen, die für ihn aus einem Krieg mit England entständen. Das einzige Mittel, uns zu schaden, sei eine Landung, und er sei entschlossen gewesen, sich selbst an die Spitze dieser Expedition zu stellen. Aber wie könne man annehmen, daß er, nachdem er zu der Höhe gelangt, auf der er sich jetzt befände, nachdem er sich selbst vom einfachen Offizier zum Oberhaupt des mächtigsten Landes des Kontinentes emporgeschwungen, sein Leben und seinen Ruf in einem so gewagten Unternehmen preisgeben wolle, wenn ihn nicht gerade die Notwendigkeit dazu zwänge? Er sprach sehr viel über dieses Thema, suchte jedoch niemals die in Betracht zu ziehende Gefahr zu schmälern. Er gab zu, daß sich für ihn die Aussicht auf Erfolg dieses Unternehmens wie eins zu hundert verhielte, sei aber nichtsdestoweniger entschlossen, es zu wagen, wenn ein Krieg die Folge der jetzigen Streitigkeiten sein würde. Die Disposition seiner Truppen — er hatte vielleicht die vier oder fünf Generale im Auge, die träge in seinem Vorzimmer herumstanden — sei so, daß für dieses Unternehmen Armeen auf Armeen aus dem Boden wachsen würden.



Digitized by Google

Darauf verbreitete er sich eingehend über die natürliche Stärke der beiden Länder. Frankreich mit einem Heere von 480 000 Mann — denn er sagte mir, daß es sofort auf diese Zahl gebracht werden könne — einer Armee, die für die kühnsten Unternehmungen vorbereitet wäre; England, das durch seine Flotte, die er, wie er bescheiden hinzufügte, nicht vor Ablauf von 10 Jahren erreichen könne, Herr der Meere sei: zwei solche Länder wären wohl fähig, die Welt zu regieren, wenn sie in gutem Einvernehmen lebten. Sie könnten sie aber auch durch ihre Streitigkeiten umstürzen. Er fügte hinzu, daß wenn er nicht bei jeder Gelegenheit seit dem Frieden von Amiens den Haß Englands herausgefühlt hätte, er nichts unterlassen haben würde, was seine versöhnenden Absichten bewiesen hätte, z. B. die Teilung in die Entschädigungen sowohl, als in den Einfluß auf dem Kontinent, Handelsverträge, kurz alles, was seine freundschaftlichen Gesinnungen bewiese. Nichts jedoch hätte den Haß der britischen Regierung besiegen können, und so wäre man jetzt auf dem Punkte angelangt, wo man sich zwischen Krieg oder Frieden entscheiden müsse. Zur Aufrechterhaltung des Friedens sei die Erfüllung des Vertrags von Amiens unbedingt nötig, die von der Presse verbreiteten Verleumdungen müßten, wenn nicht ganz unterdrückt, so doch wenigstens in Schranken gehalten und auf die englischen Zeitungen beschränkt werden. Die so öffentlich seinen grausamsten Feinden — Anspielung auf Georges und Genossen — bewilligte Protektion müsse man ihnen entziehen. Um Krieg zu haben, genüge es, ihn zu erklären und die Erfüllung des Vertrags von Amiens zu verweigern.



Digitized by Google

Darauf hielt er in Europa Umschau, um mir zu beweisen, daß es, wie die Dinge jetzt lägen, keine einzige Macht gäbe, mit der wir uns verbünden könnten, um mit Frankreich Krieg zu führen. Infolgedessen läge es in unserm eigenen Interesse, Zeit zu gewinnen und, wenn wir glaubten, Vorteil daraus zu ziehen, den Krieg erst dann wieder zu beginnen, wenn uns die Umstände günstiger wären. Er sagte, es wäre durchaus unrichtig, wenn man vermutete, daß er sich über alle Meinungen seines Landes und Europas für erhaben betrachte. Er wolle sich weder der Gefahr aussetzen, Europa durch einen Gewaltakt gegen sich zu vereinigen, noch wäre er selbst so mächtig in Frankreich, als daß er die Nation von der Notwendigkeit dieses Krieges anders als durch gute Gründe überzeugen könne. Ferner sagte er, daß wenn er die Bewohner Algeriens nicht gehörig bestraft hätte, dies nur nicht geschehen wäre, um nicht die Eifersucht der andern Mächte zu erwecken, aber er hoffe, daß England, Rußland und Frankreich eines Tages in ihrem eigenen Interesse fühlen würden, wie notwendig es sei, ein solches Räubernest zu zerstören und die Bewohner zu zwingen, ihren Unterhalt durch Ackerbau und nicht durch Räuberei zu bestreiten.

In dem Wenigen, das ich ihm sagte, — denn er ließ mich während des zweistündigen Gespräches nur sehr wenig zu Worte kommen — beschränkte ich mich durchaus auf die Instruktionen Eurer Lordschaft. Er wiederholte, wir müßten schon allein dadurch von seiner Friedensliebe überzeugt sein, daß ihm einerseits eine Erneuerung des Krieges sehr wenige Vorteile biete, und er sich anderseits mit großer Leichtigkeit Aegyptens



Digitized by Google

hätte bemächtigen können und zwar mit denselben Schiffen und denselben Truppen, die jetzt vom Mittelmeer nach San Domingo abgingen. Und dies wäre mit der Billigung von ganz Europa geschehen, ganz besonders aber im Einverständnis mit den Türken, die ihn zu wiederholten Malen aufgefordert hätten, sich mit ihnen zu verbinden, um uns zur Räumung ihres Territoriums zu zwingen.

Hinsichtlich des Mißtrauens und der Eifersucht, die wie er behauptet, sich seit dem Friedensschlusse von Amiens täglich verschlimmert hätten, bemerkte ich, daß nach einem so langen, mit so großem Hasse und auf eine Art und Weise geführten Kriege, von der die Geschichte kein Beispiel kennt, ganz natürlicherweise eine bedeutende Erregung noch lange anhielte, daß aber dieser gereizte Zustand sich wie die Wellen nach dem Sturm nach und nach beruhige, wenn er nicht von der Politik einer der beiden Parteien unterstützt würde. Ich wolle nicht mit Bestimmtheit behaupten, wer der Anstifter im Kriege der Schmähschriften gewesen sei, über den er sich beklage und der noch immer bestehe, aber soviel müsse man wohl bedenken, daß dieser Federkrieg in England von der Regierung unabhängig geführt würde, während sich in Frankreich die Regierung selbst damit befasse. Ich fügte hinzu, es müsse zugegeben werden, daß wir gegen Frankreich Gründe zum Mißtrauen hätten, die man gegen uns nicht vorbringen könne. Darauf führte ich die Vergrößerung des Gebiets und des Einflusses an, die sich Frankreich seit dem Friedensschluß verschafft habe, als er mich mit den Worten unterbrach:



Digitized by Google

„Ich vermute, Sie meinen Piemont und die Schweiz? Das sind Kleinigkeiten. Das hätten Sie voraussehen müssen, als die Unterhandlungen im Gange waren; heute haben Sie nicht mehr das Recht, darüber zu sprechen."

Ich hätte meine Argumente weiter verfolgen sollen, aber ich sah, er verlor die Geduld und dachte, es sei besser, sie noch ein wenig länger aufrecht zu erhalten. Ich führte daher als Grund des Mißtrauens und Neides die Tatsache an, daß es keinem Untertan seiner britischen Majestät möglich wäre, in Frankreich Gerechtigkeit oder eine Art Genugtuung zu erlangen. Er fragte mich, in wiefern, und ich antwortete, daß seit der Unterzeichnung des Friedens nicht die geringste Rücksicht auf die Gesuche oder Bittschriften der in Frankreich lebenden Engländer genommen worden, während bei uns den Franzosen, die sich in derselben Lage befanden, Genugtuung gegeben worden sei. Solche Zustände, sagte ich, seien nicht geeignet gewesen, Vertrauen einzuflößen, sondern müßten im Gegenteil Mißtrauen hervorrufen.

„Das," erwiderte er, „muß den Schwierigkeiten zugeschrieben werden, die natürlicherweise stets bei solchen Angelegenheiten eintreten, in denen beide Parteien recht zu haben glauben."

Es folgte noch vieles über denselben Gegenstand, worauf sich Napoleon, nachdem er während der zwei Stunden fast ganz allein gesprochen hatte, sichtlich gut gelaunt zurückzog.

England and Napoleon in 1803. Despatches of Lord Whitworth and others. Edited by O. Browning.



Digitized by Google

## Der Erste Konsul und Graf Markoff in Paris, Mai 1803.

Die Sektion des Innern hatte dem Staatsrat einen Gesetzesentwurf vorgelegt, der die Einsetzung von Generalpolizeikommissaren in Brest und Toulon betraf; sie bevorzugte in den Häfen Polizeiinspektoren ohne öffentlichen Charakter. Bonaparte jedoch war nicht derselben Meinung, sondern wünschte Beamte, die alle Vollmacht hatten, ihre Macht auszuüben. Hatte er doch gesagt: „Kein Engländer darf, und sei es auch ein Lord oder selbst ein Gesandter, sich unsern Häfen nähern." Um diese Zeit ward das Gerücht von einem nahen Kriege mit England immer bestimmter. Bei der Audienz vom 11. Floréal 1803 sprach der Erste Konsul ganz offen darüber. Der englische Gesandte war nicht zugegen, nur der Gesandtschaftssekretär und einige Privatpersonen seiner Nation. Als sich die Gesandten zurückgezogen hatten, unterhielt Bonaparte sich mit dem Grafen Markoff über eine Stunde lang und sagte:

„Da die Engländer uns zwingen wollen, nach langem Zögern diesen gewagten Entschluß zu fassen, so werden wir es tun. Sie können uns wohl ein paar Schiffe, ein paar Kolonien nehmen, aber ich werde Schrecken in London verbreiten und ihnen vorhersagen, daß sie blutige Tränen über diesen Krieg vergießen werden. Die Minister haben den König Europa gegenüber zur Lüge veranlaßt. Es fanden keine Rüstungen in Frankreich statt. Es ist keinerlei Unterhandlung angeknüpft worden. Sie haben mir nicht eine einzige Note überreicht. Lord Whitworth konnte nicht anders als dies einräumen. Und doch sucht eine



Digitized by Google

Regierung mit Hilfe so niedriger Unterschiebungen die Leidenschaften herauszufordern! Seit zwei Monaten leide ich unter den Frechheiten Englands. Ich wollte das Maß seines Unrechts voll werden lassen; die Engländer nahmen das für Schwäche und wurden immer zudringlicher. Es ging so weit, daß der Gesandte zu sagen wagte: „Tuen Sie das, oder ich reise in acht Tagen ab!" Spricht man so zu einer großen Nation? Man antwortete ihm: „Schreiben Sie, und man wird Ihre Bemerkungen der Regierung unterbreiten." — „Nein," meinte er, „ich habe Befehl, es mündlich auszurichten." Ist das nicht eine unerhörte Art zu unterhandeln? Sie irren sich, wenn sie meinen, sie können einer Nation von 40 Millionen Menschen Gesetze vorschreiben! Sie haben geglaubt, ich fürchtete den Krieg um meiner Autorität willen. Wenn es sein muß, werde ich 2 Millionen Mann haben. Das Ergebnis des ersten Krieges war die Vergrößerung Frankreichs durch Belgien und Piemont; das Resultat dieses Krieges soll die Befestigung unseres Föderativsystems sein. Zwei große Nationen können nur durch die Gerechtigkeit und die genaue Beobachtung der Verträge miteinander verbunden sein. Und die Nation, der gegenüber man die Verträge bricht, darf das nicht dulden, wenn sie sich nicht erniedrigen will. Ist sie einmal davon abgewichen, so ist sie von der andern abhängig. Für das französische Volk wäre es besser, ein Lehnsvolk zu sein und in Paris den Thron des Königs von England zu errichten, als daß es sich unter die willkürlichen Launen dieser Regierung beugte. Eines Tages würden sie den Gruß unserer Schiffe fordern, ein andermal unsern Seeleuten verbieten, über



Digitized by Google

diese oder jene Breite hinauszusegeln. Heute sogar sehen sie mit Neid, daß wir unsere Häfen baggern und unsere Marine wieder vervollständigen; sie beklagen sich und verlangen Garantien. Vor einigen Tagen fuhr der Konteradmiral Lesseigues Malta an: er hatte zwei Fahrzeuge und fand dort fünfzehn englische Schiffe vor. Sie wollten ihn zum Gruße zwingen, aber Lesseigues weigerte sich, wofür er ein paar Beleidigungen einstecken mußte. Wenn er nachgegeben hätte, würde ich ihn auf einem Esel reitend haben spazieren führen lassen, denn das ist schimpflicher als die Guillotine. Und wenn man unser Verhalten erfahren wird, so bin ich sicher, daß es keinen Winkel in Europa gibt, dessen Zustimmung wir nicht hätten. Als England Frieden schloß, glaubte es, wir würden uns im Innern zerfleischen, und die Befehlshaber würden Unruhe in Frankreich stiften. Die Engländer mochten so viel sie wollten intrigieren: es war alles vergebens! Ein jeder war nur damit beschäftigt, seine Verluste wieder gut zu machen. Ein wenig früher, ein wenig später müssen wir Krieg haben! Und es ist besser wir führen ihn jetzt, da unser Seehandel noch nicht wieder hergestellt ist."

Diese Unterhaltung, an der nur einige Senatoren, wie Laplace und Bougainville teilnahmen, währte eine Stunde lang. Am 12. kam er in einer Privataudienz nochmals auf denselben Gegenstand zurück und fügte hinzu:

„Die Engländer haben keine Allianz auf dem Kontinent. Der Wiener Hof ist mit ihrem Benehmen sehr unzufrieden. Der Kaiser hat das nach London und Paris geschrieben; aber das englische Ministerium ist



Digitized by Google

aus Einfaltspinseln zusammengesetzt. Nicht ein einziger Mann ist darin, mit dem man sich verständigen könnte!"

Comte A. C. Thibaudeau, Mémoires sur le consulat.

## Der Erste Konsul und der preußische Gesandte Lombard in Brüssel, Juli 1803.

Der preußische Gesandte J. W. Lombard hatte am 23. Juli 1803 in Brüssel mit dem Ersten Konsul eine Unterredung[1], während welcher er Bonaparte einen Brief Friedrich Wilhelms III. übergeben sollte. In diesem Briefe drückte der König von Preußen den Wunsch aus, daß der Druck, der durch die Anwesenheit der französischen Truppen auf dem niedersächsischen Kreise lastete, bald erleichtert werde. Außerdem sollte Lombard den Ersten Konsul über seine Absichten hinsichtlich der Besetzung Hannovers ausholen. Bonaparte gab ihm wohl beruhigende Versicherungen für Preußens Zukunft, aber keine Genugtuung für die Gegenwart. Lombard schrieb darüber seinem König:

Nach verschiedenen persönlichen Fragen über Eure Majestät, über die Königin und die königliche Familie öffnete General Bonaparte den Brief und las ihn in meiner Gegenwart. Hierauf trat er etwas näher zu mir und sagte:

„Sie haben mir vielleicht noch einige Aufklärungen hinsichtlich dieses Briefes zu geben, wollen Sie?"

[1] Lombards Sendung hatte vor allem den Zweck, zu wissen, ob Preußen rüsten solle oder nicht.



Digitized by Google

Ich ging sofort auf die Interessen Preußens in den nordischen Angelegenheiten, auf die doppelte Uebertretung, die sich Frankreich gegen die Gesetze der Neutralität erlaubt hatte, ein, und je mehr seine vertrauensvolle Miene und seine Aufmerksamkeit alles, was ich von der Heftigkeit dieses außerordentlichen Mannes gehört hatte, Lügen zu strafen schien, desto feuriger sprach ich mich über die Folgen der ersten Schritte, die die Republik sich gestattet hatte, aus, ohne ihm indes zu mißfallen. Ich erspare Eurer Majestät alle Einzelheiten, um desto schneller zu der Antwort zu kommen, die Bonaparte mir gab, als er sich einige Augenblicke gesammelt hatte.

„Vom Beginn meines Streites mit England an habe ich gefühlt," sagte er, „daß die Invasion Hannovers dem König unangenehm sein würde. Vor allem liebt man weder Truppen noch Verwirrung in seiner Nachbarschaft. Ferner, obwohl Sie kein eigentliches Recht hätten, sich meinem Marsche zu widersetzen, so hatten Sie doch eine Art Anspruch darauf, sich für das Kurfürstentum zu interessieren. Die Oberherrschaft, die Sie sechs Jahre lang im Norden von Deutschland ausgeübt haben, obwohl sie von Frankreich nur während der Dauer des Krieges anerkannt war, verschaffte Ihnen eine Art historischen Anspruchs, den ich schonen mußte. So habe ich mich denn auch zuerst an Sie gewandt und Sie gebeten, mit mir über den Modus der Okkupation übereinzukommen, damit die Interessen Preußens so wenig wie möglich darunter litten. Ich hegte einen Augenblick die Hoffnung, uns alle zufrieden zu sehen, aber als England die Vorschläge des Königs, die für



Digitized by Google

Sie, für mich und für England selbst sehr vorteilhaft gewesen sein würden, verwarf, blieb mir nichts weiter übrig, als mein Ziel zu verfolgen. Wenn ich dies getan habe, ohne Sie ein zweitesmal darauf aufmerksam zu machen, so will ich Ihnen natürlich gern den Grund dafür sagen. Sie waren übelgelaunt; ich merkte das aus dem ersten Brief des Königs, kurz aus allem, was von Berlin kam. Ich vermied es geflissentlich, Ihnen ein zweitesmal Gelegenheit zum Unwillen zu geben, aber indem ich dies tat, überlegte ich mir ganz genau, was bei dieser Besetzung Seiner Majestät nicht mißfallen könne. Um keine Wolke des Unfriedens aufkommen zu lassen, lief ich Gefahr, ich gestehe es, meine Waffen bloßzustellen. Der General Mortier hatte, als er in Deutschland einzog, nicht mehr als 16 000 Mann; das war wenig gegen eine tapfere, verzweifelte Armee, und auch dann noch, als der König von England beinahe den Schauplatz mit Blut gedüngt hätte, bestand jene berühmte Reservearmee, von der man so viel gesprochen hat, nur aus 6—7000 Mann. Ich hätte Sie gleich anfangs ins Vertrauen ziehen können, und Sie hätten gewiß mit Freuden gesehen, aus welchem Grunde ich meine Mittel so beschränkte; aber Sie wissen ja, wie es um das militärische Geheimnis steht. Es kam vor allem darauf an, Blut zu sparen; der Schrecken mußte meinen Truppen vorausgehen, und er allein hat ihre Zahl vergrößert. Es sind heute nicht mehr Soldaten im Kurfürstentum anwesend als für die Besetzung unbedingt nötig ist.

„Ich begreife und entschuldige die Aufregung, die eine Schilderhebung überall hervorrufen muß. Man kann



Digitized by Google

in die Herzen der Menschheit nicht hineinsehen. Ich würde nicht erstaunt gewesen sein, wenn Sie selbst, in der Ungewißheit der Ereignisse, militärische Vorbereitungen getroffen haben würden, obwohl ich das Gefühl, das Sie davon abhielt, sehr hoch schätze. Uebrigens sind meine Feinde so unermüdlich im Verbreiten eines falschen Lichts über meine Absichten, daß ich mich nicht wundere, wenn ich nicht überall auf das gleiche Vertrauen stoße. Das ist die unvermeidliche Folge großer Rüstungen. Noch zur selben Stunde lasse ich für die Expedition nach England 10 000 Kavalleriepferde kaufen. Man wird wieder schreien und sinnen, ich weiß nicht welch ungeheure Pläne ich beabsichtige. Oesterreich, das, wie man sagt, bereits in Italien Zusammenziehungen bewerkstelligt, hat jetzt vielleicht doppelte Angst: unsere eigenen Zeitungen erheben die Zahl meiner Truppen in Italien bis auf 100 000 Mann! Sie sind von der Wahrheit weit entfernt, aber was tun? Ich kann weder die falschen Gerüchte noch die falschen Auslegungen verhindern. Ich habe kein anderes Ziel als das von mir verkündete. Ist man nicht so weit gegangen, zu behaupten, ich wolle Dänemark auffordern, den Sund zu schließen? Ich wäre ohne Zweifel sehr froh, wenn es dies täte, und bin allerdings überzeugt, daß, um wirklich große und energische Maßnahmen zu treffen, die Vereinigung der vier nordischen Mächte das einzige Mittel wäre, den Despotismus Englands mit einem Schlage zu zermalmen, aber das ist Ihre Sache und nicht die meinige. Ich habe kein Recht, es zu verlangen, und würde auch niemals etwas fordern, wozu ich kein Recht hätte. Von der



Digitized by Google

Strenge dieses Grundsatzes habe ich mich nur einen einzigen Augenblick entfernt und zwar in jener unglücklichen Angelegenheit von Cuxhaven, von der man viel zu viel Gerede gemacht hat. . . Ein elendes Nest, wo die Engländer ungestraft ihre Bedrückungen ausübten, das ich jedoch zur Deckung meiner linken Flanke gegen die Angriffe ihrer Flotte nötig hatte, war nicht der Mühe wert, daß man die Stimme erhob. Aber leider begegne ich stets einer unglücklichen Neigung, daß alles, was von mir ausgeht, falsch ausgelegt wird, während ich dies niemals gefunden habe, wenn es sich um England handelte. Es unterdrückt den Handel der ganzen Welt, aber kein Mensch sagt ein Wort. Ich besetze ein Dorf, und jedermann schreit. Meine Truppen nehmen im Königreich Neapel ihre Stellungen wieder ein, die sie nur infolge der England auferlegten Bedingungen verlassen hatten, und Rußland widersetzt sich dieser vorgeblichen Uebertretung! England kommt, indem es sich weigert, Malta abzutreten, der Hauptverpflichtung seines Vertrags nicht nach, und Rußland macht ihm nicht den geringsten Vorwurf darüber. Welchen Wert hat Cuxhaven? Und dabei bin ich gern bereit, mich mit Ihnen zu verständigen, um auch noch diesen letzten Grund zur Unzufriedenheit aus dem Wege zu schaffen. Sobald die Engländer die Blockade der Elbe aufheben, bin ich bereit, meine Truppen aus dem Hamburger Gebiet zurückzuziehen. Aber wenigstens könnten die Mächte in ihren Vorschlägen mir gegenüber so gerecht sein, daß sie nicht immer alles von Frankreich und niemals etwas von seinem Feinde verlangen. Sie sollten von diesem fordern, daß er auf die willkür-



Digitized by Google

liche und harte Maßnahme, die er sich gegen die Neutralen herausnimmt, verzichtet. Man lege ihm Gesetze auf, durch die das Gedeihen Europas gewinnen kann, und dann wird man sehen, ob ich im Rückstand bleibe und ob ich nicht bereit wäre, für alle die Opfer, die man meinem Rivalen abverlangt, nicht das gleiche zu tun.

„Denn es sind gewiß nicht meine Stellungen an der Elbe, welche die Engländer berechtigen, so zu handeln, wie sie es tun; ich habe ihnen durchaus nicht die Elbe verschlossen, sondern ihre Entfernung vom Handel auf diesem Flusse war eine natürliche Folge der Besetzung seiner Ufer. Ich begreife nicht, wie man nur einen Augenblick denken konnte, daß die englische Flagge innerhalb der Schußweite französischer Kanonen wehen müsse, ohne daß diese ihr etwas anhaben durften. Das ist eine Sache der Ehre, und es ist ganz unmöglich, darin nachzugeben. Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß wenn der König von Preußen an meiner Stelle gewesen wäre, er nicht ebenso gehandelt hätte. Hier sind Wirkung und Ursache dermaßen unzertrennlich voneinander, daß es falsch ist, zu behaupten, ich habe den Engländern die Elbe verschlossen; sie im Gegenteil sind die ersten gewesen, die eine solche Absicht vermuteten und haben die Blockade erklärt, ohne daß eine Erklärung meinerseits sie von diesen Gewässern formell ausgeschlossen hätte. Es würde nicht einmal in meiner Macht stehen, anders zu handeln. Die Truppen würden niemals mit Ruhe diese verhaßte Flagge unter ihren Augen dahinziehen sehen, und trotz meiner Befehle würden die französischen Soldaten und englischen



Digitized by Google

Seeleute in kurzer Zeit die Ufer mit ihrem Blute tränken. Ich begreife wohl, daß man sich zu beklagen gehabt hätte, wenn ich die Freiheit des Handels der Neutralen antasten und die Durchsuchung ihrer Schiffe oder irgend eine andere willkürliche Maßnahme hätte ergreifen wollen; aber niemals ist mir der Gedanke dazu gekommen. Wenn die Interessen Preußens unter einer Maßnahme leiden, die den Engländern als Vorwand für ihre Bedrückungen gedient hat, so darf sich der Vorwurf nicht gegen mich richten; übrigens sind das die unzertrennlichen Folgen der Kriege, unter denen die Neutralen stets indirekt zu leiden haben und die auch Frankreich erleiden müßte, wenn Preußen einen Streit hätte, der die gewöhnlichen Verbindungen der Industrie nachteilig beeinflußte. Uebrigens haben Sie ja noch andere Verbindungen: Sie haben den Hafen von Emden; Sie haben die Ostseehäfen. Habe ich jemals daran gedacht, deren Schließung von Ihnen zu verlangen? Ich wäre wohl entzückt, wenn dies in Ihrer Politik läge, aber ich wiederhole: ich habe kein Recht es zu wollen, und ich wünsche stets nur das zu tun, was sich mit der Gerechtigkeit vereinbart."

Ich versichere Eurer Majestät die genaue Uebereinstimmung dieses Berichts mit der Rede des Generals Bonaparte; was ich jedoch darin nicht wiedergeben kann, Sire, ist der gütige Ton und die edle Freimütigkeit, mit denen er stets auf seine Achtung vor Ihren Rechten und denen Ihrer Nachbarn zurückkam, und mit denen er die Einwürfe seiner Feinde voraussah. Er wollte damit, Sire, in Ihrem Herzen das Vertrauen erwecken, das er so gut versteht, einzuflößen.

Nach diesen Erklärungen, die ich soeben berichtet,



Digitized by Google

ging der Erste Konsul zu einem heikleren Gegenstande über. Er sprach von den engeren Beziehungen, die er zwischen Preußen und Frankreich anzuknüpfen gewünscht hätte, auf die er jedoch niemals, Sire, wenn er eine Andeutung gemacht hatte, eine Antwort von Ihrer Seite erhalten. Sie haben mir zwar nicht befohlen, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen, aber ich hatte im allgemeinen den Befehl, dem Ersten Konsul über die Interessen Preußens jegliche Aufklärung zu geben, die er von mir verlangte . . .

„Preußen," sagte ich, „das durch sein Föderativsystem zum Schutze des Kontinentalfriedens da ist, hegt von der Republik sehr verschiedene Interessen. Diese kennt auf dem Kontinente nur zwei zu fürchtende Mächte: Preußen und Oesterreich, und Verbindungen mit einer von ihnen genügen ihr. Preußen hingegen, das an drei mächtige Staaten grenzt, hat mit Frankreich allein nicht genug; es braucht unbedingt Rußland. Eine isolierte Politik, deren Interessen nicht mit denen seiner beiden Nachbarn übereinstimmen, die es zu fürchten hat und sich zum Freunde machen muß, wäre ein sehr unvollkommenes oder gefährliches Werk."

Ich hatte die Genugtuung, zu sehen, daß meine Freimütigkeit dem Ersten Konsul durchaus nicht mißfiel. Er antwortete, es handele sich augenblicklich nur darum, sich zu versichern, daß während dieses Krieges Frankreich nicht von einer andern Macht angegriffen werde. Wenn Oesterreich sich noch einmal an England verkaufte, würden wir uns durch unsere gegenwärtigen Allianzen durchaus nicht verpflichtet fühlen, die Sache Frankreichs zu ergreifen. Er hätte gewünscht, mit uns



Digitized by Google

einen Pakt zu schließen, der uns nur diese Verpflichtung auferlege, und es wäre ein leichtes gewesen, Preußen Vorteile in Aussicht zu stellen, die es für diese Last genügend entschädigten. Er drückte sich über all diese Dinge mit einer so edlen Einfachheit, einer so rührenden Hingabe aus, daß ich nicht umhin konnte ihm zu sagen:

„Ich habe nur einen Wunsch, Bürger Konsul: dem König meinem Herrn einen jeden Ihrer Sätze in demselben Tone wiederholen zu können, den Sie hineinlegen. Ich bin gewiß, er würde sich doppelt beglückwünschen über die Gerechtigkeit, die er Ihnen stets zuteil hat werden lassen."

Der Erste Konsul verallgemeinerte hierauf die Unterhaltung und durcheilte rasch das ganze politische Gemälde Europas und seiner verschiedenen Kabinette. Und hierbei hatte ich wiederum Gelegenheit, seinen sicheren und tiefen Scharfblick, seine einfache, immer aufrichtige Ausdrucksweise zu bewundern.

„Niemand glaubt wahrscheinlich," sagte er, „daß Malta der Grund des Krieges ist; England hat niemals mit mir mit gleichen Kräften verhandeln wollen. Seit dem Frieden suchte es mit mir Streit und wollte den Krieg um jeden Preis. Und dies beweist es noch immer durch die Art, mit welcher es die Angebote der Mediationen empfängt. Die Ihre stößt es öffentlich von sich und wollte, daß die Rußlands nicht allein sich auf den Streitpunkt, sondern auf alles, was sich in Europa seit zehn Jahren ereignet hat, bezog. Urteilen Sie selbst, ob ihre Annahme nicht illusorisch bleiben muß! Aber heute ist alles in der Politik außerordentlich, und man sieht Verhältnisse, die alle Berechnungen umzustoßen



Digitized by Google

scheinen. England, das von Ihnen nichts zu befürchten hat und weiß, daß Sie als kontinentale Macht Interessen haben können, die die unsern beschränken, will Sie nicht als Vermittler. Und ich will es, daß Sie es seien, ich, dem Ihre 200 000 Mann mit den 100 000 Russen vereint Gesetze auferlegen könnten, wenn Sie, nachdem Sie mir gerechte Vorschläge gemacht, mich entschlossen fänden, diese nicht anzunehmen."

Darauf sprach er mit hoher Achtung von dem Charakter Ihres erhabenen Freundes und beklagte nur, daß seine Diener so wenig fürchteten, ganz anders zu handeln als wie er befehle. „Alexander," sagte einer von ihnen, „hat seine Meinung, aber die Russen haben die ihrige" — „Niemals," sprach der Erste Konsul, „habe ich einen Russen gesehen, der preußisch oder französisch gesinnt gewesen wäre; sie sind alle englisch oder österreichisch gesinnt."

Zum Schluß sprach er auf eine seiner würdige Weise von Preußen, von Friedrich II., von Ihnen, Sire, Ihrem Ministerium, von der Aufnahme, die alle Franzosen bei Ihnen fänden, von Ihrer herrlichen Armee, ja er ging sogar so weit, mich an die Vorteile zu erinnern, welche Ihre Truppen über die der Republik davongetragen hatten.

Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Diplomatische Korrespondenzen, herausgegeben von Paul Bailleu.



Digitized by Google

## Der Erste Konsul im Kreise seiner Umgebung, 1803.

Napoleon sagte oft, daß die Völker wie die Menschen ihre Krankheiten hätten, und deren Geschichte nicht weniger interessant zu beschreiben sei als die Krankheiten des menschlichen Körpers. Alles, was die soziale Körperschaft in ihren Bedürfnissen, ihrem Glauben, ihren Neigungen und ihrer Unabhängigkeit angreife und störe, rufe einen Zustand von Unbehagen hervor, der sich durch Klagen ankündigt und durch einen Aufruhr entscheidet.

„Das französische Volk," sagte er ferner, „war in seinen teuersten Interessen verletzt. Der Adel und die Geistlichkeit erniedrigten es durch ihren Hochmut und durch ihre Privilegien. Sie saugten es durch die Rechte, die sie sich über seine Arbeit anmaßten, aus. Es schmachtete lange unter dieser Last, aber endlich schüttelte es das Joch ab, und die Revolution begann. Der Sturz der Monarchie ist nur eine Folge von Schwierigkeiten gewesen, die man dem Volke entgegensetzte; er lag durchaus nicht in der Absicht der Revolutionäre."

Napoleon betrachtete den Anteil, den jeder mehr oder weniger tätig an der Revolution genommen, als die Wirkung eines politischen Fiebers, das alle Köpfe ergriffen. Er sah darin nichts Schlechteres als in den Handlungen eines Rasenden und verzieh aller Welt, ausgenommen einigen Adligen, die, mit der Gunst des Hofes überschüttet, dazu beigetragen hatten, den Monarchen vom Throne zu stoßen. Er sah darin entweder Undankbarkeit oder niedrigen Ehrgeiz. Wohl begriff er,



Digitized by Google

daß sie sich von den revolutionären Ideen hatten hinreißen lassen, aber er tadelte sie hart, daß sie noch darauf bestanden, als der Thron in Gefahr war. „Von diesem Augenblick an," meinte Napoleon, „war ihr Ehrenplatz weder in den Klubs, noch in dem Konvent, sondern in Koblenz!" [1]

Comte Chaptal, Mes souvenirs sur Napoléon.

## Der Erste Konsul, Portalis, Lebrun, Girardin und Lemercier in Paris, Januar 1804.

Madame Bonaparte gab einen Ball, zu dem nur sehr wenige Leute eingeladen waren. Unter ihnen befanden sich der Präfekt Stanislaus Girardin, der Konsul Lebrun, der Staatsrat Portalis und der Senator Lemercier. Während getanzt wurde, unterhielt der Erste Konsul sich mit den ebengenannten Personen und sagte zu Portalis:

„Sind Sie eifrig bei den Arbeiten des Instituts?" [2]

Portalis: „Meine Beschäftigung gestattet mir nicht, sie mit Aufmerksamkeit zu verfolgen."

Bonaparte: „Was macht Ihre Abteilung jetzt?"

Portalis: „Sie beschäftigt sich noch immer mit der Anfertigung des Dictionnaires und wird sich noch lange damit beschäftigen, wenn Sie nicht Ordnung schaffen."

Bonaparte: „Was soll ich tun?"

Portalis: „Ich wünschte, Sie wären geneigt, die Verhandlungen darüber zu regeln."

[1] Dem wichtigsten Zufluchtsort der Emigranten.

[2] Jean Etienne Marie Portalis war Mitglied des Instituts.



Digitized by Google

Bonaparte: „Ich, und warum?"

Portalis: „Um zu verhindern, daß die Zeit nicht mit unnützen Streitereien verloren werde."

Bonaparte: „Möchten Sie ernstlich, daß ich mich in die Streitigkeiten der Gelehrten menge? Ich habe weiß Gott anderes zu tun."

Portalis: „Ohne Zweifel, aber Sie wissen für alles Zeit zu finden."

Bonaparte: „Welches von den Mitgliedern Ihrer Abteilung arbeitet am meisten?"

Portalis: „Der Abbé Morellet."

Bonaparte: „Ich höre immer von diesem Abbé Morellet sprechen; er muß schon sehr alt sein." [1]

Lebrun: „Nicht so alt; er ist noch sehr rüstig."

Bonaparte: „Er ist Nationalökonom?"

Portalis: „Ja, ein Narr."

Girardin: „Ein Narr! niemals!"

Lebrun: „Nein, gewiß nicht."

Bonaparte: „Sie verteidigen immer die Nationalökonomen, Bürger Lebrun."

Lebrun: „Ich gestehe, daß ich ihrem Freihandelssystem nicht abgeneigt bin."

Bonaparte: „Mit diesem Grundsatz würde man viele Dummheiten begehen. Um die nationale Industrie zu fördern, muß man sie durch prohibitive Gesetze schützen: viel Gesetze und noch mehr Vorschriften, das sind die einzigen Mittel, zu regieren! Es ist an der Zeit, die

[1] Der Abbé André Morellet war 1727 geboren und starb 1819, 92 Jahre alt. Er wurde 1785 Mitglied der Académie-Française und war einer ihrer produktivsten und geistreichsten Arbeiter. Voltaire, der ihn persönlich kannte, sagte von ihm: „Ich kenne niemand, der fähiger wäre, der Vernunft größere Dienste zu leisten."



Digitized by Google

Erfahrung zu befragen, darauf zurückzukommen, was vor uns üblich war und was überall üblich ist. Unnütze Theorien müssen wir beiseite lassen. — Wenn Sie diesen Grundsatz befolgen, so lassen Sie also die Seide ruhig ausführen?"

Lebrun: „Manchmal gibt es in der Volkswirtschaft keine absoluten Grundsätze."

Bonaparte: „Lassen Sie die Ströme fließen ohne ihnen Dämme entgegenzusetzen, und Sie werden sehen."

Lebrun: „Das sage ich nicht, aber die Flüsse, die auf kein Hindernis stoßen, fließen ruhig."

Bonaparte: „Mein lieber Lebrun, wenn Sie heute die Reden wieder lesen würden, die Sie in der Konstituierenden Versammlung gehalten, so fänden Sie eine Menge Torheiten darin."

Lebrun: „Das kann sein."

Bonaparte: „Um einen großen Staat zu regieren, braucht man viele Richter, viele Verwaltungsbeamte, viele Gendarmen und viele Soldaten."

Girardin: „Viele Taler."

Bonaparte: „Gewiß, viel Geld. Können Sie etwa mit der Territorialsteuer allein all das für die Staatsausgaben nötige Geld erheben?"

Lebrun: „Hm, hm!"

Bonaparte: „Nein, das ist auch noch so ein Wahnwitz Ihrer Nationalökonomen. Um die Last der Steuern zu erleichtern, muß man sie in den verschiedensten Formen auferlegen. Sie sind nicht der Ansicht, Lebrun?"

Lebrun: „Ja und nein."

Bonaparte: „Sie halten noch an Ihren sogenannten Grundsätzen von Ihrer Konstituierenden Versammlung



Digitized by Google

fest. Sie hat Frankreich viel Schaden zugefügt, diese Versammlung! Zuerst hat sie das Land durch die Unterdrückung aller Steuern seiner Hilfsquellen beraubt. Dann hat sie dem Staate all seine Kraft dadurch genommen, daß sie einen Marschall von Frankreich, einen Mann wie Herrn von Broglie, unter die Befehle eines Schuhflickers, der zum Munizipalbeamten erhoben worden war, stellte."

Lebrun: „Sie wollte eben der Zivilbehörde den Vorrang geben; das war vielleicht nicht schlecht."

Bonaparte: „Es war eine Dummheit: jeder Beruf ist dem Staate nützlich, und folglich darf keiner abgeschafft werden. Die bürgerlichen wie die militärischen Grade müssen gleichberechtigt sein, und keiner darf den Vorrang haben. Mein lieber Lebrun, in dieser Konstituierenden Versammlung gab es viele Theoretiker und keine Politiker."

Lebrun: „Auf der Rechten wie auf der Linken gab es Uebertriebene, aber es waren auch sehr vernünftige Leute da. Man kann sie nicht nach den Ergebnissen beurteilen, da ihre Ratschläge nicht befolgt worden sind."

Bonaparte: „Welche Gewalt konnte die königliche Autorität haben, da ihr nicht das Ernennungsrecht der Richter und Verwaltungsbeamten zustand?"

Lebrun: „Sie war sicherlich viel zu schwach konstituiert, aber die Schuld daran kann niemals den Gemäßigten zugeschrieben werden; man hat ihnen niemals vorwerfen können, daß sie nicht royalistisch gesinnt waren."

Bonaparte: „Das war auch so eine extravagante



Digitized by Google

Idee von Sieyès, Frankreich in große Gemeinden einteilen zu wollen und zu glauben, daß eine auf ähnliche Grundsätze gestützte Zentralregierung sich halten könne."

Lebrun: „Sieyès hatte ein vollständiges System, aber er hat es nie weder vollkommen entwickelt noch ausgeführt."

Bonaparte: „Sieyès ist ein Metaphysiker. Man regiert nicht mit Metaphysik, sondern mit dem Ergebnis der Erfahrung der Jahrhunderte. Es gibt nur einen Agenten der Regierung: die Politik. Sie rät heute dies, morgen das. Sie besitzt verschiedene Heilmittel für ganz sich ähnelnde Leiden: das eine, das bei diesen Umständen heilen kann, kann bei jenen nicht mit Nutzen angewendet werden. Aber ich wiederhole Ihnen nochmals: Sie verstanden in Ihrer Konstituierenden Versammlung nichts von Politik."

Lebrun: „Das kann sein."

Bonaparte: „Sie haben dort weiter nichts als Metaphysik getrieben."

Lemercier: „Aber diese Metaphysik, gegen die Sie losziehen, ist der Erfahrung vorausgegangen. Und wenn wir diese Schlußfolgerung auf die Revolution anwenden, so müssen wir zugeben, daß sie in diesem Falle große und nützliche Resultate hervorgerufen hat."

Bonaparte: „Sie hat die gesellschaftliche Ordnung angegriffen; diese wäre ohne den 18. Brumaire nicht allein in Frankreich, sondern in ganz Europa vollständig untergraben worden. Erinnern Sie sich, wieviel Dinge nötig waren, um diesen Staatsstreich auszuführen?"

Portalis: „Es bedurfte eines großen Mannes, um ein großes Ereignis vorzubereiten und sein Erbe zu sein!"



Digitized by Google

Bonaparte: „Es bedurfte außerordentlicher Erfolge in Italien, fast fabelhafter Siege in Aegypten und einer Rückkehr, die sozusagen wunderbar war! Ich mußte zu einer Zeit zurückkehren, wo die französischen Heere geschlagen, die Finanzen erschöpft, die Bürger enttäuscht waren; wo die Gewalt ein Bedürfnis geworden war. Das Zusammentreffen so vieler Umstände war notwendig; um sich ihrer zu bemächtigen, brauchte man etwas persönlichen Ruhm. Nun, das alles hatte sich vereinigt, um den Staat und vielleicht Europa zu retten. Nichtsdestoweniger bekannte man sich wenige Tage nach dem 18. Brumaire überall laut zu den Prinzipien, die die einzigen und Hauptursachen der Wunden bildeten, welche ich berufen war zu heilen; selbst in meinem Rat wurden sie öffentlich anerkannt. Die blutigen Lehren der grausamsten Erfahrung schienen vergessen und nicht einmal denen zustatten gekommen zu sein, die ihnen zum Opfer fielen. Die Freiheit der Presse wurde wie eine heilige Sache angesehen, die anzugreifen man nicht zu denken wagte. Ich erinnere mich noch, welche Einwände ich zu bekämpfen hatte, um die alle Morgen erscheinenden 104 Zeitungen der Polizei zu unterstellen. Um die Metaphysiker des Rates dazu zu bestimmen, war ich genötigt, ebenfalls Metaphysik zu treiben, denn ein Staatsmann muß alle Sprachen sprechen und auf jeden Ton einzugehen wissen. Ich sagte ihnen also: ‚Glauben Sie, daß in der Lage, in der sich Frankreich gegenwärtig befindet, es nicht außerordentlich gefährlich ist, Versammlungen zu gestatten und auf Volkstribünen oder auf öffentlichen Plätzen gegen die Regierung losziehen zu lassen? Es ist Ihre Pflicht, dies



Digitized by Google

zu verhindern. Seien Sie konsequent; denn wenn ich Sie bitte, die Presse den Verordnungen der Polizei zu unterstellen, so wünsche ich nichts anderes, als daß es in meiner Macht stehe, die gefährlichen Versammlungen aufzulösen und die heftigsten Redner zum Schweigen zu bringen. Ist ein Journalist nicht ein Redner, bilden seine Abonnenten nicht einen richtigen Klub? Wird das, was er druckt, nicht zuerst von ihnen gelesen, und dann bildet ein jeder der Abonnenten Privatgesellschaften, in denen er nun seinerseits zum Redner wird. Sie wollen, daß ich Reden, die von 4—500 Personen gehört werden können, untersage, aber solche gestatte, die mehrere Tausende vernehmen?' ... Diese Schlußfolgerung war unabweislich, man mußte sich ihr fügen."

Lemercier: „Die Preßfreiheit konnte mit Vorteil verteidigt werden, denn sie ist an sich eine sehr gute Sache; sie kann den Schaden wieder heilen, den sie imstande ist zuzufügen."

Bonaparte: „Das ist ein Irrtum; die Verleumdung ähnelt dem Oelfleck: sie läßt stets Spuren zurück."

Lemercier: „In England besteht die Preßfreiheit in ihrer ganzen Ausdehnung, und Sie sehen, man erhebt keinen Einspruch."

Bonaparte: „Es ist ein großer Unterschied zwischen England und Frankreich! Die englische Regierung ist alt, unsere ist neu. In England besteht eine hohe Aristokratie, hier gibt es keine, und sie wird sich auch schwer hier niederlassen. Die Ungleichheit des Vermögens hat dort auch zur Bildung kleinerer Aristokraten beigetragen, die ziemlich mächtig sind. Die großen Staatskörper küm-



Digitized by Google

mern sich wenig um die Angriffe der Journalisten, und die Privatleute, die einflußreichen Familien angehören, oder von ihnen protegiert werden, haben auch nicht viel von ihnen zu fürchten. Hier aber, wo die Körperschaften noch nicht befestigt, wo die auf einer Stufe stehenden, wenig begüterten Bürger nicht sehr mächtig sind, wo die Regierung sich noch in einem Zustande von Kraftlosigkeit befindet, würden die Journalisten den öffentlichen Einrichtungen, den Privatleuten und dem Staate tödliche Schläge versetzen."

Lemercier: „Es gäbe dann eben schützende Gesetze und rächende Gerichtshöfe der Privatleute und Beamten."

Bonaparte: „Dann gäbe es auch keine Preßfreiheit mehr, denn wenn Sie die Freiheit durch die Zügel der Gewalt zu verbannen suchen, so töten Sie sie. Die Engländer würden diese Freiheit, die Sie verlangen, sehr teuer bezahlen und sich ihrer bedienen, um die absurdesten und besorgniserregendsten Gerüchte zu verbreiten. Man würde jeden Tag Schlechtes von mir sagen. Man würde zum Beispiel verkünden, daß die Soldaten in Boulogne sich geweigert hätten, sich einzuschiffen, daß ich aus Furcht, vergiftet zu werden, tagelang nichts esse. Sie glaubten es natürlich nicht, aber die Mehrheit würde wenigstens etwas davon glauben."

Lemercier: „Wenn ein Schriftsteller die Feder ergriffe, um Sie anzugreifen, würden sich sofort tausend andere anschicken, Sie zu verteidigen."

Bonaparte: „Ihre Werke würden nicht gelesen, aber um die andern risse man sich."

Girardin: „Gewiß, Bürger Konsul, denn es gehört



Digitized by Google

viel Mut dazu, Sie anzugreifen, während man nur wenig braucht, um Sie zu verteidigen. Uebrigens ist man hier zur Bosheit geneigt und ziemlich eifriger Anhänger der Opposition. Man liebt die Regierung, freut sich aber, Schlechtes über sie zu hören. Man macht auf ihre Oberhäupter Spottlieder, schlägt sich jedoch gern für sie."

Bonaparte: „Die Zeitungen sind auf 21 vermindert, und doch habe ich noch Mühe genug, mit ihnen fertig zu werden. Ich war genötigt, mehrere zu unterdrücken, aber es gibt immer noch einige, deren böswillige Absichten in jedem Artikel hervorbrechen. Das »Journal des Débats« ist fast immer von England bestochen worden. Es ist noch nicht lange her, daß die Hintermänner dieser Macht es Bertin, einem der Hauptbesitzer der Zeitung, abkaufen wollten. Ich habe ihn zu mir kommen lassen und ihm klargemacht, was er zu befürchten hat, wenn er die ihm angebotenen Guineen annimmt. Und glauben Sie, daß Geoffroy[1] mir den Hof macht, wenn er täglich die Philosophen angreift? Nein, gewiß nicht; nichtsdestoweniger dulde ich es, weil diese das »Journal de Paris« zu ihrer Verteidigung haben."

Lebrun: „Uebrigens wird das Volk keinen Anteil an ihren Streitigkeiten nehmen."

Bonaparte: „Das ist wahr. Und dennoch bringen sie eine unangenehme Wirkung hervor; sie erwecken nämlich den Haß, den zu unterdrücken von großer Wichtigkeit ist. Die Parteien werden nur im Zaume gehalten, weil ihnen kein Schlachtfeld mehr zur Ver-

[1] Julien Louis Geoffroy verfaßte und redigierte das Feuilleton des „Journal des Débats" und war infolge seines beißenden Sarkasmus der Schrecken der Philosophen.



Digitized by Google

fügung steht. Wenn die Zeitungen alles sagen könnten, würden sie da nicht erzählen, daß Portalis ein Bourbone[1] gewesen ist, dem ich mißtrauen müsse? Daß er den Bourbonen bei der oder der Gelegenheit günstig gesinnt gewesen? Alles aber, mein lieber Portalis, ist vergessen."

Portalis räusperte sich verlegen.

Bonaparte: „Alles, was ich soeben gegen die Gefahren der unbegrenzten Preßfreiheit gesagt habe, bezieht sich übrigens nur auf die Zeitungen und nicht auch auf Werke von einem oder mehreren Bänden."

Girardin: „Das haben Sie durch die Tatsache bewiesen, daß der »Esprit de l'histoire« öffentlich verkauft worden ist."

Bonaparte: „Gewiß, dieses Werk hatte keinen andern Zweck, als mir zu raten, die Rolle Moncks zu spielen."[2]

Lebrun: „Sobald ein Buch einen Taler kostet, kann man es getrost in den Handel bringen lassen."

Girardin: „Ihre Ansicht ist durch das Gedicht »La Pitié« bewiesen."

Lebrun: „Es hat nur den Tod seines Verfassers verschuldet."

Bonaparte: „Diese unbegrenzte Freiheit der Zeitungspresse würde sehr bald wieder zur Anarchie führen, besonders in einem Lande, wo noch alle Elemente dazu vorhanden sind, wo die Zahl der Besitzlosen durch die vermehrt worden ist, die einst viel besaßen, wo es

[1] Portalis hatte früher der royalistischen Partei angehört sich aber später der Sache der Republik gewidmet.

[2] Englischer Feldherr des 17. Jahrhunderts, der im Bürgerkriege eine große Rolle zuerst auf royalistischer, dann auf parlamentarischer Seite spielte. Durch Monck erhielt Karl II. seine Krone wieder.



Digitized by Google

weder im Klerus noch im Bürger- und Soldatenstand, noch in den Finanzen ein Amt gibt, das nicht zwei Inhaber, den ehemaligen und den neuen, hätte, kurz, wo in jeder Beziehung die früheren Eigentümer sich in Gegenwart der neuen Erwerber befinden. Erblicken Sie in dem Bilde, das ich Ihnen vor Augen führe, nichts als Gärungsstoffe der Revolution! In Wahrheit werden sie durch die Macht der Regierung zurückgehalten und die Ruhe, die man genießt, verdanken wir dem Umstande, daß nicht mehr konspiriert wird. Die Parteien zetteln keine Verschwörungen mehr an, denn ihr Erfolg ist unmöglich und die Bestrafung gewiß. Aber alle komplottieren! Das Ziel ihrer Komplotte bin ich, ich allein. Bourbonen, Terroristen, alle vereinigen sich, um mich zu ermorden! Zu meiner Verteidigung habe ich mein Glück, mein Genie und meine Garden. Meine Feinde wissen, daß so lange ich lebe, kein Versuch glücken kann, und dieser tiefen Ueberzeugung ist die Masse der Bürger Dank schuldig für eine Ruhe, die nicht einmal der auswärtige Krieg zu stören vermochte. Mit dieser Ruhe würde es aber bald vorbei sein, wenn ich den Parteigängern die Befugnis überließe, in den Zeitungen zu schreiben."

Lemercier: „Sie haben mich überzeugt. Von dem Augenblick an, wo die Verfasser der einbändigen oder mehrbändigen Werke nicht die stets beunruhigende Polizeizensur zu befürchten haben, finde ich, daß die Presse ihre ganze Freiheit bewahrt, deren sie bedarf, um zur Aufklärung beizutragen."

Bonaparte: „Man wundert sich, daß sich nicht der leiseste Schein von Widerspruch in den bestehenden



Digitized by Google

Behörden erhebt, und vielleicht sind Sie, Bürger Lemercier einer der ersten, die diese Beobachtung gemacht haben. Man meint, daß das von dem vollkommenen Mangel an Freiheit und von der Furcht käme, die jedes Mitglied dieser Behörden vor der Regierung habe. Da ist man jedoch vollkommen im Irrtum! Nein, es kommt daher, daß ein Widerspruch durchaus nicht volkstümlich wäre, daß man keinerlei Nutzen daraus zöge, wenn man von einer Regierung Schlechtes sagte, von der man überall nur Gutes hört. Man griffe sie erfolglos an, denn alle Bürger verteidigten sie. Fragen Sie die Mitglieder der Gesetzgebenden Körperschaft; sie kommen aus allen Gegenden der Republik herbei, und sie werden Ihnen sagen, daß überall die Einwohner glücklich und zufrieden sind und die Regierung segnen."

Girardin: „Die beste Regierung ist die, die am besten verwaltet, und die unsere tut dies."

Bonaparte: „Gewiß. Wenn ich aber aufhörte, meine Zeit in den Dienst der öffentlichen Sache zu stellen, wenn ich aufhörte, die Ratschläge der mich umgebenden klugen Männer zu hören und zu befolgen, wenn ich die Staatsschätze vergeuden ließe, mich meinen Launen hingäbe, kurz, wenn die Extravaganz in dem Charakter der Regierung die Oberhand gewönne, würden Sie sehr bald erkennen, daß das Geheimnis ihrer gegenwärtigen Kraft in ihrer Klugheit liegt. Sie würden plötzlich im Volke einen Widerspruchsgeist bemerken, und das Tribunat, die Gesetzgebende Körperschaft und der Senat würden die Vermittler sein. Diese Behörden, die Ihnen heute so schwach erscheinen, würden dann sehr mächtig sein. Man müßte entweder die Mißbräuche, die zur



Digitized by Google

Klage Anlaß geben würden, ändern, oder ganz unterliegen. Wie könnte ich ihnen widerstehen, wenn sie alles wiederholen würden, was sie auf den Straßen, in den Salons, in den Vorzimmern hörten und was die gewöhnliche Unterhaltung meiner Diener und Garden wäre? Die Zeit allein kann die öffentlichen Einrichtungen befestigen und dauerhaft machen! Es wird eine Zeit kommen, wo die Regierung und die Behörden genügend Sicherheit gewonnen haben und ein verschwenderischer Minister durch das Tribunat angeklagt, durch die Gerichte verurteilt und bestraft werden kann, ohne daß die Macht dadurch geschwächt wird."

Girardin: „Diese Zeit liegt noch in weiter Ferne. Wir brauchen und werden noch lange Zeit eine starke Regierung nötig haben. Sie ist zur Unterdrückung aller Parteien und zur Verteidigung gegen die Fremden unbedingt nötig."

Bonaparte: „Ohne Zweifel. Wäre sie nicht stark, so würde sie von den Ministern der fremden Mächte bis in die Tuilerien beschimpft werden; weil sie aber zu fürchten und sehr tätig ist, so scheitern an ihr alle Intrigen der Kabinette, und der Einfluß ihrer Hintermänner wird unschädlich gemacht. Das Ausland ist stets der Schürer unserer innern Zwistigkeiten gewesen, und die Engländer, jene Todfeinde des französischen Namens, haben mächtig an dem Sturze der alten Regierung mitgewirkt!"

Darauf zog sich der erste Konsul in den Ballsaal zurück.

Discours et opinions, journal et souvenirs de S. Girardin.



Digitized by Google

## Der Erste Konsul und Frau von Rémusat in Paris, Februar 1804.

Seit geraumer Zeit ging das Gerücht von einer aufsehenerregenden Verhaftung in Paris um. Als Frau von Rémusat sich am 17. Februar 1804 nach den Tuilerien begab, fand sie den Ersten Konsul im Zimmer seiner Frau. Josephine schien geweint zu haben; ihre Augen waren gerötet. Bonaparte saß neben ihr und hielt den kleinen Napoleon, Hortenses und Ludwigs Sohn, auf seinen Knien. Sein Blick war ernst, aber er schien nicht aufgeregt zu sein. Er spielte ohne Aufmerksamkeit mit dem Kinde.

Als Frau von Rémusat eintrat, rief er ihr entgegen: „Wissen Sie, was ich soeben getan habe?" Und auf die verneinende Antwort fuhr er fort: „Ich habe Befehl gegeben, Moreau zu verhaften."

Frau von Rémusat machte eine Bewegung.

„Ah! das erstaunt Sie!" rief er. „Das wird ein schöner Skandal werden, nicht wahr? Man wird nicht verfehlen zu behaupten, ich sei auf Moreau eifersüchtig, es sei nur Rache und tausend solche Erbärmlichkeiten. Ich und eifersüchtig auf Moreau! Du lieber Gott! Er verdankt mir den größten Teil seines Ruhmes. Ich überließ ihm eine schöne Armee und behielt in Italien nichts als Rekruten, denn ich wollte weiter nichts, als im guten Einvernehmen mit ihm leben. Ich fürchtete ihn sicher nicht! Ich habe überhaupt vor niemandem Furcht, und vor Moreau am allerwenigsten! Ich habe ihn so oft verhindert, eine Dummheit zu begehen, und



Digitized by Google

ihm im voraus gesagt, daß wir auseinanderkommen würden; er hat es ebenfalls gefühlt. Aber er ist schwach und eingebildet; er läßt sich von Weibern leiten[1], und die Parteien hetzen ihn auf . . ."

Bei diesen Worten hatte sich der Erste Konsul erhoben. Er näherte sich Josephine, faßte sie unterm Kinn und hob ihr Köpfchen mit den Worten: „Nicht jeder hat eine so gute Frau wie ich! Du weinst Josephine? Warum? Hast du Angst?"

„Nein, aber ich mag das Gerede nicht."

„Was willst du daran ändern?" Dann wandte er sich an Frau von Rémusat und sagte:

„Ich hege weder Haß noch den Wunsch nach Rache; ich habe mir alles wohl überlegt, ehe ich Moreau verhaften ließ. Ich hätte ein Auge zudrücken und ihm Zeit zur Flucht lassen können, dann aber hätte man behauptet, ich habe nicht gewagt, ihn vor den Richterstuhl zu stellen. Ich habe Mittel, ihn zu überführen; er ist schuldig, ich bin die Regierung! Das alles muß sich ganz einfach abspielen."

Mit diesen Worten verließ er die beiden Damen.

Mémoires de Madame de Rémusat.

[1] Moreau wurde von seiner Frau und seiner Schwiegermutter außerordentlich beherrscht.



Digitized by Google

## Der Erste Konsul und der Dichter Fontanes in Paris, 21. März 1804.

Am Tage nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien war man in den Tuilerien allgemein sehr niedergeschlagen. Die Stunde des Diners nahte. Außer den Personen, die ihr Dienst zur Tafel des Konsuls heranzog, waren noch Ludwig Bonaparte und seine Frau Hortense, Eugen Beauharnais, Herr von Caulaincourt, der General Hulin[1] und Frau von Rémusat geladen. Die Anwesenheit Hulins verwirrte alle anderen. Er aber machte ein vollkommen gleichgültiges Gesicht.

Der Erste Konsul schritt aus seinem Kabinett heraus zu Tisch. Er trug an diesem Tage keine gemachte Fröhlichkeit zur Schau. Im Gegenteil, während der ganzen Mahlzeit blieb er in tiefes Nachdenken versunken; auch die anderen verhielten sich still. Als er die Tafel aufhob, sagte er plötzlich wie als Antwort auf seine Gedanken:

„Wenigstens sehen sie, [die Royalisten] wessen wir fähig sind, und von nun an hoffe ich, daß man uns in Ruhe läßt!"

Darauf begab er sich in den Salon und sprach leise auf seine Frau ein. Kurz darauf kamen auch Joseph Bonaparte, Herr und Frau Baciocchi,[2] begleitet

---

[1] General Pierre Auguste Hulin, ein Genfer von Geburt, war 1803 zum Kommandeur der Konsulargarde ernannt worden und präsidierte als solcher am 21. März 1804 dem Kriegsgericht, das den jungen Herzog von Enghien zum Tode verurteilte.

[2] Elisa Bonaparte hatte sich im Jahre 1797 mit dem Fürsten Felice Baciocchi verheiratet.



Digitized by Google

von Herrn von Fontanes[1] an, und im Laufe des Abends erschienen noch Murat, der Polizeipräfekt Dubois, verschiedene Staatsräte und andere. Alle Gesichter schienen verstört. Die Unterhaltung war zuerst unbedeutend und wenig lebhaft; die Damen saßen schweigend da, und die Herren standen im Halbkreis um sie herum. Bonaparte ging von einer Ecke des Salons zur anderen auf und ab. Zuerst begann er mit Herrn von Fontanes eine halb literarische, halb historische Unterhaltung, wozu ihm einige ausgesprochene geschichtliche Namen Gelegenheit gegeben hatten. Er entwickelte seine Meinung über einige Könige und Feldherren Frankreichs. Er lobte Karl den Großen, behauptete, daß Frankreich stets unter dem Geschlechte der Valois im Verfall gewesen sei. Er drückte die Größe Heinrichs IV. herab, indem er meinte:

„Es fehlte ihm an Strenge. Ein Herrscher muß immer Gutmütigkeit vermeiden. Was will er? will er etwa seiner Umgebung beweisen, daß er ein Mensch wie ein anderer ist? Welcher Unsinn! Sobald ein Mann König ist, unterscheidet er sich von den anderen, und ich habe stets die wahre Politik Alexanders des Großen begriffen, der sich als von einem Gotte abstammend ausgab."

Und dann fügte Napoleon hinzu, Ludwig XIV. habe die Franzosen besser gekannt als Heinrich IV., beeilte sich jedoch, ihn als von den Geistlichen und einer alten Frau unterdrückt darzustellen, dabei seine Meinung ein wenig auf etwas vulgäre Art äußernd. Von da kam

[1] Der Schriftsteller Fontanes war mit der Familie Baciocchi, besonders mit Elisa, eng befreundet.



Digitized by Google

er auf einige Generale Ludwigs XIV. und auf die Militärwissenschaften im allgemeinen zu sprechen.

„Die militärische Wissenschaft," sagte er, „besteht vor allem in einer guten Berechnung aller Vorteile und ferner in der genauen, fast mathematischen Erwägung des Zufalls. Besonders in diesem Punkte darf man sich nicht irren, und der geringste Bruchteil mehr oder weniger kann alles verändern. Aber diese Teilung zwischen der Wissenschaft und dem Zufall kann nur in einem genialen Kopfe stattfinden, denn überall da, wo etwas geschaffen wird, braucht man Genie, und die größte Improvisierung des menschlichen Geistes ist sicher die, welche einer Sache Bestand verschafft, die keinen hat. Für mittelmäßige Geister wird daher der Zufall stets ein Geheimnis bleiben, während er für höhere zur Wirklichkeit wird. Turenne dachte nicht daran und besaß nichts als Methode. Ich glaube," fügte er lächelnd hinzu, „ich würde ihn geschlagen haben! Condé hatte schon mehr Ahnung davon. Aber bei ihm überwog das Ungestüm. Der Prinz Eugen (von Savoyen) ist einer von denjenigen, die den Zufall am meisten geschätzt haben. Heinrich IV. hat immer den Wagemut allem voran gesetzt; er hat nur Gefechte geliefert, wußte sich aber nicht aus einer geordneten Schlacht herauszuziehen. Daß man Catinat so sehr gerühmt, geschah mehr aus Demokratie; ich habe zum Beispiel da einen Sieg davongetragen, wo er geschlagen wurde. Die Philosophen haben seinen Ruf so gestaltet, wie sie ihn haben wollten, und das war um so leichter, als man von mittelmäßigen, durch unvorhergesehene Umstände in ein gewisses Licht gesetzten Leuten alles



Digitized by Google

sagen kann, was man will. Um ein wirklich großer Mann, welcher Art es auch sei, zu sein, muß man auch wahrhaft einen Teil seines Ruhmes improvisiert haben und sich vor allem über die Ereignisse zu stellen wissen, die man verursacht hat. Cäsar z. B. hat bei mehreren Gelegenheiten eine Schwäche gezeigt, die mir Mißtrauen gegen das Lob einflößt, welches die Geschichte ihm zollt. Herr von Fontanes, Ihre Freunde, die Historiker, sind mir oft verdächtig, sogar Ihr Tacitus gibt keinerlei Aufklärung. Er schließt nach gewissen Resultaten, ohne jedoch auf die Wege hinzuweisen, die verfolgt worden sind. Er ist, glaube ich, ein sehr geschickter Schriftsteller, aber durchaus kein Staatsmann. Er beschreibt uns Nero als einen abscheulichen Tyrannen und sagt uns fast zur selben Zeit, als er uns beschreibt, mit welcher Freude Nero Rom verbrannte, daß das Volk ihn außerordentlich liebte. Das alles ist nicht deutlich. Glauben Sie mir, wir lassen uns ein wenig von unseren Schriftstellern, die uns die Geschichte je nach der persönlichen Neigung ihres Geistes fabrizieren, an der Nase herumführen. Wissen Sie aber, von wem ich eine gut geschriebene Geschichte lesen möchte? Vom König von Preußen, vom Großen Friedrich! Ich glaube, daß er einer von denjenigen gewesen, die ihren Beruf in jeder Hinsicht am besten verstanden haben. Die Damen freilich," wandte er sich an die anwesenden Hofdamen, „werden nicht meiner Ansicht sein und sagen, er sei trocken und selbstsüchtig gewesen. Darf jedoch ein Staatsmann gefühlvoll sein? Ist er nicht eine vollkommen für sich stehende Persönlichkeit, einerseits immer allein, anderseits immer mit



Digitized by Google

der Welt? Sein Fernglas ist seine Politik, er muß nur darauf achtgeben, daß es die Dinge in nichts verkleinert noch vergrößert. Und während er die Gegenstände mit Aufmerksamkeit beobachtet, muß er gleichzeitig darauf bedacht sein, die Fäden, die er in seiner Hand hält, zu bewegen. Der von ihm geführte Wagen ist oft mit ungleichen Pferden bespannt; urteilen Sie selbst, ob er sich erlauben kann, gewisse Uebereinstimmungen der für das gemeinsame Wohl der Menschen oft so wichtigen Gefühle zu schonen! Kann er z. B. die Blutsbande, Neigungen und kindische Rücksichten der Gesellschaft in Betracht ziehen? Und wie oft muß er in seiner Lage Handlungen begehen, die mit dem Ganzen nichts zu tun haben, die man tadelt, obwohl sie zu dem großen Werke beitragen müssen, von dem die Allgemeinheit nichts gewahrt! Eines Tages aber werden diese Handlungen die Schöpfung des ungeheuren Kolosses beenden, der der Nachwelt Bewunderung entreißt. Oh, ihr Unglücklichen! Ihr haltet euer Lob zurück, weil ihr fürchtet, daß die Bewegung jener ungeheuren Maschinen auf euch dieselbe Wirkung haben möchte wie auf Gulliver, der, wenn er einen Schritt tat, die Liliputaner zertrat. Geht in euch, schreitet der Zeit voraus, erweitert eure Phantasie, schaut vorwärts, und ihr werdet sehen, daß jene großen Persönlichkeiten, die ihr für heftig, grausam und was weiß ich alles haltet, nichts weiter als Politiker sind! Sie kennen sich, sie beurteilen sich besser als ihr, und sind sie wirklich geschickt, so wissen sie auch ihre Leidenschaften zu beherrschen, denn sie gehen soweit, daß sie deren Wirkungen berechnen."



Digitized by Google

Napoleon hatte während des Sprechens nicht aufgehört, im Zimmer auf und ab zu gehen. Plötzlich unterbrach er seinen Gedankengang und befahl Herrn von Fontanes, Auszüge aus dem Briefwechsel Drakes vorzulesen, die sich alle auf die Verschwörung bezogen.

Als Fontanes fertig war, sagte der Erste Konsul:

„Da haben wir die Beweise, an denen nicht zu zweifeln ist. Jene Leute wollten Unordnung in Frankreich säen und die Revolution in meiner Person töten; ich mußte sie verteidigen, mußte sie rächen! Ich habe also gezeigt, wessen sie fähig ist. Der Herzog von Enghien konspirierte wie ein anderer und wurde daher auch wie jeder andere behandelt. Uebrigens ist dies alles ohne Vorsicht, ohne Kenntnis des Terrains angezettelt worden. Ein paar dunkle Korrespondenten, ein paar alte abergläubische Weiber haben geschrieben, und man glaubte ihnen. Die Bourbonen werden stets nur alles durch das Oeil de boeuf[1] sehen und fortwährend nur in Illusionen leben. Die Polignacs zweifelten nicht einen Augenblick daran, daß ihnen alle Pariser Häuser offen ständen, und als sie kamen, wollte kein einziger Adliger sie aufnehmen. All diese Wahnwitzigen suchen mich zu töten, ohne daß sie Vorteile daraus ziehen können, denn sie würden gereizte Jakobiner an meine Stelle setzen. Die Zeiten der Etiquette sind vorüber, aber die Bourbonen können sich nicht davon freimachen. Sollten sie wirklich zurückkehren, so wette ich, daß dies das erste ist, womit sie sich beschäftigen. Ah! es wäre etwas anderes, wenn man sie wie Heinrich IV. blut-

[1] So nannte man das Wartezimmer der Hofkavaliere der Bourbonen, in welchem aller Hofklatsch erzählt wurde.



Digitized by Google

und staubbedeckt auf einem Schlachtfelde gesehen hätte! Mit einem aus London datierten und Louis unterzeichneten Briefe erobert man kein Königreich zurück! Und doch stellt ein solcher Brief gewisse Unvorsichtige bloß, die ich gezwungen bin, zu bestrafen, obwohl sie mir leid tun. Ich habe Blut vergossen, ich mußte es. Ich werde vielleicht noch mehr vergießen; aber ohne Zorn, ganz einfach nur, weil ein Aderlaß der politischen Heilkunde nötig erscheint. Ich bin der Mann des Staates, ich bin die französische Revolution und wiederhole, daß ich sie schützen werde!"

Nach diesen letzten Worten verabschiedete Bonaparte alle Anwesenden; jeder zog sich zurück, ohne einen Meinungsaustausch zu wagen.

Mémoires de Madame de Rémusat.

## Der Kaiser Napoleon und Herr und Frau von Rémusat in Paris, Mai 1804.

Wenige Tage nachdem Napoleon den Kaiserthron bestiegen, sprach er sich über seine neue Lage ziemlich offen gegen Herrn und Frau von Rémusat aus.

Ich sehe ihn noch — erzählt Frau von Rémusat — in der Fensternische in einem der Salons in Saint-Cloud rittlings auf einem Stuhle sitzend, das Kinn auf die Stuhllehne gestützt, während Madame Bonaparte einige Schritte von ihm entfernt auf einem Sofa Platz genommen hatte. Ich saß vor ihm, und Herr von Rémusat stand hinter meinem Sessel. Napoleon hatte lange geschwiegen, plötzlich ergriff er das Wort.



Digitized by Google

„Sie haben mir," wandte er sich an mich, „also den Tod des Herzogs von Enghien sehr übelgenommen?"

„Allerdings, Sire, und heute noch grolle ich Ihnen. Wie es mir scheint, haben Sie sich dadurch sehr geschadet."

„Wissen Sie aber auch, daß er nur darauf wartete, bis man mich umgebracht hätte?"

„Das kann sein, Sire, aber er war doch nicht in Frankreich."

„Ach, es schadet durchaus nichts, wenn man sich von Zeit zu Zeit einmal als Herrn bei den andern zeigt."

„Sire, sprechen wir nicht mehr davon, denn Sie machen mich weinen."

„Ach, die Tränen! Die Frauen haben nur diese Zuflucht. Genau wie Josephine; sie glaubt, alles sei gewonnen, wenn sie weint. Nicht wahr, Herr von Rémusat, die Tränen sind das wichtigste Argument der Frauen?"

„Sire," antwortete mein Mann, „es gibt solche, die man nicht tadeln kann."

„Ah! ich sehe, auch Sie nehmen die Sache ernst. Das ist übrigens ganz einfach; Ihnen ist die Erinnerung etwas wert, Sie haben andere Zeiten gesehen. Meine Erinnerung reicht jedoch nur bis zu jener Zeit, in der ich anfing, etwas zu werden. Was ist ein Herzog von Enghien für mich? Ein Emigrant, bedeutender als andere, das ist alles; aber das genügt, um gegen ihn einen derberen Schlag zu führen. Hatten die verrückten Royalisten nicht das Gerücht verbreitet, ich würde den Bourbonen ihren Thron zurückgeben? Die Jakobiner befürchteten es sehr, und Fouché ist einmal gekommen,



Digitized by Google

um mich in ihrem Auftrage über meine Absichten auszufragen. Seit zwei Jahren ist mir die Gewalt auf so natürliche Weise in die Hand gegeben worden, daß man manchmal im Zweifel sein konnte, ob ich wirklich ernstlich Lust gehabt hätte, sie offiziell zu empfangen. So habe ich auch gedacht, es sei meine Pflicht, Nutzen daraus zu ziehen und die Revolution rechtmäßig zu beenden. Und darum zog ich das Kaisertum der Diktatur vor, weil man sich dadurch, daß man sich in ein bekanntes Gebiet setzt, rechtfertigt. Anfänglich wollte ich die beiden Parteien, die ich bei meiner Machterhebung im Kampf miteinander liegend fand, versöhnen. Ich dachte, indem ich durch dauernde Einrichtungen die Ordnung begründete, sie von ihren phantastischen Unternehmungen abzubringen. Die Parteien lassen sich jedoch nicht so leicht entmutigen, solange sie sehen, daß man sie fürchtet, und man hat stets den Anschein, sie zu fürchten, solange man sucht, sie miteinander zu versöhnen. Schließlich kann man bisweilen mit Gefühlen fertig werden: mit Meinungen niemals! Ich begriff also, daß ich z w i s c h e n ihnen keinen Pakt schließen konnte, wohl aber m i t ihnen zu meinem Vorteil. Das Konkordat, die Streichungen von der Emigrantenliste haben mich den Emigranten näher gebracht, und bald werde ich ihnen ganz nahe sein, denn Sie werden sehen, wie die Hofetikette sie anzieht. Mit der Sprache, die an die alten Gewohnheiten erinnert, gewinnt man den Adel; die Jakobiner jedoch wollen Taten sehen. Sie lassen sich nicht durch Worte fangen. Meine notwendige Strenge hat sie befriedigt. Nach dem 3. Nivôse,[1]

[1] Attentat der Höllenmaschine.



Digitized by Google

nebenbei bemerkt, im Augenblick einer ganz royalistischen Verschwörung, habe ich eine große Anzahl Jakobiner verbannt. Sie wären im Recht gewesen, sich zu beklagen, wenn ich diesmal nicht eine so energische Maßnahme ergriffen hätte. Sie alle haben geglaubt, daß ich grausam, blutdürstig werden würde, aber Sie haben sich getäuscht. Ich kenne keinen Haß und bin nicht fähig, etwas aus Rache zu tun. Ich entferne das, was mich stört, und wenn es sein muß, können Sie mich morgen selbst Georges[1] verzeihen sehen, der schlecht und recht mit der Absicht kam, mich zu ermorden.

„Wenn man erst sehen wird, wie diesem Ereignis die Ruhe folgt, wird man mir nicht mehr grollen und nach einem Jahre den Tod des Herzogs von Enghien als eine große politische Handlung betrachten. Allerdings hat er mich gezwungen, die Krise abzukürzen, denn das, was ich getan, sollte erst heute in zwei Jahren geschehen. Ich rechnete, das Konsulat noch zwei Jahre lang zu bewahren, obgleich diese Regierungsform durchaus mit den Dingen im Widerspruch stand, und die Unterschriften, die ich unter alle meine Gewaltakte setzte, eine ununterbrochene Lüge waren. Wir würden jedoch, Frankreich und ich, noch eine Zeitlang unsern Gang gemacht haben, weil es Vertrauen zu mir hatte und alles wollte, was ich wollte. Aber diese Verschwörung gedachte Europa in Bewegung zu bringen; man mußte daher Europa und die Royalisten von ihrem Irrtum überzeugen. Ich hatte zwischen einer Verfolgung im

[1] Georges Cadoudal, vergleiche die Anmerkung auf Seite 95.



Digitized by Google

einzelnen und einem großen Schlag zu wählen; meine Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. Ich habe also für immer die Royalisten sowohl wie die Jakobiner zum Schweigen gebracht. Bleiben noch die Republikaner, jene querköpfigen Grübler, die meinen, man könne eine Republik auf einer ehemaligen Monarchie errichten, und Europa ließe uns ruhig eine bundesmäßige Regierung von 20 Millionen Menschen gründen. Sie, sie werde ich nie für mich gewinnen, aber ihre Zahl ist gering, und sie genießen kein besonderes Ansehen. Ihr Franzosen, Ihr liebt die Monarchie, das ist die einzige Regierung, die Euch zusagt. Ich wette, Herr von Rémusat, daß Sie sich hundertmal wohler fühlen, seit Sie mich »Sire« nennen und ich Sie »Monsieur« anrede?"

Da in dieser Beobachtung etwas Wahres lag, lachte mein Mann und antwortete, daß ihn [Napoleon] die souveräne Macht sehr gut kleide.

„Wahrhaftig," nahm der Kaiser, dessen gute Laune anhielt, wieder das Wort, „ich glaube, ich würde sehr schlecht gehorchen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß wir, Herr von Cobenzl und ich, zur definitiven Abschließung des Friedens von Campo Formio in einem Saale zusammenkamen, wo man nach österreichischer Sitte über einem Sessel einen Baldachin errichtet hatte, der den Thron des Kaisers von Oesterreich darstellen sollte. Als ich den Saal betrat, fragte ich, was das bedeute, und sagte nachher zu dem österreichischen Gesandten: „Ehe wir beginnen, lassen Sie diesen Sessel da wegnehmen, denn ich habe niemals einen Sitz gesehen, der höher als die andern war, ohne daß mich die Lust anwandelte, mich darauf zu setzen." — Wie Sie sehen, hatte ich



Digitized by Google

schon damals das Vorgefühl von dem, was mir eines Tages begegnen würde.

„Ich habe mir jetzt eine große Leichtigkeit in der Verwaltung von Frankreich angeeignet, so daß wir uns gegenseitig nicht täuschen. Talleyrand wollte, daß ich mich zum König mache; dies Wort stammt aus seinem Wörterbuch. Er sah sich schon wieder als Grandseigneur unter einem Könige. Aber ich will nur Grandseigneurs, die ich selbst geschaffen. Dann ist auch der Titel »König« verbraucht; er bringt alte Ideen mit sich und hätte aus mir eine Art Erbe gemacht. Ich will von niemand abstammen oder abhängen! Der Titel, den ich trage, ist größer, er ist noch ein wenig unerklärlich und wirkt auf die Einbildung. Die Revolution also ist beendet, und ich rühme mich dessen ein ganz klein wenig. Wissen Sie weshalb? Weil sie kein Interesse an den unrechten Platz gestellt hat und viele andere erregt. Man muß stets Eure Eitelkeit in Atem erhalten; die Strenge der republikanischen Regierung würde Euch zu Tode gelangweilt haben. Was hat die Revolution ins Leben gerufen? Die Eitelkeit! Wodurch ist sie beendet worden? Wiederum durch die Eitelkeit! Die Freiheit ist nur ein Vorwand. Die Gleichheit ist Euer Steckenpferd, und das Volk ist zufrieden, einen Mann zum Fürsten erwählt zu haben, der aus den Reihen der Soldaten hervorgegangen. Männer wie der Abbé Sieyès", fügte er lachend hinzu, „können immerhin schreien: Despot! Meine Macht wird stets populär bleiben. Ich habe heute das Volk und die Armee für mich; wer unter solchen Bedingungen nicht regieren könnte, wäre sehr dumm."



Digitized by Google

Nach diesen Worten erhob sich Bonaparte. Bis dahin war er sehr aufgeräumt gewesen; seine Stimme, sein Gesicht, seine Gesten, alles an ihm war durch eine ermutigende Einfachheit vereint. Er lächelte, sah uns lächeln und amüsierte sich über die Bemerkungen, die wir ab und zu machten. Kurz, er hatte es vermocht, daß wir uns alle sehr wohlfühlten. Als wenn er jedoch plötzlich seine Rolle als Biedermann ausgespielt hätte, ward sein Gesicht augenblicklich ernst, er erhob seinen strengen Blick, unter dem seine kleine Gestalt zu wachsen schien, und erteilte Herrn von Rémusat ich weiß nicht was für einen unbedeutenden Befehl mit der ganzen Trockenheit eines absoluten Herrschers, der keine Gelegenheit vorübergehen lassen will, zu befehlen, wenn er etwas verlangt.

Mémoires de Madame de Rémusat.

## Der Kaiser Napoleon und der General Rapp in Paris, Juni 1804.

Georges Cadoudal und seine Mitschuldigen waren verurteilt worden. Die Kaiserin Josephine hatte bei Napoleon ein gutes Wort für die beiden Polignacs eingelegt, Murat war für Herrn von Rivière eingetreten und der General Rapp nahm es auf sich, für den ehemaligen Schweizermajor von Rousillon beim Kaiser um Gnade zu bitten.

Es war sieben Uhr morgens. Napoleon befand sich bereits mit seinem Leibarzt Corvisart in seinem Arbeitskabinett, als sich der General Rapp melden ließ.



Digitized by Google

„Sire," begann er, als er vorgelassen wurde; „es ist noch nicht lange her, daß Eure Majestät sich zum Vermittler der Schweiz gemacht haben.[1] Sie wissen, nicht alle Schweizer waren gleichmäßig zufrieden; besonders die Berner . . . Es bietet sich eine Gelegenheit, ihnen zu beweisen, daß Sie groß und edelmütig sind. Einer ihrer Landsleute soll heute hingerichtet werden. Er gehört zu den Besten seines Landes, und Ihr Gnadenakt wird sicherlich viel Aufsehen erregen und Ihnen viele Freunde erwerben."

„Wer ist dieser Mann? Wie heißt er?"

„Rousillon."

Bei Nennung dieses Namens wurde Napoleon zornig.

„Er ist gefährlicher als Georges selbst!" rief er.

„Ich weiß, was Eure Majestät mir sagen wollen; aber die Schweizer, seine Familie, seine Kinder werden Sie segnen. Begnadigen Sie ihn, nicht um seiner selbst willen, sondern um so vieler tapferer Leute willen, die durch seine Dummheiten genug gelitten haben!"

„Hören Sie?" sagte der Kaiser zu Corvisart gewendet, und gleichzeitig riß er Rapp die Bittschrift aus den Händen, überflog sie und gab sie ihm mit demselben Ungestüm zurück, indem er hinzufügte:

„Schicken Sie sofort einen Kurier ab, damit die Hinrichtung aufgehoben werde!"

Rousillon wurde mit seinen Mitschuldigen noch einige Zeit gefangen gehalten und erhielt später seine Freiheit.

Mémoires du Général Rapp.

[1] Anspielung auf die am 19. Februar 1803 unterzeichnete Mediationsakte der Schweiz.



Digitized by Google

## Der Kaiser Napoleon und der Staatsrat Miot de Mélito in Paris, Juli 1804.

Sonntag, den 8. Juli 1804 war der Kaiser von Saint-Cloud nach Paris gekommen, um eine große Parade abzunehmen und den auswärtigen Gesandten, die ihre neuen Kreditive vorlegten, Audienz zu erteilen. Zu dieser feierlichen Audienz hatte man alle ehemaligen Formen der Etikette von Versailles eingeführt, und Herr von Ségur, der erst kürzlich zum Großzeremonienmeister ernannt worden war, gab sich die größte Mühe, daß dieser Tag ohne Zwischenfall ablief. Auch der Staatsrat Miot de Mélito, der eben aus Boulogne gekommen, wo Joseph Bonaparte sich als Oberst eines Regiments aufhielt, war anwesend. Als ihn der Kaiser unter seinen Kollegen gewahrte, schritt er freudig überrascht auf ihn zu, fragte ihn nach seiner Reise und seinem Bruder und bestellte ihn für den nächsten Tag nach Saint-Cloud zu einer Privatunterredung.

Ich begab mich, erzählt Miot, am 9. Juli früh neun Uhr nach Saint-Cloud und hatte mit ihm eine lange Unterredung, deren Hauptinhalt ich hier wiedergeben will.

Gleich anfangs verkündete mir der Kaiser, daß er es für nötig erachte, wieder ein Polizeiministerium einzurichten,[1] er habe jedoch ganz neue Ideen dafür.

„Ich will," sagte er, „das ganze Gebiet der Republik unter vier Staatsräte verteilen, und zu einem von ihnen habe ich Sie bestimmt. Ich glaube, heute

[1] Vergleiche die Unterhaltung auf Seite 162, besonders den Abschnitt Seite 164.



Digitized by Google

in dreißig Jahren wird es unmöglich sein, daß Frankreich ohne ein Polizeiministerium auskommt, und dem muß vorgebeugt werden. Aber ich beabsichtige, diesen Teil der Verwaltung in ganz anderem Sinne zu leiten als es bis jetzt der Fall war; ich gedenke es sogar ganz anders zu nennen. Durch die von mir geplante Einrichtung will ich die wahrheitsgetreuesten und genauesten Mitteilungen über die Meinungen in den Departements erhalten, will ich wissen, aus was für Männern die Tribunale, die Verwaltungsbehörden und die Wahlkollegien zusammengesetzt sind. Kurz, man beschäftigt sich augenblicklich in Frankreich eifrig mit der materiellen Statistik, ich aber will die moralische Statistik haben. Sie können mir in der Ausführung meines Planes nützlich sein, und deswegen habe ich mein Auge auf Sie geworfen."

Als er meine Zustimmung erhalten und er mir die Versicherung gegeben hatte, daß ich durchaus nichts mit der Geheimpolizei zu tun haben würde, nahm der Kaiser die Unterhaltung von neuem auf und teilte mir mit, daß er daran gedacht habe, Fouché an die Spitze des Ministeriums zu stellen. „Dieser Mann," sagte er, „hat mir bedeutende Dienste erwiesen; er ist mit den polizeilichen Angelegenheiten aufs beste vertraut und besitzt weitgehende Kenntnisse auf diesem Gebiete."

„Zweifellos," erwiderte ich, „kann man nicht leugnen, daß Fouché dieses Lob Eurer Majestät verdient; aber sein Name ist außerordentlich gefürchtet, und das würde die öffentliche Meinung verletzen."

„Wenn ich Ihnen jedoch," entgegnete der Kaiser, „einen andern Staatsrat nenne, der die gleichen Ge-



Digitized by Google

sinnungen hat wie Sie, z. B. Dauchy, Pelet de la Lozère, Bigot de Préameneu, so würden diese beiden Ernennungen die Wahl Fouchés und die Fortsetzung der Amtstätigkeit Réals mäßigen.[1] Dieser soll auch einer von den vier Staatsräten sein."[2]

Als er meine Beobachtungen verworfen und sich für Pelet de la Lozère entschieden hatte, mit dem im Amte zu sein ich mich nur freuen konnte, nahm das Gespräch eine andere Wendung. Der Kaiser führte es auf meine Reise nach Boulogne zurück. Er fragte mich neugierig nach dem Verhalten seines Bruders aus. Nachdem ich verschiedenes von Joseph mitgeteilt und meine Rede mit Lobsprüchen begleitet hatte, beklagte er sich darüber, daß der Prinz Joseph gegen die Ereignisse in Paris opponiert und republikanische Sitten und Gewohnheiten herausgesteckt habe, gerade in einem Augenblick, wo er, Napoleon, hätte hoffen sollen, daß er von seinem Bruder bei den großen stattgefundenen Veränderungen unterstützt werde.

„Glaubt er etwa," rief der Kaiser, „glaubt er etwa, daß ich diese Veränderung für mich getroffen habe? Daß mir an diesen Titeln, die er verachtet, so viel liegt? Daß ich nicht wie er die wahren Verdienste und den wahren Wert schätze? Ich habe mir diese Titel nur beigelegt, um in Europa Einkehr zu halten. Man muß auf die Einbildungskraft der Völker durch die Mittel wirken, die den größten Einfluß auf sie haben.

[1] Der Staatsrat Réal ward infolge der Geschicklichkeit, die er in der Angelegenheit Pichegrus und Georges' bewiesen hatte, dem Polizeiministerium beigeordnet.

[2] Der vierte Staatsrat war der Polizeipräfekt Dubois; er hatte jedoch nur das Seinedepartement unter seinen Befehlen.



Digitized by Google

Ist es nicht ein schönes Resultat, bis zu jener Höhe gelangt zu sein, wie ich; sich von Königen mit »mein Bruder« anreden zu lassen, von Kurfürsten in ihren Briefen allen »Respekt« zu fordern und zu erhalten? Und Joseph, anstatt alle diese Vorteile der neuen Ordnung zu empfinden, verbringt seine Zeit mit Schreiben von philosophischen Briefen an Regnault[1] und Jourdan.[2] An Jourdan! Glaubt er etwa, sich auf den verlassen zu können und in ihm eines Tages eine Stütze zu finden? Er soll sich nur nicht täuschen! Joseph trägt einen Namen, der weder den Anhängern der Bourbonen, noch den Schreckensmännern angenehm sein kann. Er wird nirgends eine Stütze finden. Nach mir entweder der Thron oder das Nichts! Mir hingegen schreibt er trockene Briefe, die mir Schmerz bereiten. Das kommt aber daher, weil er im Grunde nicht so gut ist wie ich. In Wahrheit bin ich nur im ersten Augenblick heftig, im nächsten aber schon wieder versöhnlich gestimmt; Joseph hingegen ist nachtragender."

Ich antwortete auf diese Klagen mit großer Vorsicht und versicherte dem Kaiser, daß kein Mensch ihm mehr zugetan sei als sein Bruder. Die Verschiedenheit der Meinungen, die sich zwischen ihnen bekundete, sei durchaus nicht so ausgesprochen, als er vermute, und käme hauptsächlich von ihrer beiderseitigen Entfernung her. Da sie beide geschaffen wären, sich immer zu lieben, würde eine Stunde freundschaftlichen Beisammenseins alle Meinungsverschiedenheiten, die nur durch die Abwesenheit entstanden wären, aufheben.

[1] Regnault de Saint-Jean d'Angely, Staatsrat.
[2] Jean Baptiste Jourdan, Marschall von Frankreich.



Digitized by Google

Der Kaiser erwiderte, daß er an meiner Sprache die wahren Freunde seines Bruders erkenne. Er selbst habe sich nicht über die Gefühle zu beklagen, die sie bei verschiedenen Gelegenheiten an den Tag gelegt, aber er könne noch immer nicht verstehen, wie sein Bruder trotz dieser Freunde, denen er das größte Vertrauen entgegenbrächte, stets ihren Ratschlägen entgegen handle. Diese Beobachtung veranlaßte den Kaiser, mit mir von der Weigerung Josephs, vor einigen Monaten die Stelle des Kanzlers im Senat anzunehmen, zu sprechen.

„Ich hatte," sagte er, „alles vorbereitet, um ihn in den Luxembourg zu bringen und durch diese Würde ihn die erste Stufe seiner jetzigen Stellung erklimmen zu lassen. Mit Willen habe ich, um mein Spiel zu maskieren und um niemand zu erschrecken, ihm die Prätoren vorangestellt. Sie wissen, was er damals getan hat; Sie kennen die Reden, die er bei sich und in demselben Luxembourg gehalten hat, nach welchem er heute wieder zurückgekehrt ist und zwar in derselben Eigenschaft, die er damals verwarf.[1] Seine Weigerung hat mich gezwungen, ihn ins Heer eintreten zu lassen; zwar eine seltsame Idee, aber es war das einzige Mittel, das mir blieb. Uebrigens ist der Schaden nicht groß. Heute in dreißig Jahren brauchen wir einen Soldaten, um Frankreich zu regieren; und Joseph hatte es nötig, einer zu werden. Jetzt wenigstens weiß er, was es bedeutet; die Achselstücke erschrecken ihn nicht mehr.

[1] Als Großwahlherr mußte Joseph bei gewissen Gelegenheiten dem Senate vorstehen, und dieses Amt hatte in der Tat viel Aehnlichkeit mit dem eines Kanzlers des Senats.



Digitized by Google

Er könnte zu Pferde steigen und ebenso wie ein anderer befehligen. Er soll diesen Beruf fortsetzen, sich einen militärischen Rang, eine tüchtige Wunde und einen guten Ruf erwerben! Es ist nicht so schwer, wie Sie glauben. Ich will für ihn tun, was ich für Moreau getan habe: ich werde ihm mehr Truppen geben, als der Feind hat; ich werde ihn nur mit den leichtesten Dingen beauftragen und das übrige auf mich nehmen. Auf diese Weise kann er eine Schlacht gewinnen, und dann ist er auf der Höhe aller Befehlshaber."

Gegen diesen letzten Gedanken erhob ich laut Einspruch. „Ich glaube nicht," sagte ich zum Kaiser, „daß der Prinz Joseph noch in seinem Alter[1] daran denken kann, ernstlich die militärische Laufbahn einzuschlagen und sich durch sie Ruhm zu erwerben. Es gibt heute zu viel wahren militärischen Ruhm, als daß man hoffen könnte, ihn auf so leichte Weise zu erwerben. Was im Anfang der Revolution möglich war, ist jetzt unmöglich. Der Platz des Prinzen Joseph ist naturgemäß an der Spitze der Zivilverwaltung; dort allein gehört er hin, und obgleich ich mir einen guten Erfolg von seinem Aufenthalt im Lager verspreche, so ist doch sein wahrer Posten, wie ich glaube, die Präsidentschaft des Senats und der Räte."

„Deshalb," unterbrach mich der Kaiser, „ist es meine Absicht, ihn sofort zurückzurufen und ihn in die Stellung einzusetzen, die ihm zukommt."

Endlich, nachdem er die Zuneigung, die er für seinen Bruder stets empfunden, und die Vorliebe, die

[1] Joseph war zu jener Zeit 36 Jahre alt.



Digitized by Google

er immer für ihn gehabt, nochmals beteuert hatte, entließ er mich.

Mémoires du Comte Miot de Mélito.

## Der Kaiser Napoleon und Frau Campan in den Tuilerien, 1804.

Eines Tages sagte Napoleon zu Frau Campan in den Tuilerien:

„Ich kenne keine andern Titel als persönliche; um so schlimmer für die, welche keine haben. Die Männer, die mich umgeben, haben sie sich auf dem Felde der Ehre erworben; sie haben bewiesen, was sie können. Im Sittlichen allein findet sich wahrer Adel! Ich habe keine Partei ergriffen; das Verdienst allein entscheidet meine Wahl, und ich mache mich zum Vormund des Talents."

Journal anecdotique de Madame Campan.

## Der Kaiser und der Minister des Innern, Graf Chaptal, in Malmaison, 1805.

Der Kaiser liebte es, daß man ihm sofort gehorchte, und gestattete keinen Grund des Aufschubs. Er befahl Denkmäler und bedeutende Arbeiten und ließ oft damit beginnen, ehe noch der Plan dazu völlig entworfen war.

Eines Tages sagte er im Garten von Malmaison zum Minister des Innern, dem Grafen Chaptal:



Digitized by Google

„Ich habe die Absicht, aus Paris die schönste Stadt der Welt zu machen. Ich will, daß es in zehn Jahren zwei Millionen Einwohner hat."

„Man improvisiert keine Bevölkerung," entgegnete Chaptal. „Ohne Zweifel kann ein großer Herrscher, der seine Residenz auf einen gewissen Punkt verlegt, um den sich die Hauptverwaltungen gruppieren, der zahlreiche Einrichtungen zur Förderung der Künste, der Wissenschaften und des Handels gründet, auf diesem Punkt eine große Bevölkerung anhäufen, aber das allein genügt noch nicht, um zwei Millionen Einwohner zusammen zu bekommen. Dazu bedarf es großer Leichtigkeit für die Verproviantierung, Absatzwege für die Produkte der Industrie, und von alledem gibt es nichts in Paris. Unsere Hauptverproviantierung geschieht durch einen Fluß, der während dreier Monate im Winter und dreier Monate im Sommer nicht schiffbar ist. Paris steht stets vor dem Augenblick, an dem es ihm an Subsistenzmitteln fehlt. In der Halle gibt es niemals mehr als 5000 Säcke Mehl täglich; und davon sind 2000 für den täglichen Gebrauch nötig. Ludwig XIV., der wohl wußte wie es stand, hatte eine große Idee gefaßt, er wollte nämlich einen Teil der Loire in die Seine leiten. Dadurch würde die Seine zehn Monate im Jahr schiffbar, und der zwischen Orléans und dem Gebirge von Velay gelegene Teil Frankreichs lieferte alle seine Erzeugnisse nach Paris. Gegenwärtig jedoch kann Paris kaum eine Million Einwohner ernähren. Die Existenz einer größeren Anzahl sähe sich jeden Augenblick aufs Spiel gesetzt. Ueberlassen Sie den Zuwachs der Bevölkerung sich selbst; er wird sich so entwickeln,



Digitized by Google

wie er sich entwickeln muß. Paris bietet den reichen Leuten genug Lockspeise und dem Arbeitsmann genügend Hilfsquellen, so daß sich die Regierung nicht hineinzumischen braucht."

„Gut! Ich lasse die Gründe gelten, aber ich will für Paris etwas Großes und Nützliches tun. Wie denken Sie darüber?"

„Verschaffen Sie Paris Wasser."

„Bah! Wasser! Es gibt mehrere Brunnen und einen großen Fluß in Paris."

„Es ist allerdings wahr, daß Brunnen und ein großer Fluß in Paris fließen, aber es ist nicht weniger wahr, daß man dort das Wasser in Flaschen verkauft. Und das Volk bezahlt eine ungeheure Wassersteuer, denn jede Familie braucht täglich eine Tracht Wasser, was, da jede Tracht 2 Sous kostet, 36 Francs im Jahre ausmacht. Und Sie haben heute weder öffentliche Brunnen, noch Schwämmen, noch Mittel, die Straßen zu waschen."

„Welche Mittel schlagen Sie vor, um Paris mit Wasser zu versorgen?"

„Ich schlage Ihnen zwei vor: erstens drei Feuerpumpen zu 40 HP. bauen und die eine im Zentrum von Paris, die andern beiden außerhalb der Stadt aufstellen zu lassen. Für die Kosten kommt die Stadt auf, zu welchem Zwecke sie von den Einwohnern eine geringe Gebühr erhebt. Der zweite Vorschlag besteht darin, daß man den Ourcq nach Paris leitet. Dieser zweiundzwanzig Meilen von Paris fließende Fluß ergießt sich in die Marne, diese mündet in die Seine, so daß der Ourcq mit Leichtigkeit bis oberhalb von



Digitized by Google

La Villette geleitet werden kann, von wo aus sich seine Gewässer über Paris verbreiten."

„Gut!", erwiderte Napoleon; „ich nehme diesen Vorschlag an. Lassen Sie Herrn Gauthey holen[1] und sagen Sie ihm, er solle morgen 500 Leute nach La Villette schicken, um den Kanal zu graben."[2]

Comte Chaptal, Mes souvenirs sur Napoléon.

## Der Kaiser Napoleon und Graf Comeau de Charry in Bayern, 1805.

Der ehemalige Regimentskamerad Napoleons und Emigrant, Sébastien Joseph de Comeau de Charry, der sich später als Offizier in der Armee Condés hervorgetan hatte, war vom Kurfürsten von Bayern 1799 in dessen Armee berufen worden. Als 1805 Bayern durch die Oesterreicher gezwungen war, sich mit Frankreich zu verbünden, bezeichnete der Kaiser Napoleon den Hauptmann de Comeau, trotz seines niedrigen Grades, als bayrischen Militärattaché in seinem Generalstab. Der ehemals eifrige Royalist wurde also der direkte Vermittler zwischen dem Kaiser und dem damaligen König Maximilian von Bayern. Seine erste Begegnung mit seinem früheren Kameraden hinterließ einen tiefen Eindruck auf ihn.

[1] Er war Ingenieur der Brücken und Chausseen.

[2] Ganz so schnell ging es mit der Ausführung nicht. Aber am nächsten Tag erhielt Gauthey den Befehl, sich an Ort und Stelle zu begeben und Bericht zu erstatten. Nach seiner Rückkehr wurde der Bericht geprüft und die Ausführung befohlen. Die Arbeit kostete ungefähr 15 Millionen Francs.



Digitized by Google

Ich hatte keine Vorstellung von dem Mann, den ich seit 1791 nicht mehr gesehen und der einer so entgegengesetzten Richtung angehörte wie der, die ich selbst verfolgt hatte, berichtet Comeau. Seine Siege, seine Handlungen, besonders der Tod des Herzogs von Enghien beschäftigten sehr unangenehm meinen Geist. Wie sehr aber war ich überrascht, als ich in ihm einen Mann in einem ganz einfachen Anzug sah, der mir gegenüber das Wesen und den Ton eines lieben, geschätzten Kameraden anschlug, der sich freute, jemand wiederzusehen, von dem er einige Zeit durch unsern gemeinsamen Beruf getrennt gewesen war.

Er war zu Pferd in seinem grauen Mantel inmitten seines glänzenden Generalstabs. Ich befand mich in großer bayrischer Uniform mit der kreuzweise übereinandergelegten Schärpe. Als ich mich der Gruppe näherte, legte ein Posten sein Gewehr an und zielte auf mich. Der Kaiser löste sich von seinem Gefolge los und kam lebhaft auf mich zu. Er stieg ab und setzte sich auf einen Grenzstein, in der Hand die Zügel seines Pferdes haltend. Ich trat sofort an ihn heran und wollte ihm das Pferd halten, er aber sagte: „Lassen Sie, lassen Sie; das ist nicht Ihre Sache."

Da sprengte ein Jäger herbei; Napoleon warf ihm die Zügel zu und bedeutete ihm, er möge sich entfernen. Ich war bewegt, nahm jedoch alle meine Sinne zusammen, damit nicht etwa diese Bewegung dem Posten zugeschrieben werden möchte, der auf mich gezielt hatte.

„Nun, da sind Sie ja," begrüßte mich Napoleon, mich dabei scharf anblickend. „Seit Straßburg erwarte ich Sie. Nicht allein, daß ich Sie kenne, sondern ich habe



Digitized by Google

Sie gekannt. Sie waren es, der in Besançon an der Leutnantstafel meine Serviette in die Mitte des Tisches warf und dem bedienenden Burschen sagte, sie wollten nicht neben einem Offizier sitzen, der den Klub besuche! Das ist eine alte Sache, die wir heute beilegen müssen. Songis! Songis!" [Das war der Generalinspektor der Artillerie.] „Hier, das ist eine der Kapazitäten unserer alten Schule! Lassen Sie ihn nicht aus dem Auge. In seinem kahlen, obgleich noch jungen Kopfe finden Sie alles, was Sie mich in Boulogne fragten. Da ist was drin. Sparen Sie nicht; und daß mein erstes Feuer gut unterhalten wird! — Haben Sie Munition im Ueberfluß? Wie ist Ihre Artillerie? Wird sie bereit sein? Sie sind etwas langsam, meine Herren Deutschen!"

„Sire, wir sind bereit. Ich habe sechs Stunden von hier zwei Armeen von 25 000 Mann stehen."

„Zweifellos auch Kavallerie?"

„Zwölf prächtige Schwadronen."

„Gut! Und Artillerie?"

„Zehn Feld- und zwei leichte Batterien. Aber besser als alles, Sire: Munition für drei Schlachten, wie Eure Majestät sie liefern, für drei Marengos!"

„Ah, ausgezeichnet! Sie hören, meine Herren, ich habe überall Freunde, wie Sie sehen. Er gehört der alten Schule an, aus der ich hervorgegangen bin. Wir haben zusammen Gleichungen gemacht. Songis, ich gebe Ihnen Comeau. Und was machen die beiden Colonges?" [1]

[1] Der Vater der beiden Colonges war 1785 Napoleons erster Oberst im Regiment „La Fère" gewesen.



Digitized by Google

„Sire, Sie befehligen die Artillerie der beiden Armeekorps."

„Gut. Oh, ich stehe dafür, daß die Artillerie gut bedient ist. Songis, ich empfehle Ihnen Comeau von der alten Schule! Er hat in seiner Tasche das Material von drei Marengos. Lassen Sie anfahren; lassen Sie Munition verteilen! Man säume nicht! Man stehe ihm bei, lasse ihn aber im allgemeinen machen, wie er's für gut hält!"

Darauf rief er den Generalstabschef Berthier herbei. Dieser erschien sofort, und Napoleon befahl: „Also lassen Sie aufmarschieren, nicht gesäumt! . . . Er kennt die Sprache, er kennt das Land . . . Er ist kein Kind, nicht wahr, Andréossy? Ich kannte ihn als Leutnant, ehe die Politik uns auseinanderbrachte, und mochte ihn sehr gern . . . Und nun vorwärts!" . . .

Ein Händedruck des ernsten Andréossy, der wenigstens Generalleutnant war; und der Kaiser nahm seinen Marsch mit Berthier und Songis wieder auf, dabei oft den Blick zu mir wendend.

**Baron de Comeau, Souvenirs des guerres d'Allemagne pendant la révolution et l'empire.**

## Napoleon und seine Umgebung vor Austerlitz, 1805.

Der Kaiser erzählte eines Tages, daß er vor der Schlacht von Austerlitz ein Grenadierkorps besichtigt habe und einen der Soldaten wegen seiner schlechten



Digitized by Google

Haltung mit Arrest bedrohte. Der Soldat jedoch habe ihm erwidert:

„Oh, Arrest ist zu wenig, degradieren Sie mich, das heißt aber erst übermorgen, denn ich will nicht entehrt sein."

Darauf fügte der Kaiser hinzu, er sei überzeugt, daß Hartnäckigkeit allein oft Schlachten gewinne. Und dann erzählte er, wie er sich fünf Tage hintereinander mit dem General Alvinczy herumgeschlagen, ohne daß einer von ihnen Verluste oder Vorteile gehabt.

„Da ich jünger und eigensinniger war wie er," sagte Napoleon, „zweifelte ich nicht daran, daß er mir schließlich doch weichen müsse, und hielt an dieser Ueberzeugung fest. Am fünften Tage gegen fünf Uhr abends entschloß er sich zum Rückzug."

Der Kaiser sagte gern vom General Alvinczy, er sei der beste Feldherr, mit dem er sich je geschlagen, und gerade aus diesem Grunde habe er niemals weder Gutes noch Schlechtes in seinen Bulletins von ihm gesagt, während er stets Beaulieu, Wurmser und den Erzherzog Karl, die er nicht fürchtete, gelobt hätte.

„Ein eingeschüchteter Feind," sagte er, bringt alle Opfer, die man von ihm verlangt. Nachdem ich bei meinem Einzug in Italien Beaulieu geschlagen, befand sich Piemont vollkommen ungedeckt, und die Verwirrung war groß. Um alle Festungen zu erobern, hätte ich mindestens sechs Monate gebraucht, und mein Feldzug zur Eroberung Italiens wäre verloren gewesen. Ich bedrohte daher den König mit einer Invasion. Er öffnete mir seine Festungen, und ich konnte Beaulieu verfolgen, ohne daß dieser Zeit hatte, sich zu sammeln.



Digitized by Google

„Die Einnahme Roms in demselben Feldzug hätte mich einen Zeitverlust von zwanzig Tagen gekostet, aus dem der Erzherzog Karl sofort Nutzen gezogen haben würde. Ich bedrohte also den Papst, der seine Staaten für die Summe von dreißig Millionen, die ich sehr nötig hatte, zurückkaufte, und ich verfolgte den Erzherzog. Mit einem Herrscher, der seine Hauptstadt nicht verlassen, und den man bedroht, hat man immer leichteres Unterhandeln als mit einem, den man daraus verjagt hat. Mein Vertrag von Campo Formio ist auf den gleichen Grundsätzen vorgeschlagen und abgeschlossen worden. Ich habe Moskau nur in der Absicht bedroht, ein ähnliches Resultat zu erzielen. Aber in diesem Falle war das Ergebnis gegen mich!"

Comte Chaptal, Mes souvenirs sur Napoléon.

## Der Kaiser Napoleon und seine Adjutanten bei Austerlitz, 1805.

Der Tag von Austerlitz rückte näher! Im Hauptquartier des Kaisers Napoleon war viel Leben und Bewegung, Napoleon selbst äußerst aufgeräumt. Mit seinen Adjutanten und Offizieren setzte er sich in der Bauernhütte, wo er wohnte, fröhlich zu Tisch. Murat und Caulaincourt nahmen an seinen beiden Seiten Platz, dann folgten Junot, der General Mouton, Rapp, Lemarois, Lebrun, Macon, Thiard, der Chirurg Yvan und der Graf Ségur. Die Mahlzeit war ganz gegen die Gewohnheit des Kaisers, der nicht länger als zwanzig



Digitized by Google

Minuten bei Tisch saß, lang, denn die Unterhaltung hielt ihn zurück. Obwohl man hätte vermuten können, daß sie sich hauptsächlich um die bevorstehende Schlacht handelte, war dies durchaus nicht der Fall, denn der Kaiser hatte mit Junot, der in der Literatur nicht unbewandert war, ein literarisches Gespräch angeknüpft. Die Namen einiger neuer Tragödien waren gefallen. Als wenn er die russische Armee, den Krieg und die kommende Schlacht vollkommen vergessen hätte, rief der Kaiser plötzlich mit sichtlichem Interesse aus: in seinen Augen habe keiner der Autoren die neuen Grundsätze verstanden, die unsern modernen Tragödien zur Basis dienen müßten! Er habe auch dem Verfasser der »Templiers« gesagt[1], seine Tragödie sei vollkommen verfehlt. Daß ihm dieser Dichter das niemals verzeihen könnte, wüßte er wohl, denn in diesem Punkte sei die Eigenliebe eines Autors unerbittlich. Man müsse diese Herren stets loben, um von ihnen gelobt zu werden. In dem erwähnten Stück sei nur ein einziger Charakter gut ausgearbeitet, und das sei der eines Mannes, der zu sterben wünschte. Aber das sei nicht natürlich und tauge nichts, denn man müsse leben wollen und zu sterben wissen!

„Sehen Sie Corneille an," rief er, „welche Kraft der Konzeption! Der hätte einen Staatsmann abgegeben! Aber die »Templiers« — diesem Stück fehlt die Politik! Er hätte Philipp August müssen in die Notwendigkeit versetzen, sie zu vernichten; er hätte, indem er das Publikum für ihre Erhaltung interessierte, durchfühlen

[1] Es war der Dichter François Juste Marie Raynouard, Mitglied der französischen Akademie.



Digitized by Google

lassen müssen, daß ihre Existenz mit der der Monarchie unverträglich war, daß sie durch ihre große Anzahl, ihren Reichtum und ihre Macht gefährlich wurden, und daß die Sicherheit des Thrones ihre Vernichtung erforderte.

„Heute, wo das Ansehen der heidnischen Religion nicht mehr vorhanden ist, bedürfen wir zu unserer Tragödie eines anderen Beweggrundes. Die Politik muß jetzt die große Triebfeder der modernen Tragödie sein! Sie muß heute auf unserem Theater das antike Verhängnis ersetzen, jenes Verhängnis, welches Oedipus zum Verbrecher machte, ohne daß er schuldig war; jenes Verhängnis, das uns bei Phädra so lebhaft interessiert, indem es die Götter eines Teiles ihrer Verbrechen und Schwächen beschuldigt. Und diese beiden Grundsätze finden wir auch in Iphigenie wieder, dem Meisterwerk der Kunst, dem Meisterwerk Racines, das man mit Unrecht des Mangels an Kraft beschuldigt!"

Außerdem, fügte Napoleon hinzu, sei es ein großer Irrtum, wenn man glaube, die tragischen Sujets seien erschöpft; es gäbe deren noch eine Menge in der Politik, man müsse nur den Punkt zu berühren wissen. Es handle sich nur darum, die betreffenden Personen im vollkommenen Widerspruch zu anderen Leidenschaften, anderen Neigungen unter dem Einfluß des mächtigen Bedürfnisses hinzustellen. Auf diese Weise würde alles, was man Staatsstreich und politisches Verbrechen nenne, zu einem tragischen Gegenstand werden, in welchem, wenn der Schrecken durch die Notwendigkeit etwas gemildert sei, ein neues und lebhaftes Interesse sich entwickele.



Digitized by Google

Und nun folgten einige Beispiele, jedoch nicht den Erinnerungen entnommen, die ihn augenblicklich am meisten inspirieren mußten. Das eine führte ihn in die Zeiten des ägyptischen Feldzugs zurück.

„Ja," begann er, „hätte ich mich damals Akkas bemächtigt, so würde ich mir den Turban aufs Haupt gesetzt haben, meine Armee hätte große, weite Hosen bekommen, ich hätte sie nur im allernötigsten Falle dem Feuer ausgesetzt und mein geheiligtes Bataillon, meine Unsterblichen daraus gemacht! Den Krieg gegen die Türken würde ich durch die Araber, die Griechen und die Armenier beenden haben lassen! Anstatt eine Schlacht in Mähren hätte ich eine bei Issus gewonnen; ich wäre Kaiser des Orients geworden und über Konstantinopel nach Paris zurückgekehrt!"

Er begleitete diese letzten Worte mit einem Lächeln, wie um anzudeuten, daß er sich von einem seiner Jugendträume habe hinreißen lassen.

Comte de Ségur, Histoire et Mémoires.

## Kaiser Napoleon und Kaiser Franz von Oesterreich bei der Mühle von Saruchitz, 1805.

Nach der Schlacht von Austerlitz blieb dem Kaiser von Oesterreich, Franz I., nichts anderes übrig, als mit Napoleon Unterhandlungen wegen des Friedens anzuknüpfen. Er schickte daher den Fürsten Johann von Liechtenstein in das Hauptquartier Napoleons, um eine Zusammenkunft zu erbitten. Der französische Kaiser



Digitized by Google

fühlte sich nicht allein durch die Wahl des Abgesandten, sondern auch dadurch geehrt, daß Franz ihn persönlich sprechen wollte, und die Zusammenkunft ward auf den 4. Dezember 1805 bei der Mühle von Saruchitz festgesetzt.

Als Napoleon den Kaiser von Oesterreich zu seinen Biwakfeuern führte, sagte er höflich: „Ich empfange Sie in dem einzigen Palast, den ich seit zwei Monaten bewohne."

Und Franz I. erwiderte: „Sie ziehen daraus so viel Vorteil, daß es Ihnen schon darin gefallen muß."

Die Unterhaltung der beiden Kaiser währte fast zwei volle Stunden, in denen man über die Grundsätze eines Waffenstillstandes übereinkam. Die Bedingungen zur Regelung desselben wurden den Bevollmächtigten überlassen, die noch zu ernennen waren. Der heikelste Punkt der Konferenz indes war ein Waffenstillstand für die bereits zum Teil von den Franzosen eingeschlossenen Ueberreste der russischen Armee. Napoleon bewilligte auch diesen und sagte:

„Ich werde den Marsch meiner Kolonnen einstellen, aber Eure Majestät müssen mir versprechen, daß die russische Armee nach Rußland zurückkehrt."

„Das ist auch die Absicht des Kaisers Alexander," entgegnete Franz „das kann ich Ihnen versichern. Uebrigens können Sie sich in der Nacht durch Ihre Offiziere selbst davon überzeugen."

Am nächsten Tage aber schon erschien ein Bulletin, in welchem Napoleon seine Nachsicht gegen die Russen zu bereuen schien. Es hieß darin, Napoleon habe nach der Zusammenkunft mit Franz I. gesagt:



Digitized by Google

„Dieser Mann hat mich einen Fehler begehen lassen, denn ich würde meinen Sieg noch weiter verfolgen und die ganze russische oder österreichische Armee haben gefangennehmen können; aber schließlich sind dadurch ein paar Tränen weniger vergossen worden."

Baron L. P. Bignon, Histoire de France.

## Kaiser Napoleon und sein Großstallmeister, Graf Caulaincourt, in Paris, 1805.

Napoleon liebte es, sich mit seinem Großstallmeister Caulaincourt über alle möglichen Gegenstände zu unterhalten. Sie waren nicht immer derselben Meinung, besonders nicht, wenn das Gespräch auf die Frauen kam, deren Partei der galante Herzog von Vicenza stets zu nehmen pflegte.

Auf die Einwände Caulaincourts antwortete der Kaiser meist:

„Die Liebe ist weiter nichts als ein wahnsinniges Hoffen, das ist alles; seien Sie dessen versichert."

Eines Tages arbeiteten sie zusammen, und Caulaincourt schlug dem Kaiser die Beförderung eines der Bürovorsteher der Marstallverwaltung vor. Er war ein sehr pünktlicher und rechtschaffener Beamter, der längst seine Beförderung verdient hatte.

„Nein, Caulaincourt," antwortete Napoleon, „M . . . mag da bleiben wo er ist."

„Aber Sire, dieser Mann hat Fähigkeiten, Kennt-



Digitized by Google

nisse, er ist eifrig und fleißig, und seine Beförderung ist nur ein Akt der Gerechtigkeit."

„Mein lieber Caulaincourt, Ihr M . . . ist ein Esel."

Caulaincourt war darüber sehr erstaunt.

„Ja, sage ich Ihnen, ein Esel; ein Mann, der sich von seiner Frau beherrschen läßt, steht bei mir nicht gut angeschrieben."

„Aber," rief Caulaincourt lachend, „woher wissen Eure Majestät denn diese Einzelheiten, die durchaus nichts mit der Marstallverwaltung zu tun haben?"

„Ah! Ah! Herr Großstallmeister, ich weiß besser als Sie, was unter dem Personal meines Hauses vorgeht." Und dabei rieb der Kaiser sich vergnügt die Hände. Dann fuhr er im neckenden Tone fort: „Cagliostro ist ein kleiner Hexenmeister im Vergleich zu mir!"

Beide lachten, aber Caulaincourt gab sich nicht zufrieden, bis er wirklich die Beförderung seines Schützlings erlangt hatte.

„Gut!" bemerkte Napoleon, „aber sagen Sie ihm, daß ich es liebte, wenn ein Mann Herr in seinem Hause wäre."

„Sire, Eure Majestät wissen, daß ich wohl den Dienst der Marställe überwache, aber sicher nicht den in den Wohnungen der Beamten."

„Ach was! Das geht mich nichts an, Herr Großstallmeister, ich will alles wissen, was vorgeht." Und das Lachen begann von neuem.

Souvenirs du duc de Vicence.



Digitized by Google

## Der Kaiser Napoleon und Graf Miot de Mélito in den Tuilerien, Januar 1806.

Nach der Unterzeichnung des Friedens von Preßburg hatte der Kaiser Schönbrunn verlassen und sich über München nach Paris begeben, wo er am 26. Januar abends neun Uhr eintraf. Am nächsten Morgen erhielt der Staatsrat Miot de Mélito den schriftlichen Befehl, Ende des Monats nach Neapel zum Prinzen Joseph abzureisen, der die Armee von Neapel befehligte. Miot, der ein Freund Josephs war, sollte von diesem in der Verwaltung des Königreichs Neapel verwendet werden und zwar in der Eigenschaft, die er für gut hielt. Am 30. Januar 1806 begab sich Miot kurz vor seiner Abreise zum Kaiser in die Tuilerien, wo er folgendes Gespräch mit ihm hatte:

„Sie reisen also zu meinem Bruder. Sagen Sie ihm, daß ich ihn zum König von Neapel mache, er jedoch Großwahlherr bliebe, und ich nichts in seinen Beziehungen zu Frankreich ändere. Aber sagen Sie ihm auch, daß das geringste Zögern, die geringste Ungewißheit, seinen vollkommenen Untergang bedeute. In meinem tiefsten Innern habe ich bereits einen andern, der, wenn Joseph sich weigert, ihn ersetzen wird. Ich werde ihn »Napoleon« nennen und er wird mein Sohn heißen. Das Benehmen meines Bruders in Saint-Cloud[1] und seine Weigerung, die Krone von Italien anzunehmen, haben mich veranlaßt, Eugen meinen Sohn zu nennen. Ich bin entschlossen, denselben Titel einem andern zu

[1] Bei Gelegenheit der Krönungsfeier.



Digitized by Google

geben, wenn er mich wieder dazu zwingt. Augenblicklich muß jedes Gefühl der Zuneigung den Staatsgründen weichen. Ich erkenne nur die als Verwandte an, die mir dienen. Nicht an den Namen »Bonaparte« knüpft sich mein Glück, sondern an den Namen »Napoleon«! Mit meinen Händen und meiner Feder schaffe ich mir Nachkommen. Ich kann heute nur die lieben, die ich achte. Joseph muß alle Familienbande und alle Kindheitserinnerungen vergessen. Er soll sich Achtung verschaffen! Ruhm erwerben! Soll sich im Kriege Lorbeeren holen! Dann werde ich ihn achten. Er soll auf seine alten Ansichten verzichten und keine Strapazen scheuen! Nur dadurch, daß man ihnen trotzt und sie aufsucht, kann man etwas werden, aber nicht wenn man hinter den Hasen in Mortfontaine[1] herläuft. Sehen Sie mich an! Der Feldzug, den ich eben beendet, Tätigkeit und Bewegung haben mich fett gemacht! Ich glaube, wenn alle Fürsten von Europa sich gegen mich vereinigten, würde ich einen geradezu lächerlichen Wanst bekommen.

„Ich gebe meinem Bruder eine schöne Gelegenheit. Möge er seine neuen Staaten weise und energisch regieren! Möge er sich alles dessen, was ich für ihn tue, würdig zeigen! Allein damit, in Neapel, wo Sie ihn wahrscheinlich finden werden, eingezogen zu sein, ist es nicht abgetan; man muß sich auch noch Siziliens bemächtigen. Er soll diesen Krieg mit allem Nachdruck führen! Er muß streng sein, das ist das einzige Mittel, sich beim Soldaten Achtung zu verschaffen. Ich lasse ihm vierzehn Infanterieregimenter und fünf Regimenter

[1] Mortfontaine war die Besitzung Josephs, die er über alles liebte.



Digitized by Google

Kavallerie: ungefähr 40 000 Mann. Die einzige Bedingung, die ich dagegen stelle ist: für den Unterhalt dieses Teiles meiner Armee zu sorgen.

„Vor allem aber soll er Massena am Stehlen verhindern. Ich wünsche, daß die Summen, die er das Volk des Königreichs Neapel bezahlen läßt, meinen Truppen und dem Staate zugute kommen und nicht zur Bereicherung von Spitzbuben beitragen. Was Massena in den venezianischen Staaten gestohlen hat, ist entsetzlich. Aber die Sache ist noch nicht zu Ende. Joseph soll ihn bei dem ersten Beweis seiner Spitzbübereien fortschicken. Ich fürchte die Generale nicht und fasse sie nicht mit Handschuhen an.

„Auf S. [Solignac?] habe ich meinen Bruder schon aufmerksam gemacht und ihm gesagt, daß er ihn nicht so viel stehlen lassen soll. Ich wollte ihm jedoch meine Erlaubnis, ihn mitzunehmen, nicht verweigern; er ist ein kluger Mann und kann ihm von Nutzen sein. Aber er ist nur dahin gegangen, um noch ein paar Millionen zusammenzuscharren. Er ist reich genug. Ueberwachen Sie diese beiden Männer und lassen Sie den Charakter meines Bruders nicht entehren. Er wird Sie zum Kriegsminister machen.

„Sie haben gehört: ich kann keine unbedeutenden Verwandten mehr brauchen. Diejenigen, die sich nicht mit mir erheben, werden nicht mehr zu meiner Familie zählen. Ich werde aus ihnen eine Familie von Königen, oder besser von Vizekönigen gründen, denn der König von Italien, der König von Neapel und andere, die ich nicht nenne, werden einem Bundessystem unterworfen sein. Ich will indes gern das vergessen, was zwei meiner



Digitized by Google

Brüder mir angetan haben: Lucien mag seine Frau verlassen, und ich gebe ihm ein Fürstentum,[1] Jérôme hat bereits sein Unrecht zum Teil wieder gut gemacht.[2] Nach einer einjährigen Kreuzerfahrt werde ich ihn mit einer Prinzessin verheiraten.[3] Aber niemals werde ich dulden, daß Luciens Frau, daß eine Metze an meiner Seite Platz nimmt!"

Miot unterbrach diesen langen Wortergu ß nur durch ein paar Worte. Er versuchte den Kaiser auf sanftere und geneigtere Gedanken zu bringen, aber seine heftigen Antworten überzeugten ihn mehr und mehr, daß dieser außerordentliche Mann ganz und gar seiner ehrgeizigen Politik verfallen war und die Stimme der Natur nicht achtete, sobald sie seine Pläne durchkreuzen wollte. Der Staatsrat zog sich zurück, überzeugt, daß dem Prinzen Joseph nichts anderes übrigbleiben werde, als sich vollkommen unterzuordnen.

Mémoires du Comte Miot de Mélito.

[1] Lucien Bonaparte war in zweiter Ehe mit der Witwe eines Wechselagenten, Madame Alexandrine Jouberthon verheiratet, einer Dame, die sich nicht gerade des besten Rufes erfreute und mit der er vorher in freier Ehe gelebt hatte. Dies erregte den ganzen Zorn Napoleons, um so mehr, als ihn Lucien nicht vor seiner Verheiratung um Erlaubnis gebeten hatte.

[2] Auch der jugendliche Jerôme hatte die Pläne des großen Bruders durchkreuzt und sich heimlich in Amerika mit Fräulein Elisabeth Patterson, der Tochter angesehener aber bürgerlicher Leute verheiratet. Er war jedoch schwächer als Lucien, gab den Drohungen Napoleons nach und ließ seine junge Frau und sein Kind im Stich. Darauf diente er in der Marine und söhnte seinen Bruder durch sein Verhalten wieder aus.

[3] In der Tat verheiratete sich Jérôme im Jahre 1807 mit der württembergischen Prinzessin Katharina, der Tochter des Königs Friedrich I.



Digitized by Google

Der Kaiser Napoleon und seine Umgebung in Paris, 1806.

„Der Ehrgeiz," sagte eines Tages der Kaiser, „ist der Hauptbeweggrund des Menschen. Man gibt seine Fähigkeiten aus, so lange man hofft, emporzukommen; hat man aber die höchste Stufe erreicht, so verlangt man nur nach Ruhe. Ich habe Senatorenstellen und Fürstentitel gegründet, um den Ehrgeiz zu fördern und dadurch die Senatoren und Marschälle von mir abhängig zu machen.

„Das Genie ist bisweilen nur ein Instinkt, der sich nicht vervollkommnen läßt. In den meisten Fällen wird die Kunst des Kombinierens nur durch die Beobachtung und Erfahrung vervollkommnet. Ein guter Gedanke ist nicht immer mit einem guten Urteil verbunden, aber ein gutes Urteil setzt stets einen guten Gedanken voraus!

„Man kann niemals die Grenzen des Vermögens bestimmen. Derjenige, der seinen Bedürfnissen mit dreißig Francs täglich genügen kann, ist reicher als der, welcher bei einer Rente von 300 000 Francs Entbehrungen erleidet. Oft besteht der ganze Unterschied des Reichtums darin, daß man grüne Erbsen vierzehn Tage früher als der andere essen kann."

Comte Chaptal, Mes souvenirs sur Napoléon.



Digitized by Google

## Der Kaiser Napoleon und der Engländer John Sinclair in Auma, 1806.

Als der junge Sinclair, der Sohn des bedeutenden englischen Agronom Sir John Sinclair, im Oktober 1806 Deutschland bereiste, wurden er und sein Begleiter, der gothaische Pastor Regel, auf dem Wege von Gotha nach Leipzig von den französischen Truppen aufgehalten. Ursache dieser Unterbrechung ihrer Reise waren ihre vom Herzog von Weimar unterzeichneten Pässe. Man wollte sie nicht weiterreisen lassen, ohne sie vorher vor den Kaiser geführt zu haben, und so mußten sie den Weg nach Gera einschlagen, wo Napoleon sein Hauptquartier hatte.

In Gera angelangt, führte man sie vor den Prinzen Murat. Dieser fragte sie besonders darüber aus, wo sich der Feldmarschall von Möllendorf befände. Der junge Sinclair teilte ihm mit, was er darüber wußte, und bat darauf um die Ausstellung seiner Pässe. Murat sagte, er könne sie ihnen ohne die Erlaubnis des Kaisers nicht geben, und er müsse sie von Napoleon selbst erbitten. Augenblicklich befände sich der Kaiser in Auma.

Noch ehe sich der junge Sinclair von seinem Erstaunen erholt hatte, schon so bald vor dem großen Mann stehen zu müssen, hatte Murat geschellt und dem Diener einen Befehl gegeben. Darnach trat ein Offizier in grüner Uniform ein.

„Graf," sagte Murat zu diesem, „hier ist ein junger Engländer, der bei unseren Vorposten aufgegriffen worden ist."



Digitized by Google

Der Mann in der grünen Uniform wandte sich gegen Sinclair, richtete einige unbedeutende Fragen in englischer Sprache an ihn und sagte dann zu Murat: „Ja, ich sehe in der Tat, er ist ein Engländer."

„Gut," erwiderte Murat, „da Sie sich nach Auma begeben, so nehmen Sie bitte diesen jungen Mann mit, damit ihn der Kaiser ausfragen kann."

Der Offizier in der grünen Uniform war der bayrische Graf von Frohberg. Am nächsten Morgen kamen beide in Begleitung des Herrn Regel sehr früh in Auma an. Frohberg begab sich sofort zum Kaiser, der sie in einer Stunde zu sich befahl. Die Aufregung des jungen Sinclair bei dieser Nachricht war groß, aber Frohberg beruhigte ihn mit den echt soldatischen Worten: „Haben Sie nur keine Angst, der Kaiser frißt Sie nicht."

Ein wenig beruhigter begaben sich die beiden Reisenden mit ihrem Begleiter nach dem Hause, wo der Kaiser wohnte. Bald befanden sie sich in einem mit Offizieren angefüllten Vorzimmer, wo man Vorbereitungen zur Frühstückstafel traf. Graf Frohberg öffnete eine Tür und forderte den jungen Sinclair auf, einzutreten. In diesem Zimmer befand sich ein kleiner, mit einem Schlafrock bekleideter Mann, der noch die weiße Nachtmütze auf dem Kopfe hatte. Es war Napoleon. Neben ihm stand ein Offizier, der Marschall Berthier.

Sinclair verbeugte sich tief, ohne daß er jedoch wagte, die Augen zum Kaiser zu erheben. Dieser stand mit auf der Brust gekreuzten Armen da, in der einen Hand eine Kaffeetasse haltend. Nachdem er den jungen Mann aufmerksam betrachtet hatte, fragte er:

„Wer sind Sie?"



Digitized by Google

Sinclair erwiderte: „Sire, ich bin ein Untertan Seiner Majestät des Königs von England."

„Wo kommen Sie her?"

„Von Gotha in Thüringen. Ich befand mich auf dem Wege nach Leipzig, als ich bei den Vorposten von Soldaten aufgehalten wurde, die mich nach Gera zum Prinzen Murat führten. Seine Hoheit hat mich hierhergeschickt, damit mich Eure Majestät ausfragen möchten."

„Welchen Weg hatten Sie eingeschlagen?"

„Sire, ich war durch Weimar, Erfurt und Jena gereist, aber nur bis Gleinau vermochte ich mir Pferde zu verschaffen."

„Was ist das, Gleinau?"

„Gleinau ist ein Dörfchen im Herzogtum Sachsen-Gotha."

Nachdem er eine Weile geschwiegen, fuhr Napoleon fort: „Bezeichnen Sie mir Ihren Weg auf dieser Karte." Und dabei setzte er sich an einen Tisch, auf dem eine große Karte ausgebreitet lag. Berthier hatte an einem kleinen Tisch in einer Ecke des Zimmers Platz genommen und brachte die Angaben des jungen Sinclair zu Papier. Sinclair stand links vom Kaiser und der Graf Frohberg ihm gegenüber. Sobald Napoleon sich gesetzt hatte, stützte er sich mit den Ellenbogen auf den Tisch und sagte:

„Wann haben Sie Gotha verlassen?"

„Sinclair konnte sich nicht sofort an den Tag seiner Abreise erinnern und rechnete in Gedanken nach. Diese kleine Pause machte den Kaiser ungeduldig, und er sagte übelgelaunt:

„Ich habe Sie nach dem Tag Ihrer Abreise von



Digitized by Google

Gotha gefragt." Glücklicherweise hatte der Engländer seine Berechnung beendet und konnte ihm Antwort stehen. Darauf betrachtete der Kaiser auf seiner Karte die Lage von Gotha und stellte eine Menge Fragen über die Stärke der Preußen, ihre Bewegungen usw. an den jungen Mann. Dann suchte er Erfurt auf und fragte ihn, ob er zwischen diesen beiden Städten Truppen in Bewegung gesehen habe. Er schien allem, was in Erfurt vorging, große Bedeutung beizulegen. Endlich fragte er, wie stark die Garnison der Stadt sei.

Sinclair antwortete, er habe noch keine Gelegenheit gehabt, sich darüber zu informieren.

„Sind Sie bei der Parade zugegen gewesen?" fragte der Kaiser weiter. Und auf die bejahende Antwort fuhr er fort: „Wieviel Regimenter waren es?"

„Sire, ich weiß es nicht. Der Herzog von Braunschweig befand sich dort, und er schien ebensoviele Offiziere wie Soldaten zu haben."

„Ist Erfurt befestigt?"

Der junge Mann antwortete, er verstünde sich sehr wenig auf Befestigungen.

„Hat Erfurt eine Zitadelle?"

Sinclair hatte in dieser Beziehung einige Zweifel, aber in seiner Angst, eine neue negative Antwort möchte verdächtig sein, antwortete er kühn: „Ja."

Nachdem Napoleon ihn gefragt, ob er einige Beobachtungen auf dem Wege von Erfurt nach Weimar gemacht habe, erkundigte er sich aufs genaueste über die letzte Stadt, über die Anzahl der dort befindlichen Truppen, über die vermutlichen Pläne des Herzogs usw.

Als Sinclair von Jena sprach, konnte Napoleon nicht



Digitized by Google

sofort die Stadt auf der Karte finden, und der junge Mann bezeichnete ihm mit dem Finger den Ort, wo Napoleon bald einen der glänzendsten und entscheidendsten Siege davontragen sollte. Dann fragte der Kaiser, wer Jena befehligte, wie groß die Garnison sei und stellte ähnliche Fragen über Gleinau usw.

Nachdem er aufmerksam die Antworten des Engländers angehört, betrachtete er ihn nochmals sehr aufmerksam, ohne jedoch eine Frage über seine Familie und seine soziale Stellung an ihn zu richten. Plötzlich sagte er:

„Was beweist mir die Wahrheit Ihrer Antworten? Im allgemeinen reisen die Engländer nicht zu Fuß und ohne Diener und in einem solchen Aufzug."

Sinclair war in der Tat mit einem alten Ueberrock bekleidet und hatte eine sehr grobe braune Decke umgehangen, deren er sich als Reisedecke bediente.

„Allerdings, Sire," antwortete er, „mein Verhalten mag ein wenig seltsam erscheinen, aber höhere Umstände und die Unmöglichkeit, mir Pferde zu verschaffen, zwangen mich dazu. Ich habe übrigens Briefe bei mir, die die Wahrheit meiner Behauptungen beweisen können."

Bei diesen Worten zog er aus der Tasche seines alten Rockes ein paar Briefe älteren und neueren Datums hervor und reichte sie dem Kaiser. Dieser schob sie lebhaft dem Grafen Frohberg zu, damit dieser sie lese. Graf Frohberg überflog sie und sagte darauf:

„Diese Briefe, Sire, sind von keinerlei Bedeutung und ganz privater Natur. Zum Beispiel schreibt der Vater des Herrn Sinclair, er hoffe, sein Sohn lerne,



Digitized by Google

nachdem er in England Griechisch und Lateinisch gelernt, ebensogut Französisch und Deutsch während seines Aufenthaltes auf dem Kontinent."

Da huschte ein Lächeln über die Lippen des Kaisers, und unvergeßlich war der Ausdruck der Güte, mit dem er sagte:

„Ah, Sie haben Griechisch und Lateinisch gelernt? Welche Schriftsteller haben Sie gelesen?"

Ueber diese unerwartete Frage ein wenig erstaunt, nannte Sinclair Homer, Thukydides, Cicero und Horaz. Worauf der Kaiser erwiderte:

„Es ist gut, sehr gut!" Dann sich gegen Berthier wendend:

„Ich glaube nicht, daß dieser junge Mann ein Spion ist; aber der andere ist vermutlich weniger unschuldig, und er wird sich ihm nur angeschlossen haben, um den Verdacht von sich abzulenken."

Darauf neigte er leicht den Kopf, um Sinclair anzudeuten, daß er entlassen sei. Dieser grüßte und zog sich ins Vorzimmer zurück, worauf Regel vorgelassen wurde.

Interview of Napoleon and the young Sinclair. In: The Representative.



Digitized by Google

## Der Kaiser Napoleon und der Großstallmeister Graf Caulaincourt vor der Schlacht bei Jena, 1806.

Der Herzog von Vicenza, Graf Caulaincourt, empfand eine leidenschaftliche, jedoch nicht blinde Bewunderung für Napoleon. Selbst mit einem höheren Geiste ausgestattet, gründete sich seine Begeisterung für diesen seltenen Mann auf dessen unbestrittene Superiorität. „Ich habe," pflegte er zu sagen, „viele gekrönte Häupter kennen gelernt und in ihrer Gemeinschaft gelebt; ich habe urteilen und vergleichen können. Aber keiner konnte mit diesem Manne verglichen werden; wer anders urteilt, hat Napoleon nie verstanden."

Am Tage der Schlacht von Jena ließ der Kaiser gegen drei Uhr morgens Caulaincourt zu sich rufen. Er war die ganze Nacht wach geblieben. Caulaincourt fand ihn unruhig und ungeduldig; die am Abend vorher nach allen Richtungen abgesandten Befehle waren noch nicht zur Ausführung gekommen. Dennoch war nichts im Rückstand, aber der Gedanke, daß es der Fall sein könnte, regte ihn auf.

„Sire," sagte Caulaincourt, „es wird heute ein heißer Tag werden; es ist erst vier Uhr, Eure Majestät haben sich nicht einen Augenblick Ruhe gegönnt . . ."

„Unmöglich, Caulaincourt . . . ich habe meinen Plan hier . . ." sagte er, langsam seine Hand an die Stirn führend, „aber noch nichts, nichts auf meinen Karten . . . Rustam, rufen Sie d'Albe[1] . . .; er soll sofort kommen."

[1] Bacler d'Albe war der Chef des topographischen Büros.



Digitized by Google

Die Karte des für die zu liefernde Schlacht ausgesuchten Terrains war am vorhergehenden Abend aufgenommen worden. Ueber den Tisch gebeugt, auf dem sie ausgebreitet lag, entwarf der Kaiser seinen Plan und entwickelte ihn auf eine erstaunlich rasche und genaue Weise.

„Jetzt geht alles gut . . . Sie haben verstanden, Caulaincourt? . . . Sie haben meine Dispositionen im Kopfe . . . Setzen Sie sich aufs Pferd und wählen Sie mir einen Platz aus, von dem aus ich das Schlachtfeld beherrschen kann. Um sechs Uhr bin ich im Sattel."

Damit warf er sich auf sein Feldbett, und einige Minuten später war er fest eingeschlafen.

Souvenirs du duc de Vicence.

## Der Kaiser Napoleon und die Herzogin Luise von Weimar, in Weimar, 1806.

Nach der Entscheidungsschlacht von Jena wurde die Armee Napoleons in Weimar erwartet. Die reichsten und vornehmsten Einwohner der Stadt, vor allem die Mitglieder der herzoglichen Familie waren nach Braunschweig geflüchtet, weil der Herzog in der preußischen Armee diente und die Rache des Siegers fürchtete. Nur die Herzogin entschloß sich, zu bleiben. Sie zog sich mit ihren Damen in einen Flügel des Schlosses zurück und ließ die Prunkgemächer für den Kaiser herrichten. Als er ankam, verließ sie ihre bescheidenen Zimmer,



Digitized by Google

um Napoleon mit dem üblichen Zeremoniell an der großen Freitreppe zu empfangen.

„Wer sind Sie?" fragte er, als er sie bemerkte.

„Ich bin die Herzogin von Weimar."

„Da bedaure ich Sie, denn ich werde Ihren Mann vernichten!" Napoleon schenkte ihr darauf weiter keine Aufmerksamkeit und zog sich in die für ihn bestimmten Gemächer zurück. Am nächsten Morgen vernahm die Herzogin, daß die Plünderung in der Stadt bereits ihren Anfang nehme. Sie sandte einen ihrer Kammerherren zum Kaiser, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und ihn um eine Audienz zu bitten. Das gefiel Napoleon, und er ließ der Herzogin sagen, er werde zu ihr zum Frühstück kommen.

Kaum war er bei ihr eingetreten, als er sie seiner Gewohnheit gemäß über alles mögliche ausfragte.

„Wie konnte Ihr Mann, Madame, so dumm sein, mit mir Krieg zu führen?"

„Eure Majestät würden ihn verachtet haben, hätte er anders gehandelt."

„Und warum?"

„Mein Mann hat dreißig Jahre in preußischen Diensten gestanden. Er konnte den König nicht mit Ehren verlassen, wo dieser gegen einen so mächtigen Feind wie Sie, Majestät, zu kämpfen hatte."

Diese ebenso geschickte als vornehme Entgegnung wirkte besänftigend auf den Kaiser.

„Aber wie kommt es, daß der Herzog sich Preußen und nicht Oesterreich angeschlossen hat?"

„Majestät wissen, daß die jüngeren Zweige des Hauses Sachsen stets dem Beispiele des Kurfürsten



Digitized by Google

gefolgt sind. Da nun die Politik Friedrich Augusts mehr zu Preußen als zu Oesterreich neigte, war der Herzog genötigt, dasselbe zu tun."

Die Unterhaltung ging noch eine Weile in demselben Tone und über denselben Gegenstand fort, wobei die Herzogin Luise ebensoviel Geist als Seelengröße zeigte. Schließlich erhob sich Napoleon und sagte: „Madame, Sie sind die achtenswerteste Frau, die ich jemals kennengelernt habe; Sie haben Ihren Mann gerettet. Ich verzeihe ihm, aber nur Ihnen hat er das zu verdanken."

Madame Durand, Mes souvenirs sur Napoléon, sa famille et sa cour.

## Der Kaiser Napoleon und der weimarische Kanzler Friedrich von Müller in Berlin, 1806.

Napoleon war in Weimar eingezogen, und seine Gegenwart verbreitete allgemeinen Schrecken, denn man fürchtete die Rache des Siegers, weil der Herzog Karl August auf Seiten der Preußen stand. Am 5. November 1806 hatte der weimarische außerordentliche Gesandte und spätere Kanzler Friedrich von Müller, dem zum großen Teil die Erhaltung und Selbständigkeit Weimars zu danken ist, eine Unterredung mit dem Gewaltigen im königlichen Schlosse zu Berlin, worüber er folgendes erzählt:

Wir[1] wurden zum Warten ins Vorzimmer be-

[1] Müller und der mecklenburg-schwerinsche Gesandte, Oberhofmeister von Lützow.



Digitized by Google

schieden. Schwerlich hätte man in einem andern kaiserlichen oder königlichen Vorzimmer so ungezwungene und lebhafte Unterhaltung gefunden.

Der General Dombrowski, die kaiserlichen Generaladjutanten Rapp, Mouton, Bertrand und der Palastmarschall Duroc gingen ab und zu, sprachen über die Neuigkeiten des Tages bald mit humoristischer Laune, bald mit lakonischem Ernste, so daß ich mich wohl aufs interessanteste unterhalten finden mochte, hätte nur die innere Ungeduld mich nicht verzehrt.

Endlich kam der ersehnte Moment. Ich wurde in das kaiserliche Kabinett gerufen, in dessen Mitte Napoleon in der schlichten grünen Jägeruniform, den Hut unter dem Arm, in ziemlich trotziger Stellung stand, etwas weiter zurück Talleyrand, der Fürst von Benevent.

Hatte ich bei meinen beiden früheren Audienzen mich des freundlichsten Empfanges zu erfreuen gehabt, so wurde ich jetzt durch die Heftigkeit überrascht, mit der der Kaiser mir die bittersten Vorwürfe über das Benehmen des Herzogs, meines Herrn, entgegenrief.

Ich beeilte mich, das Schreiben der Herzogin zu übergeben und zu bemerken, daß der angefügte Originalbrief des Herzogs an seine Gemahlin wohl ein besseres Licht über jenes Benehmen verbreiten würde.[1] Der

[1] Am 27. Oktober 1806 hatte der Herzog von Havelberg aus an seine Gemahlin einen Brief in französischer Sprache geschrieben, dessen wesentlicher Inhalt folgender war. „Ich habe den in sächsischen Diensten stehenden Hauptmann von Bose zum König von Preußen gesandt, um seine Majestät zu bitten, mein Bataillon sofort nach Weimar zurückzusenden. Ich habe dem Könige auch meinen Wunsch ausgedrückt, er möchte entscheiden, ob ich mit Ehren jetzt seinen Dienst verlassen kann oder nicht . . .

Seit zwanzig Jahren diene ich ihm. Ich konnte mich nicht ohne Tadel davon befreien, und die Gewißheit, seine Pflicht getan und einen guten Ruf



Digitized by Google

Kaiser überblickte diese Papiere nur äußerst flüchtig und fuhr fort, mir die Stellung eines weimarischen Truppenkontingents an Preußen und die vom Herzog persönlich übernommenen Kriegsdienste mit Ungestüm vorzuwerfen.

Vergebens machte ich alles das geltend, was zur Entschuldigung dieser Verhältnisse dienen konnte, und bat wiederholt aufs dringendste, den Inhalt des Schreibens der Herzogin und seine Beilage näher zu würdigen.

„Mein Herr Rat!" sagte der Kaiser zu mir, „ich bin zu alt, um auf Worte zu bauen, ich halte mich an Tatsachen. Weiß Ihr Herzog auch, daß ich ihn billig der Regierung entsetzen sollte? Wenn ich gleichwohl dies bis jetzt noch nicht getan, so liegt die Ursache nur in meinem Wohlwollen für die Frau Herzogin und darin, daß ich, gastlich in ihrem Schlosse aufgenommen, einer Fürstin, die schon so viel gelitten, gern noch größern Schmerz ersparen wollte. Sie, mein Herr, bemühen sich zwar, Ihren Herzog zu entschuldigen; das ist Ihre Pflicht, und Sie tun recht daran. Aber auch mir ist es Pflicht, Fürsten, die so gegen mich handeln wie der Ihrige, ohne weiteres abzusetzen. Wenn man nicht mehr als ein paar hundert Mann aufstellen kann, so muß man sich ruhig verhalten. Nicht einmal der Herzog von Braunschweig, der verbissenste meiner Feinde, hat ein

---

zu haben, sind der einzige Trost, der uns niemals verläßt, auch wenn das Unglück uns der Annehmlichkeiten des Lebens beraubt.

Es ist mir bekannt, daß der Kaiser den Soldaten ehrt, der mit Eifer seinen Beruf ausübt; er wird mich daher niemals verachten können. Sein hoher Wille wird das Schicksal meiner Familie und das meines Landes entscheiden." — Diesen Brief überreichte Müller nebst einem Schreiben der Herzogin dem Kaiser Napoleon.



Digitized by Google

Truppenkontingent an Preußen gestellt." — Hier sah er den Fürsten von Benevent fragend an. — „Der Herzog von Gotha hat es sich nicht im Traume einfallen lassen; aber ich weiß schon, man hat dem Ehrgeiz Ihres Herzogs durch ein Kommando geschmeichelt und so ein Netz um sein Haupt gesponnen. Es wäre fürwahr jetzt die beste Zeit, daß er seine Staaten verlöre. Sie sehen, wie ich's mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen! Wie diesen Hut," — er warf seinen Hut zornig zur Erde —, „will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde! Ich habe große Lust, es mit Ihrem Fürsten ebenso zu machen.

„Beim Himmel! wenn man nicht wenigstens 100 000 Mann und eine gute Anzahl Kanonen hat, soll man sich nicht unterstehen, mit mir Krieg führen zu wollen. Und diese Preußen hatten wohl soviel und mehr: was aber hat es ihnen geholfen? Ich habe sie zerstreut wie Spreu im Winde, ich habe sie niedergeschmettert, und sie werden fürwahr sich nicht mehr aufrichten. Und was will ich denn? Führe ich denn Krieg nur zum Spasse? Hat man mich nicht durch höhnische Herausforderung dazu gezwungen?

„Wäre Ihr Herzog klug gewesen, so hätte er sich ganz ruhig verhalten und sich an den Rheinbund anschließen sollen. Ich hätte ihn wohl gar mit Bevorzugung darin aufgenommen, und es würde jetzt ganz anders mit ihm stehen."

„Sire," fiel ich ein, als er einen Augenblick zu toben aufhörte, „wie hätte der Herzog von Weimar sich an



Digitized by Google

den Rheinbund anschließen können, zu welchem ihm auch nicht die leiseste Aufforderung zukam; dessen Abschluß ihm erst kund wurde, als die preußischen Armeen schon ganz Sachsen in kriegerischer Haltung überzogen? Von Friedrichs II., seines Großoheims Zeiten her war das politische Verhältnis unseres kleinen Staates eng an Preußens Politik geknüpft, wie es die geographische Lage, Religions- und Familienverwandtschaft und die ganze Natur des preußischen Uebergewichts in Norddeutschland mit sich brachten. Schon lange war der Herzog preußischer General gewesen, ehe die leiseste Spannung zwischen Preußen und Frankreich, die man ja immer für natürliche Verbündete hielt, bemerkt wurde. Jetzt wo sie, überraschend hervorgetreten, plötzlich zu unseligem Krieg ausbrach, wie konnte da der Herzog seinem früheren Bündnis und seiner ritterlichen Ehre untreu werden? Und hätte nicht Preußen in solcher Krise ihn und sein Land alsobald feindlich behandeln müssen?"

„Ach was!" rief der Kaiser noch immer höchst zornig, „die nahe Verwandtschaft Rußlands mit Weimar hätte es wohl nicht dazu kommen lassen. In dieser Verwandtschaft mußte der Herzog, wenn ihn nicht eigene Leidenschaft gegen mich verblendete, die sicherste Schutzwehr gegen alle Gefahr und gegen alle Uebel finden, die ihm von Preußen her irgend drohen konnten. Aber nein, sein Ehrgeiz überwog, er wollte seine Rolle spielen. Nun mag er dafür büßen, da er seine Familie und sein Land ins größte Elend gestürzt hat."

„Wohlan," entgegnete ich im leidenschaftlichen Eifer, „Eure Majestät können gerade daraus entnehmen,



Digitized by Google

welch ein guter und edler Fürst unser Herzog sein muß, daß noch jetzt, nachdem wir die unglücklichen Opfer dieser unvermeidlichen Verbindung mit Preußen geworden, wir dennoch alle, seine Untertanen und Diener, willig Blut und Leben daran setzen wollen, um nur unsern Fürsten uns zu erhalten!

„Mit meinem Kopfe möchte ich dafür bürgen, daß Eure Majestät den Herzog Ihrer ganzen Achtung wert finden werden, sobald Sie ihn näher kennen lernen. Wohl hätten vielleicht auch wir in dem Rheinbunde eine sichere Stütze und Garantie unserer politischen Existenz finden mögen, aber gebieterische Pflichten hemmten die Freiheit jeder diesbezüglichen Aeußerung.

„Kaum hatten die ersten preußischen Rüstungen begonnen, als der König in einem eigenhändigen Briefe den Herzog aufforderte, sich, gleich dem Kurfürsten von Sachsen, ihm anzuschließen. Wie konnte der Herzog, der wohl früher die preußischen Kriegsdienste zu verlassen gewünscht hatte, jetzt seinen Abschied fordern, ohne feig und treulos zu erscheinen? Und wie können Sie, Sire, der Sie die Ehrenlegion geschaffen haben, einen Fürsten darum verdammen, daß er die Gesetze der Ehre unverbrüchlich befolgt hat? Eure Majestät sehen doch, daß der Herzog der Partei, die er einmal, wenn auch ohne seinen Willen ergriff, treu zu bleiben weiß, so lange die Ehre es fordert. Von einem solchen Fürsten können auch Eure Majestät, wenn jene früheren Verbindungen einmal gelöst sind, nur die treueste Ergebenheit und das loyalste Benehmen erwarten."

„Nun gut," versetzte Napoleon in milderem Tone,



Digitized by Google

„ich sehe wohl, daß Sie ein guter Advokat sind. Wo ist Ihr Herzog in diesem Augenblick?"

„In Güstrow war er zuletzt," antwortete ich, „wie ich durch einen mecklenburgischen Edelmann, den Baron von Kettenburg, erfahren habe."

„Warum aber kommt er nicht hierher?" fiel der Kaiser ein.

„Weil er die Befehle Eurer Majestät und die nötigen Pässe zu seiner Herreise erst abwarten muß," entgegnete ich.

Hierauf wandte sich der Kaiser zum Fürsten von Benevent mit den Worten:

„Wohlan, so mögen denn die Pässe ausgefertigt werden, die der Herr Rat hier verlangt, und zwar für alle Mitglieder der herzoglichen Familie, auch für die Großfürstin-Erbprinzessin. Man soll ihr überall unterwegs mit der Auszeichnung begegnen, die ihr hoher Rang erheischt, aber" — hier sprach er mich wieder mit feierlichem Nachdruck an, — „aber machen Sie es Ihrem Herzog recht einleuchtend, daß er sein Land und seine politische Existenz einzig und allein der hohen Achtung, ja der innigen Freundschaft verdankt, die ich für seine Gemahlin, die Frau Herzogin gefaßt habe, sowie auch den freundschaftlichen Gesinnungen und der Anhänglichkeit, die ich für ihre würdige Schwester, die Frau Markgräfin hege, überhaupt für das ganze badensche Haus. Dieses vortreffliche Schwesternpaar sollte allen Fürstenhäusern in Europa zum Beispiel und zur Nacheiferung dienen; alles, was ich für Weimar noch irgend tun werde, wird ganz allein aus Rücksicht für sie geschehen."



Digitized by Google

Hiermit endigte diese denkwürdige Audienz, und in ziemlicher Erschöpfung eilte ich ins Vorzimmer zurück.

Friedrich von Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813.

## Der Kaiser Napoleon und der Geschichtsschreiber Johannes von Müller in Berlin, 1806.

Der berühmteste Geschichtsforscher seiner Zeit, Johannes von Müller, Verfasser der bekannten Geschichte der Schweiz, hatte am 20. November 1806 abends 7 Uhr im Schlosse von Berlin beim Kaiser Napoleon eine Privataudienz, über die er in einem Briefe vom 25. November 1806 an seinen Bruder Johann Georg Müller berichtete:

Ich fuhr auf die bestimmte Stunde zum Minister Maret und wurde vorgestellt. Der Kaiser saß auf einem Sofa; wenige mir nicht bekannte Personen standen entfernt im Zimmer. Der Kaiser fing an, von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie beenden solle, daß auch die späteren Zeiten ihr Interesse haben. Er kam auf das Vermittlungswerk zu sprechen und gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben wollten. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen, die entgegengesetzten Charaktere der Araber (die der Kaiser sehr rühmte) und der tar-



Digitized by Google

tarischen Stämme. Er sprach weiterhin von dem eigentlichen Werte der europäischen Kultur, alsdann wie alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist, und er selbst durch seine Feinde groß geworden sei; von der großen Völkervereinigung, deren Gedanken nicht Heinrich IV. gehabt; von dem Grunde aller Religionen und ihrer Notwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, die durch allzuverwickelte Verfassungen (dergleichen die deutsche) und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt worden. Es ist noch sehr viel und in der Tat über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden.

Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte, und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde). Ich widersprach bisweilen, und er ging in die Diskussion ein. Ganz unparteiisch und wahrhaft wie vor Gott, muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, sowie seine Art, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Ein paar Marschälle, auch der Herzog [Fürst] von Benevent,[1] waren indes gekommen. Er unterbrach

[1] Talleyrand.



Digitized by Google

sich aber nicht. Nach fünf Viertel- oder anderthalb Stunden ließ er das Konzert anfangen, und ich weiß nicht, ob zufällig oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren zumal eines auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kühreihen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich und verließ das Zimmer.

Seit der Audienz bei Friedrich dem Großen (1782) hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urteile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben; Friedrich war etwas voltairisch. Im übrigen ist in seinem Ton viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Mund etwas ebenso Einnehmendes, Fesselndes wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert.

Johannes von Müller, sämtliche Werke.

## Der Kaiser Napoleon und der Intendant Daru bei Eylau, 1807.

Die Schlacht von Eylau war geschlagen. Wie man weiß, war sie sehr blutig, lange Zeit unentschieden und ohne ein anderes Ergebnis aufzuweisen, als daß die Franzosen das Schlachtfeld behaupteten, außer stande, die russische Armee auf ihrem Rückzuge zu beunruhigen. Am nächsten Morgen versammelte der Kaiser seine Marschälle um sich, zeigte sich durchaus nicht



Digitized by Google

niedergeschlagen, sprach mit ihnen in einer Weise, die ihre Energie aufrechterhalten sollte, teilte ihnen jedoch keinerlei Plan für den nächsten Tag mit. Darauf blieb er mit dem Armeeintendanten Daru allein.

„Können wir eigentlich," fragte er ihn, „hierbleiben?"

Daru setzte ihm den Zustand der Armee auseinander. Die Soldaten hätten als einzige Nahrung nur Kartoffeln, die sie aus der Erde scharrten, die Pferde fräßen das Stroh von den Dächern, und dabei sei kein Fouragetransport zu erwarten. Die Magazine und die Verproviantierungspunkte seien zu weit entfernt, Polen mit kranken Soldaten, Nachzüglern oder Vereinzelten überfüllt; nicht ein Marschall, ja nicht einmal ein Oberst könne sagen, wieviel er Kombattanten habe.

Das alles wußte der Kaiser und legte sich darüber mit der größten Kaltblütigkeit Rechenschaft ab. Er hatte alles bedacht; sein Plan war berechnet und festgesetzt.

„Wir werden," sagte er, „noch zwei oder drei Tage hierbleiben und uns dann einige Meilen weit zurückziehen. Sie setzen sich in Thorn fest; auf allen Brücken über die Weichsel müssen Gendarmen aufgestellt werden, und niemand, weder Kranke noch Verwundete, dürfen hinüber, nur die Amputierten. Wir werden die Nachzügler nicht verfolgen, und niemand soll bestraft werden. Thorn wird der Mittelpunkt der Verwaltung: Sie werden dahin alle Hospitäler, alle Magazine, alle Transporte kommen lassen, die Sie dann nach den verschiedenen Kantonierungen dirigieren. Den Soldaten geben wir Wein, liefern ihnen Schuhe und Kleider, und



Digitized by Google

so wird ein jeder lieber zu seinem Korps zurückkehren, als vor Hunger und Entbehrung im Schnee sterben. Die verwundeten Offiziere erhalten Belohnungen. In wenigen Wochen haben wir wieder eine Armee; es kommen Leute aus Deutschland, wir nehmen Danzig, und wenn der Winter vorüber ist, ziehen wir wieder mit einer glänzenden Armee ins Feld!"

Daru liebte es sehr, diese Unterhaltung zu berichten. Bei keiner andern Gelegenheit erschien ihm der Kaiser so groß.

Souvenirs du Baron de Barante.

## Der Kaiser Napoleon und der Chirurg Baron Percy nach Eylau, 1807.

Nach der äußerst blutigen Schlacht bei Eylau ließ Napoleon den bei der Armee sehr beliebten Chirurgen Baron P. F. Percy zu sich in sein Zelt rufen, um sich über den Zustand der Verwundeten und Kranken zu erkundigen. Der Kaiser empfing Percy vollständig angekleidet auf seiner Matratze liegend; seine Züge waren ernst aber zuversichtlich.

„Haben Sie viele Verwundete?" war seine erste Frage.

„Sire, ich glaube, wir haben ungefähr viertausend verbunden."

„Sind die Wunden gefährlich?"

„Tausend davon sind sehr ernst."

„Wieviele werden an ihren Wunden sterben?"



Digitized by Google

„Ein Drittel, denn die Kartätschen und Granaten haben ungeheure Verheerungen angerichtet."

„Haben Sie auch solche, die durch blanke Waffen verwundet wurden?"

„Viele, Sire. Die Lanze, der Säbel und das Bajonett haben viel Unheil angerichtet. Einer Ihrer Gardisten hatte oberhalb des Schenkels und im Gesäß die ganze Klinge eines russischen Bajonetts sitzen, dessen Röhre durch die Wucht des Stoßes abgebrochen war. Wir haben sie ihm ohne Anstrengung herausgezogen, und dieser Verwundete wird geheilt werden."

„Haben Sie unsere verwundeten Generale gesehen?"

„Ich habe den General Levasseur getroffen, der einen Knochenbruch des linken Oberarms hat. Der General Léval ist durch eine Kugel an der Achillessehne verwundet, und der General Heudelet hat eine in den Unterleib erhalten. Dem Generald'Hautpoul ist der linke Schenkel durch eine Kartätschenkugel zerschmettert worden; General Augereau hat eine Wunde am Bein und der General d'Allemagne hat zehn Lanzenstiche erhalten, davon einen in den Unterleib, wodurch das Darmnetz zerrissen worden ist."

„Glauben Sie den General d'Allemagne retten zu können?"

„Nein, Sire: der blutuntermischte Urin, die krampfartigen Erbrechungen, der niedrige Puls, die unüberwindliche Kälte der Extremitäten, die Beklemmungen usw. sind alles Vorboten eines nahen, unglücklichen Endes."

„Und wird der General d'Hautpoul davonkommen?"

„Ich wünschte es, Sire; er liegt in einem Schlosse



Digitized by Google

zwei Stunden von hier und erwartet mich heute morgen."

„Sie können nicht hingehen. ‚Sie müssen sich allen und nicht einem Einzelnen widmen. Warum haben Sie ihm nicht den Schenkel amputiert?"

„Mein Kollege Larrey[1] hat ihn untersucht und verbunden und mir gesagt, es sei sehr wahrscheinlich, das Bein erhalten zu können."

Darauf wandte sich der Kaiser an den Percy begleitenden Chirurgen Lombard und fragte, ob er Leute zu seiner Hilfe zur Verfügung habe. Lombard antwortete, nein; es gäbe weder Verwalter, noch Angestellte, noch Wärter, aber es fehle weder an Wäsche noch Scharpie, noch Instrumenten.

„Was ist das für eine Wirtschaft! Welche Barbarei!" rief der Kaiser.

„Sire," antwortete Lombard, „wenn man sicher ist, nach dem Kriege seines Amtes entsetzt zu werden, wie gut man sich auch während des gefahrvollsten Krieges geführt haben mag, so kann man sich schwer entschließen, einer Armee als Angestellter oder Krankenwärter zu folgen. Ja, dieser Titel ist sogar nach unserer Rückkehr nach Frankreich eine schlechte Empfehlung."

„Das ist wahr," erwiderte der Kaiser, „weil in der Tat nur Abenteurer und dunkle Existenzen eine Anstellung in den Lazaretten annehmen, die sie dann wieder verlassen, sobald sie sehen, daß sie keine Geschäfte machen."

„Eure Majestät," glaubte Percy einwerfen zu müssen, „vergleichen hoffentlich Ihre Chirurgen nicht mit solchen

[1] Dominique Jean Larrey, 1766—1842, war einer der geschicktesten und aufopferndsten Chirurgen der napoleonischen Armee.



Digitized by Google

Leuten, wenn sie auch keine sicherere Aussicht als diese haben."

„Nein, nein, ich bin mit ihren Bemühungen, ihrer Aufopferung, ihrer guten Haltung sehr zufrieden, und von nun an soll alles besser angeordnet werden. Jeder soll der Dauer seines Amtes gewiß sein, und es wird eine beständige, militärische Organisation eingerichtet werden."

„Sire," daß eine solche Organisation von größter Notwendigkeit ist, darüber ist nicht zu streiten, ebensowenig über deren Vorteile. Wenn man in Ihrer Garde, trotz der Zeit und des Ortes einen recht guten Ambulanzdienst eingerichtet hat, so kommt es daher, daß Sie ihr Beamte und Wärter gegeben haben, von denen die einen Offiziere und die andern Soldaten sind. Das gleiche tut auch uns not, und vor allem müssen unsere Chirurgen ein Korps bilden, wie ich die Ehre hatte, es Eurer Majestät vorzuschlagen."

„Gut. Was ist aus Ihren Verwundeten geworden?"

„Sire, ein falscher Alarm gegen ein Uhr hat mit einemmal fünfzehnhundert verjagt, die alle auf einmal verbunden sein wollten, obgleich sie nur leicht verwundet waren. Ich kenne kein besseres Mittel, um eine überlastete Ambulanz zu befreien."

Der Kaiser und der Marschall Berthier lächelten, und die beiden Chirurgen wurden daraufhin verabschiedet.

Baron de Percy, Journal des Campagnes.



Digitized by Google

## Der Kaiser Napoleon, Kaiser Alexander und General Uwaroff auf dem Niemen, 1807.

Napoleon konnte außerordentlich liebenswürdig sein, wenn ihm daran lag, jemandem zu gefallen. Bei jener Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander auf dem Niemen nach der Schlacht bei Friedland entfaltete er ein Wesen, das alle Anwesenden bis zur Begeisterung entzückte. Er, der Sieger, der in seiner Hand das Geschick zweier großen Mächte hielt, bot seinen besiegten Feinden seinen Schutz und seine Freundschaft an!

Alexander kam auf einem Floß in Begleitung des Großfürsten Constantin, des Generals Bennigsen, des Fürsten Lubanoff und des Generals Uwaroff an, Napoleon war von Murat, den Marschällen Berthier und Bessières, dem General Duroc und dem Grafen Caulaincourt begleitet.

Die beiden Herrscher umarmten sich mehrmals außerordentlich herzlich.

„Mein Bruder," begann Napoleon, die Hand Alexanders in der seinen haltend, „das Waffenglück ist Ihnen abhold gewesen, aber Ihre Armee hat sich heldenmütig und aufopfernd gezeigt; Ihre Truppen haben Wunder von Mut getan . . . Die Russen sind ganz besonders tapfer . . . Wer befehligte die Kavallerie?" fragte er, sich an den General Bennigsen wendend!

„*Je*, Sire," sagte ein rasch vortretender noch junger Mann.[1]

[1] Es war der General Uwaroff.



Digitized by Google

Die beiden Kaiser und alle Anwesenden lachten aus vollem Herzen und Napoleon meinte: „Wenn Sie auch nicht sehr gut französisch sprechen, so haben Sie sich doch wunderbar geschlagen."

Souvenirs du duc de Vicence.

## Der Kaiser Napoleon und der Chirurg Percy in Tilsit, 1807.

Auch in Tilsit hatte der Chirurg der Großen Armee, Baron Percy, eine Audienz beim Kaiser. Napoleon nahm gerade sein Mittagsmahl ein, als der Chirurg vorgelassen wurde. Es bestand aus einer sehr einfachen Suppe, Koteletten, Reis und einer Nachspeise.

„Guten Tag, Herr Percy," begrüßte Napoleon den Arzt. „Wie geht es Ihnen?" Dann wandte er sich wieder den Speisen zu und sagte: „Welches Glück, essen zu können!"

„Ja, Sire," antwortete Percy, „es ist ein großes Glück, wenn man Hunger hat."

„Oh, ich verschlinge alles," meinte Napoleon; „seit einiger Zeit habe ich einen wahren Wolfshunger; ich glaube, wir sind alle gut bei Appetit in der Armee."

„Man arbeitet auch im gleichen Maße, Sire, und Eure Majestät haben in letzter Zeit vieles vollbracht."

„Wie finden Sie das?"

„Sire, hierbei könnte man wirklich sagen, unsere Sprache sei zu arm, dies auszudrücken, denn sie liefert mir nicht einen einzigen Ausdruck, der das wiedergeben



Digitized by Google

könnte, was wir alle empfinden. Erlauben Sie, daß ich mich lateinisch ausdrücke: Tu solus altissimus."[1]

Seine Majestät lachte. Alsdann beschwerte er sich über das schlechte Wasser des Landes und fragte:

„Herr Percy, wo gibt es das beste Wasser?"

„In Paris, Sire."

„Ja, das ist wahr," bestätigte Berthier, „kein Wasser ist so gut wie das der Seine."

„Ich trinke Selterswasser," sagte der Kaiser, „aber ich finde es recht scharf . . ."

„Sire, Sie müssen die Flaschen zwei Stunden vorher öffnen lassen, damit ein Teil der Kohlensäure entweicht."

„Haben Sie gehört?" sagte Napoleon zu seinem Haushofmeister.

„Wie geht es den Verwundeten?" fragte er darauf den Chirurgen.

„Sire, wir haben alle die Verwundeten auf Elbing, Marienburg, Marienwerder usw. geräumt, denen der Transport nichts schaden konnte, und im großen Heilsberger Schlosse ist ein Hospital von 1200 Betten für Amputierte oder schwer Verletzte errichtet worden. Es bleiben 1400 Russen in Friedland, 600 in Heilsberg usw."

„So viele?"

„Ja, Sire, und ich glaube, die russische Armee hat uns wenigstens noch einmal so viel hinterlassen."

„Haben Sie wohl ebenso viele Verwundete gehabt als in Preußisch Eylau?"

„Ja, Sire, aber im ganzen, seit dem 5. bis zum 14."

„Ich glaube es und habe immer so gerechnet. Sie

[1] Du bist allein der Höchste.



Digitized by Google

haben doch das Schlachtfeld von Friedland durcheilt; nicht wahr, es ist ein entsetzlicher Anblick?"

„Wenn man nur Tote dort fände, würde der Anblick eines Schlachtfeldes weniger schrecklich sein, aber die unglücklichen Verwundeten, denen man nicht helfen, die man nicht alle auf einmal wegschaffen kann, jene Sterbenden, deren Qualen man nicht abkürzen darf, brechen ein empfindsames Herz."

„Das ist wahr. Sie sind ein Soldatenkind?"

„Beinahe, Sire; mein Vater war Militärchirurg."

„Bei welchem Regiment?"

„Bei der Tallart-Infanterie."

„Ich habe nie von diesem Regiment gehört."

„Sire, es existiert seit mehr als fünfzig Jahren nicht mehr; ich glaube, man hat es dem Regiment Beauvoisis einverleibt."

„Und Sie haben den Beruf Ihres verstorbenen Vaters ergriffen?"

„Sire, ich bin eine Zeitlang Gendarm des Königs gewesen, nachher Chirurg im selben Korps und dann Oberchirurg bei der Kavallerie. Aber in Wirklichkeit bin ich erst etwas geworden, seit Eure Majestät geruht haben, mich mit Ihrem Vertrauen und Ihrer Güte auszuzeichnen."

„Es gibt hier eine Art von preußischem Chirurgen," sagte Napoleon, „der sich mit seinen Kenntnissen breit macht und behauptet, die französischen Chirurgen verständen nichts vom Verbinden."

„Sire, dieser Mann, der mir durchaus nicht bekannt ist, kann nur ein mittelmäßiger Chirurg sein, weil er seine Kunst nur in Hinsicht auf die Hilfswerkzeuge und mecha-



Digitized by Google

nischen Mittel beurteilt, die jedoch nicht die Hauptsache sind. Freilich hängen die Deutschen außerordentlich an jenen kleinen Einzelheiten, die weder Genie noch Geisteskraft erfordern. Sie beflimmern ihre Kunst wie ihre Kleider, ihre Möbel, wie alles, was sie machen. Sie haben Bandagenläden und Bandagisten, fertige Bandagen, Kompressen, Holzbeine; man macht bei ihnen breite Zwirnbänder, die sie Binden nennen, die jedoch, da sie zwei gewebte Kanten haben, sich schlecht verwenden lassen, drücken und einschneiden und nur den schwachen Vorzug haben, daß sie hübsch aussehen."

„Sind die Engländer bessere Chirurgen als die Deutschen?"

„Ja, Sire, und wenn ich nicht fürchtete, vorlaut zu erscheinen, so möchte ich sagen, sie kommen uns fast in den Kenntnissen und der Geschicklichkeit gleich. Sie übersetzen unsere chirurgischen Werke, und wir tun dasselbe mit den ihrigen. Es herrscht sehr viel Aehnlichkeit zwischen der chirurgischen Praxis der beiden Nationen. Sie haben übrigens bessere Instrumente als wir . . ."

„Wieso? Haben wir bei der Armee nicht ebenso gute Instrumente wie sie?

„Wir haben einige Verbandkästen, die von geschickten Messerschmieden in Straßburg angefertigt wurden, aber die andern taugen durchaus nichts, und es fehlen mehr als fünfzig."

„Ah! verwünschte Verwaltung! Wie empört bin ich über alles, was bei dieser Verwaltung vorgeht! . . . Haben wir vorherrschende Krankheiten?"



Digitized by Google

„Ja, Sire, augenblicklich herrscht die Ruhr im Heere, aber sie ist weder tödlich noch ansteckend."

„Die Ruhr? Da muß man sich in acht nehmen. Gibt es genug Reis in den Hospitälern? Das ist das einzige Mittel dagegen. Uebrigens," wandte er sich an Berthier, „haben wir selbst Reis für uns?" Berthier antwortete bejahend.

Und nun kam das Gespräch wieder auf die russischen Verwundeten. Der Kaiser, der ihre Zahl bedeutend fand, sagte:

„Im Grunde genommen ist es mir lieber, daß es diese »Viecher« sind und nicht unsere braven Leute. Wir brauchen sie ihnen nur zurückzulassen und sie zu benachrichtigen, daß sie für ihre Verwundeten Sorge tragen. Was meinen Sie, Herr Percy?"

„Ich meine, Sire, nichts ist uns angenehmer, als diese Maßnahme, denn es lasten mehr als dreitausend russische Verwundete auf uns, und das ist für uns nur ein Zuwachs von Mühen und Ausgaben."

Darauf zog der Kaiser sich in sein Kabinett zurück, den Chirurgen freundlich verabschiedend.

Baron de Percy, Journal des Campagnes.

## Der Kaiser Napoleon und die Königin Luise von Preußen in Tilsit, 6. Juli 1807.

Prinzessin Luise Radziwill, die Schwester der Königin Luise von Preußen, die im täglichen vertrauten Verkehr mit ihr lebte, beschreibt in einem Briefe an



Digitized by Google

ihren Gemahl, Fürsten Anton Radziwill, der sich damals in Wien aufhielt, die Zusammenkunft Napoleons und ihrer Schwester in Tilsit. Die Königin Luise selbst streift die Unterhaltung mit Napoleon nur flüchtig in einigen Zeilen an Frau von Berg aus Königsberg am 8. Juli 1808.

Nachdem Prinzessin Radziwill im allgemeinen von der Zusammenkunft der Fürsten auf dem Niemen gesprochen, fährt sie fort:

Am Tage nach dieser Zusammenkunft[1] begab sich der Kaiser Alexander nach Tilsit; die französischen Truppen manövrierten vor ihm, und er aß bei Napoleon zu Abend. Man sprach die ganze Zeit von Geschäften und trennte sich erst spät in der Nacht. Napoleon wiederholte mehrmals, man müsse sehr bald Unterhändler und Bevollmächtigte beauftragen, denn er merke, wie stark der Einfluß Alexanders auf sein Herz sei, so daß er vielleicht dadurch die Interessen des Volkes, die ihm anvertraut seien, außer acht lassen könne.

Nachdem man über den Waffenstillstand übereingekommen war, nahm auch der König (von Preußen) die Einladung an, nach Tilsit zu kommen, wo er sich eine Wohnung reservierte, denn auf die Dauer blieb er in Picktupöhnen . . . Der Marquis (Marschall) Bessières und der Prinz Murat hatten Befehl, ihm entgegenzugehen. Sie verfehlten ihn und entschuldigten sich. Nachher begleiteten sie ihn mit einigen Abteilungen Gardejägern bis zur Tür Napoleons. Alexander war bereits dort . . . Man setzte sich zu Tisch und erhob sich um 9 Uhr. Vor dem Essen erkundigte sich Na-

[1] 27. Juni.



Digitized by Google

poleon nach der Königin und ihrem kranken Kinde[1] und fügte hinzu:

„Ich weiß, die Königin haßt mich; wenn Sie jedoch mit mir Frieden schließen, wird sie sich wohl auch mit mir aussöhnen."

Der König (Friedrich Wilhelm III.) antwortete ohne Verlegenheit:

„Nicht die Königin hat Eure Majestät beleidigt."

Man setzte sich darauf zu Tisch: der Kaiser von Rußland saß in der Mitte, Napoleon an seiner Linken und der König von Preußen zur Rechten, der Großfürst Nikolaus und der Prinz Murat hatten an beiden Seiten des Tisches Platz genommen. Duroc befand sich den Fürsten gegenüber und bediente stehend. Weder Pagen noch Diener waren zugegen; die Offiziere der Adjutantur, den Degen an der Seite, im gestickten Rock, bedienten. Nach der Suppe erhob sich Napoleon und trank auf die Gesundheit der Königin von Preußen. — Das ganze Diner dauerte nur dreiviertel Stunden. Der König zog sich sofort darnach zurück, und die Unterhaltung Napoleons mit dem Kaiser Alexander dehnte sich noch bis spät in die Nacht hinein aus.

. . . Diners und Zusammenkünfte folgten in Menge. Napoleon bewahrte gegen den König über die Ereignisse und seine Absichten stets vollkommenes Schweigen. Man ließ den König glauben, daß seine Zurückhaltung, die bei ihm eine Folge von Verlegenheit ist, Napoleon mißfiele und daß er sie als einen Beweis der Nichtachtung und Feindschaft betrachte. Der König gewann es daher über sich, Napoleon etwas näher zu kommen, ja er sprach

[1] Prinzessin Alexandrine, die kurz zuvor von den Masern genesen war.



Digitized by Google

ihm sogar von Friedensplänen. — Er erhielt nur ausweichende Antworten. Unter anderem sagte er zu ihm: „Hinsichtlich Polens müßte man einen König einsetzen, der weder Oesterreich noch Rußland in den Schatten stellte."

Die Diners vergehen auf seiten Napoleons unter Fragen aller Art, die oft die Anwesenden in die größte Verlegenheit brachten. Zum Beispiel fragt er Alexander: „Wieviel bringt Ihnen die Zuckersteuer jährlich ein?" Ein andermal kommt die Religion an die Reihe, und er stellt Fragen wie ein Geistlicher an seine Konfirmanden. Alle diese Fragen sind hauptsächlich an den Kaiser Alexander gerichtet; der König wird seltener in die Lage versetzt, darauf zu antworten. Einmal sprach er mit dem Kaiser Alexander in Gegenwart des Königs sein Bedauern darüber aus, daß er gezwungen gewesen sei, diesen Krieg zu unternehmen, der alle seine Pläne gestört habe. Er sagte: „Den Grafen von Hardenberg betrachte ich als einen Mann, der mir durch die Art und Weise, wie er sich gegen Herrn von Laforest[1] benommen, eine Ohrfeige gegeben hat."

Bei einer der letzten Zusammenkünfte Napoleons mit Alexander und dem Könige hat Napoleon ihnen angekündigt, daß er seine auf die Friedenspräliminarien bezüglichen Ideen (der König nennt sie: volontés) zu Papier gebracht habe. Heute, am 3. Juli, melden die Briefe des Königs, daß der Marschall von Kalckreuth nicht aufhöre, ihm die Anwesenheit der Königin in Tilsit eindringlich zu machen. Er schreibt Ihrer Majestät, daß mehrere bedeutende Persönlichkeiten ihn davon benachrichtigt

[1] Gesandter in Berlin im Jahre von 1803 bis 1806.



Digitized by Google

hätten, welche Wirkung die Gegenwart Ihrer Majestät hervorbringen würde. Als Nachschrift fügt er hinzu, am Abend habe Berthier, der eben von Napoleon kam, noch beim Marschall vorgesprochen, der bereits ausgekleidet war. Er habe zwar den Vorwand einer anderen Angelegenheit gebraucht, aber im Grunde wollte er ihn nur versichern, daß das Wohl und die Existenz Preußens von der Ankunft der Königin abhinge. Ihre Leutseligkeit, ihre Sanftmut und Anmut würden in kurzer Zeit mehr ausrichten als alle Unterhändler. Und damit er wüßte, wie sehr Napoleon diese Ankunft wünschte, hatte er ihm (Kalckreuth) gesagt, daß Seine Kaiserliche Majestät bei der Nachricht von dem Besuche der Königin beim König in Picktupöhnen geantwortet habe: „Ah! desto besser!" und sehr zufrieden schien.

Dieses Wort war entscheidend; und man wünscht, daß die Königin ohne Zeitverlust aufbricht. Morgen, den 4. Juli begibt sich die Königin auf die Reise, um sich 5—6 Tage in Picktupöhnen niederzulassen! Sie ist jedoch davon unterrichtet, daß Napoleon sie nicht besuchen wird, da er den Niemen nicht überschreiten will!!! Sie also wird nach Tilsit gehen und in dem vom König reservierten Appartement absteigen. Dort wird sie Napoleon empfangen und wahrscheinlich von ihm zum Diner oder Souper eingeladen werden . . .

Die Königin ist am 4. abends in Picktupöhnen angekommen . . . Am 5. morgens ist Herr von Caulaincourt gekommen, um sich nach der Gesundheit der Königin zu erkundigen. Er hat sie zu ihrer Ankunft beglückwünscht und ihr das Bedauern des Kaisers aus-



Digitized by Google

gedrückt, ihr nicht einen Besuch in Picktupöhnen machen zu können, da er Tilsit, die einzige freie Stadt, nicht verlassen könne. — Er wünschte zu wissen, wann die Königin nach Tilsit käme, um sie persönlich zum Diner zu sich einzuladen, und zwar möchte sie die Zeit dazu bestimmen; und man setzte den nächsten Tag für diese Zusammenkunft fest.

. . . Die Königin wollte in der Wohnung absteigen, die sich der König in Tilsit reserviert hatte. Napoleon hatte ihr ein anderes kleines Haus mit allem Luxus, der in Tilsit aufzutreiben war, einrichten lassen; an den Türen standen Schildwachen. Als Napoleon es Alexander zeigte, sagte er zu diesem: „Sagt Ihnen Ihr Herz nichts?" Die Königin aber nahm es nicht an und war am 6. um 4 Uhr in Tilsit, in großer Toilette, ihr Wagen von den Gardes du corps umgeben. Als sie vor dem Hause des Königs abstiegen, wurden sie dort vom Kaiser Alexander empfangen, der jedoch nur einen Augenblick verweilte. Zehn Minuten später langte Napoleon, umgeben von allen seinen Marschällen und mit einem ungeheuren Gefolge an. Er war zu Pferd und stieg mit großer Lebhaftigkeit ab, als er vor der Tür den König und die Damen erblickte, die Seine Majestät ihm vorstellte. Er begrüßte sie und eilte dann die Treppe hinauf. Oben wurde er von der Königin, die ganz besonders schön aussah, empfangen; sie war glücklicherweise weder bestürzt noch verlegen. Die Unterhaltung dauerte fast eine Stunde. Napoleon lud die Königin zum Diner um acht Uhr ein. Frau von Voß ward mit zur Tafel des Kaisers hinzugezogen, und dieser unterhielt sich während der Mahlzeit viel mit ihr sowie



Digitized by Google

mit der Königin. Diese antwortete mit Würde und Offenheit. Napoleon hat versichert, er sei sehr zufrieden gewesen . . .

In den vorhergehenden Unterhaltungen mit Alexander und dem König sprach Napoleon oft von seinem Glück, an dem er abergläubisch festhält. — Er sagte: daß die Vorsehung stets für ihn sei, denn diejenigen, die er zu besiegen habe, griffen ihn immer da an, wo er am stärksten wäre, und zögen niemals aus den sich ihnen darbietenden Vorteilen Nutzen. — Als er von Aegypten sprach, erzählte er, daß er sich eines Nachts unter der Mauer eines alten Gebäudes zur Ruhe niedergelegt habe, und als er fest eingeschlafen war, sei die Mauer zusammengestürzt, ohne daß auch nur ein Stein ihn traf. Als er erwachte, lag einer der Steine in seiner Hand. Er betrachtete ihn mechanisch und entdeckte darin schließlich eine Kamee des Augustus von wunderbarer Schönheit. So bringt ihm alles, was ihm schaden könnte, nur angenehme und oft unerwartete Ereignisse. — Napoleon hat dem König Herrn von Zastrow für die auswärtigen Angelegenheiten vorgeschlagen, als aber der König ihm sagte, er habe Herrn von Zastrow persönliches Unrecht vorzuwerfen, kam er davon ab.

. . . Die erste Zusammenkunft der Königin mit Napoleon ist unter großer Zuvorkommenheit von seiner Seite und ohne Verlegenheit von ihrer Seite vorübergegangen. Man hatte gewünscht, daß die Königin von den geschäftlichen Angelegenheiten spreche, und ihr so ungefähr alle Punkte genannt, auf denen der König bestand. Nach den ersten Höflichkeitsphrasen sagte sie:



Digitized by Google

„Sire, ich weiß, Sie haben mich beschuldigt, daß ich mich in die Politik mische."

„Ah, Madame, glauben Sie es nicht."

„Doch, Sire, ich bin dessen sicher und möchte Sie über den Schritt, den ich augenblicklich unternehme, aufklären."

„Madame, glauben Sie nicht, daß ich verleumderischen Einflüsterungen mein Ohr leihe."

„Sire, ich bin Gattin und Mutter, und in dieser Eigenschaft empfehle ich Ihnen das Schicksal Preußens, eines Landes, mit dem mich so viele Bande verknüpfen und das uns rührende Beweise der Anhänglichkeit liefert. Der König hängt mehr als an einer andern Provinz an Magdeburg, an dem linken Elbufer, das durch die ersten Vorschläge Eurer Kaiserlichen Majestät ihm genommen würde. Zu Ihrem großmütigen Herzen nehme ich meine Zuflucht, von Eurer Majestät erwarte ich das Glück!"

„Sie werden froh sein, Madame, wieder in Berlin zu sein?"

„Ja, Sire, aber nicht unter allen Bedingungen. Es hängt von Eurer Kaiserlichen Majestät ab, uns ohne Schmerz dahin zurückkehren zu lassen und mit Dankbarkeit Ihrer zu gedenken."

„Madame, ich würde gewiß sehr glücklich sein! — Sie haben ein entzückendes Kleid an, Madame; wo haben Sie es machen lassen?"

„Bei uns, Sire."

„In Breslau?"

„In Berlin."

„Wird in Ihren Fabriken auch Krepp gemacht?"

„Nein, Sire; aber Eure Majestät sagen mir nicht



Digitized by Google

ein einziges tröstendes Wort über die mir teuren Interessen, die allein mein Herz berühren in diesem Augenblick, wo ich von Eurer Majestät für alles, was mir lieb ist, ein glücklicheres Dasein zu erlangen hoffe. Das Herz Eurer Kaiserlichen Majestät ist zu edel, es vereinigt mit seinen übrigen Eigenschaften einen zu großen Charakter, als daß es gegen meine Schmerzen unempfindlich bleiben könnte."

Napoleon hörte ihr mit Interesse zu; die Königin bemerkte in seinem Gesichtsausdruck etwas Mildes, ein gütiges Lächeln spielte um seine Mundwinkel, das sie auf einen Erfolg schließen ließ. Da trat der König ins Zimmer, und die Unterhaltung ward unterbrochen. Als Napoleon darauf Alexander wiedersah, sagte er zu diesem:

„Der König von Preußen ist zur rechten Zeit dazu gekommen, denn eine Viertelstunde später hätte ich der Königin alles versprochen."

Dieses Wort gab der Königin mehr Hoffnung und Mut. — Napoleon war gegen sie außerordentlich aufmerksam, sagte ihr viel Schmeicheleien, und nach dem Diner begann die Unterhaltung von neuem über die geschäftlichen Angelegenheiten. — Endlich sagte Napoleon: „Madame, was wünschen Sie? Sagen Sie mir deutlich Ihre Ansichten."

Darauf erklärte ihm die Königin eingehend die Wünsche des Königs, sagte ihm, auf welche Provinzen er nicht verzichten wolle, die Gründe, aus welchem ihm diese oder jene Provinz für den Handel oder für die Versorgung Berlins von größerem Werte sei.

Napoleon gab ihr keine positive Zusicherung, be-



Digitized by Google

wies ihr sehr viel Rücksicht und Aufmerksamkeit, versicherte sie seiner Zuneigung, und als die Königin immer wieder auf die Geschäfte zu sprechen kam, sagte er:

„Madame, man hat mir immer gesagt, Sie mengten sich in die Politik, und jetzt bedaure ich nach allem, was ich gehört habe, daß es nicht der Fall ist." — Man täuschte sich, wie ich glaube, über den Sinn dieses Kompliments, das man wörtlich nahm. Und da Napoleon nach dem Weggang der Königin zu Alexander gesagt hat: „Die Königin von Preußen ist eine reizende Frau; ihre Seele entspricht ihrem Gesicht, und wahrhaftig, anstatt ihr eine Krone zu nehmen, möchte man versucht sein, ihr eine andere zu Füßen zu legen!" so gingen diese Worte von Mund zu Mund und veranlaßten zu den schönsten Hoffnungen . . .

Der Fürst von Neuchâtel wurde am zweiten Tag zur Königin geschickt, um sie zum Diner abzuholen; dieselben Förmlichkeiten, dieselben Aufmerksamkeiten, wie am Tage vorher, aber der Schmerz der Königin, die Niedergeschlagenheit des Königs, die Verlegenheit Alexanders, der Zorn Napoleons, das alles war sehr sichtbar. Vor dem Essen sprach man wenig miteinander und nur unbedeutende Dinge. Desgleichen während des Diners. Als die Königin im Begriff war, zu gehen, sagte sie zu Napoleon:

„Sire, nach den Gesprächen, die wir gestern zusammen gepflogen, nach allem, was Eure Majestät mir Liebenswürdiges und Verbindliches gesagt haben, verließ ich Sie getröstet und glaubte Ihnen unser Glück, das Glück meines Landes und meiner Kinder zu ver-



Digitized by Google

danken. Heute sind alle meine Hoffnungen vernichtet, und ich scheide von Ihnen mit ganz anderen Gefühlen."

Napoleon hatte nicht Zeit, ihr zu antworten, da die Fürsten sich ihr näherten, um von ihr Abschied zu nehmen. Als Napoleon der Königin den Arm bot, um sie zu ihrem Wagen zu führen, sagte er:

„Madame, Sie haben es sich vorbehalten, mich bis zuletzt zu »schinden«!"

„Sire, ich habe Ihnen nur meinen Schmerz ausgedrückt."

„Glauben Sie, Madame, daß ich alles, was in meiner Macht steht, tun werde, um Ihnen das Interesse und die Achtung zu beweisen, die Sie mir eingeflößt haben."

„Sire, das hängt von Ihnen ab, noch ist es Zeit; unser Glück ist in Ihren Händen."

In diesem Augenblick stieg die Königin in ihren Wagen, Napoleon nahm Abschied von ihr, und sie haben sich nicht wiedergesehen.

Paul Bailleu, Königin Luise in Tilsit. In: Hohenzollernjahrbuch. — Schreiben der Prinzessin Radziwill. (Französ. Urtext.)

Ueber dieselbe Unterhaltung berichtet der schwedische Gesandte Brinckmann dem König von Schweden am 10. Juli 1807:

Als Bonaparte in Tilsit bei der Königin eintrat, verließen alle, auch der König selbst, das Zimmer Ihrer Majestät [der Königin Luise]. Nach den ersten Komplimenten und einigen nichtssagenden Redensarten begann die Königin eine sehr ernste Unterhaltung:



Digitized by Google

„Ich lerne Eure Majestät in einem für mich höchst peinlichen Augenblick kennen. Ich sollte vielleicht Bedenken tragen, zu Ihnen über die Interessen meines Landes zu sprechen. Sie haben mich einst angeklagt, mich zu viel in Politik zu mischen, obgleich ich wirklich nicht glaube, diesen Vorwurf verdient zu haben."

„Seien Sie ganz überzeugt, Majestät, daß ich niemals das alles geglaubt habe, was man während unserer politischen Zwistigkeiten so indiskret verbreitet hat."

„Sei dem, wie ihm wolle, ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich diesen Augenblick nicht benutzte, freimütig mit Ihnen zu sprechen, als Gattin und als Mutter. Ich schmeichle mir, daß alle, die mich kennen, mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich beständig die Pflichten zu erfüllen gesucht habe, die mir diese Eigenschaften auferlegten."

„Alle Welt, Majestät, muß das zugeben."

„Nun wohl, wäre ich dem König aufrichtig ergeben, wenn ich nicht in diesen grausamen Augenblicken seinen Kummer und seine Besorgnisse teilte? Wir haben einen unglücklichen Krieg geführt. Sie sind der Sieger. Soll ich aber annehmen, daß Sie Ihren Sieg mißbrauchen wollen?"

„Eure Majestät wollen mir gestatten, offen zu antworten. Warum haben Sie mich gezwungen, die Dinge aufs äußerste zu treiben? Wie oft habe ich Ihnen Frieden angeboten? Oesterreich, das sich ungefähr in derselben Lage befand wie Sie nach der Schlacht von Auerstädt, glaubte vernünftige Bedingungen nicht zurückweisen zu dürfen, obgleich es noch zwei unversehrte



Digitized by Google

Königreiche hatte; Sie aber haben stets jedes freundschaftliche Abkommen abgelehnt. Man hat die Vorschläge, mit denen ich Bertrand nach der Schlacht von Eylau beauftragt hatte, kaum anhören wollen."

„Was die ersten Verhandlungen nach der Schlacht von Auerstädt betrifft, so war es gewiß der König, der sie abgebrochen hat, und in letzter Zeit — Sie wissen es ja besser als ich — hing es nicht mehr von uns ab, auf Sonderverhandlungen einzugehen. Doch genug. Ich wage nicht, die großen politischen Interessen zu erörtern; ich spreche Ihnen nur meine Besorgnisse über das Schicksal meiner Familie und meiner Kinder aus. Die Geschichte unserer Tage stellt mir schreckliche Beispiele vor Augen, und ich könnte den Gedanken nicht ertragen, unglücklichen Wesen das Leben geschenkt zu haben. Sie haben selbst eine zahlreiche Familie und bei jeder Gelegenheit bewiesen, wie sehr Ihnen das Schicksal der Ihrigen am Herzen liegt. Müssen Ihnen die Besorgnisse einer Mutter hierüber nicht gerecht und achtenswert erscheinen?"

„Aber Majestät glauben doch nicht etwa, daß von der Vernichtung Preußens die Rede sei?"

„Nein, aber der Friede, den man uns in Aussicht stellt, kann die Vernichtung für die Zukunft vorbereiten. Sonderinteressen könnten mit unseren Wünschen im Widerspruch stehen, aber wenn von Ihnen allein dieser Frieden abhängt . . ."

„O, Sie dürfen überzeugt sein, Majestät, daß ich allein zu entscheiden habe."

„Ich kenne Sie nur nach Ihrem Rufe, aber ich möchte Ihnen nicht das Unrecht antun, zu glauben,



Digitized by Google

daß Sie gegen das Vergnügen unempfänglich wären, zu dem Glücke derjenigen beizutragen, die man beklagen mag, aber die man nicht verachten kann. Ist die Rache dessen würdig, der sie widerstandslos ausüben darf? Eine Frau darf Ihnen sagen, was einem Manne nicht wohl anstehen würde. Erwerben Sie sich ein Anrecht auf unsere Dankbarkeit, und Ihre Siege werden Ihnen doppelt Ehre machen."

„Aber haben Eure Majestät nicht selbst meine Freundschaft für Preußen zurückgewiesen?"

„Allerdings habe ich daran nicht geglaubt in einem Augenblicke, wo Sie, der Sie uns erst gezwungen hatten, Hannover anzunehmen, allein mit England über die Rückgabe dieses Landes verhandelten. Damals habe ich vielleicht zu warm g e g e n Ihre Interessen oder vielmehr f ü r die des Königs gesprochen."

„Ja, ich weiß, Sie haben damals den Irrtum Ihres Kabinetts geteilt; aber ich habe niemals die Absicht gehabt, den Engländern Hannover zurückzugeben."

„Gegenwärtig handelt es sich nicht mehr um dieses Land, sondern nur allein um einen Zustand der Dinge, der uns nicht gerade den Frieden, den wir so sehr nötig haben, unerträglich macht."

„Und was wünschen Sie vorzugsweise zu diesem Zwecke?"

„Ich gebe mich keiner Täuschung hin über unsere Lage. Ich weiß, daß wir Opfer bringen müssen; aber wenigstens trenne man nicht von Preußen Provinzen, die ihm seit Jahrhunderten gehörten. Wenigstens nehme man uns nicht Untertanen, die wir wie Lieblingskinder lieben, und die unter jeder anderen Herrschaft unglück-



Digitized by Google

lich sein werden. Der Krieg ist nicht zu unserem Vorteil ausgefallen, aber er hat die Anhänglichkeit unserer Völker an uns nicht vermindert — ich rufe Sie selbst zum Zeugen auf — und das ist ein großer Trost, der uns bleibt."

„Leider, Majestät, stehen die allgemeinen Kombinationen oft den besonderen Rücksichten entgegen."

„Ich verstehe nichts von den großen politischen Kombinationen; aber ich glaube der Würde einer Frau nichts zu vergeben, wenn ich den schrecklichen Schmerz des Königs betone, falls er einige der ältesten Provinzen seines Hauses abtreten müßte. Trotzdem Sie mir einen Vorwurf wegen der Verlängerung des Krieges gemacht haben, so kann ich mir doch nicht denken, daß Standhaftigkeit im Unglück in Ihren Augen ein Unrecht ist. Aber Sie lassen mich immer allein sprechen, ohne auf meine Hauptfrage etwas zu erwidern, und doch kostet es Sie nur ein Wort, um einen vernünftigeren Frieden zu schließen."

Die Verhandlungen in Tilsit [1807]. Briefwechsel König Friedrich Wilhelms und der Königin Luise. Veröffentlicht von Paul Bailleu. In: Deutsche Rundschau.

## Der Kaiser Napoleon und der bayrische Gesandte Graf François Gabriel de Bray in Dresden, Juli 1807.

Nach Abschluß des Friedens von Tilsit war François Gabriel de Bray vom bayrischen Hofe in das französische Hauptquartier gesandt worden, um den Sieger von Friedland und Eylau zu beglückwünschen und gleich-



Digitized by Google

zeitig an das Versprechen zu mahnen, das Napoleon dem Könige Maximilian Joseph in Sachen der Abtretung des im Jahre 1792 preußisch gewordenen Fürstentums Bayreuth gegeben hatte. In Bromberg traf Bray mit Napoleon zusammen, der auf der Reise nach Dresden begriffen war und den bayrischen Gesandten dahin beschied. Ueber diese Audienz berichtete Bray folgendes an seinen König in einer vom 20. Juli 1807 datierten Depesche:

Nachdem ich dem Kaiser den Brief Eurer Majestät überreicht und die herkömmlichen Komplimente ausgesprochen hatte, fand eine Privataudienz von dreiviertelstündiger Dauer statt.

Der Kaiser begann mit der Versicherung, daß er immerdar auf die Freundschaft Eurer Majestät gerechnet, deren Aufrichtigkeit und Beständigkeit anerkannt habe, mit der Wahl, die Eure Majestät unter Ihren Dienern getroffen, zufrieden gewesen sei, und daß er die Hoffnung hege, Eure Majestät würden die Empfindungen, die er für das gesamte königliche Haus hege, anerkennen.

Darauf sprach der Kaiser von der Beendigung des Feldzuges und den Tilsiter Verhandlungen. „Alles, was ich für Preußen getan habe," äußerte er, „ist aus Rücksicht für Rußland geschehen." Ueber den König von Preußen äußerte er sich höchst ungünstig und in Ausdrücken, die ich nicht wiedergeben mag. Der Kaiser hielt diesen Monarchen für beschränkt, charakter- und talentlos. Bis zu der äußeren Haltung und dem »bizarren« Aufzuge des unglücklichen Fürsten (Husarenuniform, Czapka und spitzer Schnurrbart) fand er alles an dem-



Digitized by Google

selben zu tadeln. — Auch der preußischen Nation ist der Kaiser sehr übel gesinnt, indem er sie feige und eitel nannte. „Immer wieder geschlagen und immer wieder unverschämt haben die Preußen unsere Gefangenen mißhandelt, während die Russen dieselben mit Sorgfalt überschütteten und gegen die Preußen in Schutz nahmen. Wenn sie sich dabei nur zugleich tapfer gezeigt hätten — das aber sind sie nirgends gewesen. Tapferen Leuten kann ich verzeihen und ihnen ihr Los erleichtern, — feige kann ich nicht leiden. — Es ist eine schlechte Nation! In Berlin haben sie aufs neue angefangen, Dummheiten zu begehen. Ich bin aber entschlossen, ihnen nichts durchgehen zu lassen und ihnen, wenn sie sich der geringsten Farce schuldig machen, eine um zehn Millionen erhöhte Kontribution aufzuerlegen. Magdeburg habe ich behalten, um vor ihrer Tür zu bleiben und mich unverzüglich nach Berlin zu begeben, wenn sie etwas gegen mich versuchen sollten."

Ich bemerkte darauf, daß der Kaiser doch wohl von der Königin einen günstigeren Eindruck empfangen habe. „Ja," erwiderte er, „mit der Königin ist es etwas anderes; sie ist eine Frau von Geist und Haltung, sie ist ihrem Gemahl weit überlegen und wird ihn schwerlich lieben. Der Kaiser Alexander hat sie im Jahre 1805 ins Unglück gestürzt. Der hat ein liebenswürdiges und angenehmes Wesen und ist ein Romanheld. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, wem von beiden man den Vorzug geben muß. Die Königin," fuhr der Kaiser fort, „hat alles getan und alle Mittel angewandt, um mir Magdeburg zu entreißen — Bitten, Tränen und



Digitized by Google

Ueberredungen! Ich habe das mit der Kaltblütigkeit eines alten Soldaten angesehen und der Szene ein Ende gemacht, als dieselbe unwürdig zu werden anfing. Ich sagte der Königin, daß Magdeburg von mir als Bürgschaft angesehen werde, und daß ich es behielte, um diejenigen bestrafen zu können, die aufsäßig werden könnten. Uebrigens bedürfe ich der Elbe, die gegenwärtig die Grenze des Rheinbundes bilde."

Ich fragte den Kaiser, ob die Königin nicht mehr ausgerichtet haben würde, wenn sie unmittelbar nach der Schlacht bei Jena bei ihm erschienen wäre. „Ja," erwiderte der Kaiser, „in diesem Falle hätte ich alles bis zur Elbe wiedergegeben. Danzig und Graudenz hätte ich nur behalten, weil ich ihrer Rußland gegenüber bedurfte. Sie konnten aber zu keinem Entschluß gelangen. Zastrow ist der einzige, der eine gute Rolle gespielt hat. Als Hardenberg in seine frühere Stellung zurückkehrte, hat Zastrow den Abschied verlangt, um an den Extravaganzen jenes Menschen keinen Anteil zu nehmen. Hardenberg ist ein armseliger Mensch; das hat auch der Kaiser von Rußland zugeben müssen. Im übrigen hat er es mir gegenüber versehen, und niemals wird ein Franzose mit ihm reden."

Ich benutzte diese Gelegenheit, um Lombard zu empfehlen, von dem Seine Majestät mit Anteil gesprochen hatte. Der Kaiser kam aber nochmals auf Hardenberg zurück, indem er sagte, derselbe habe kurz vor den letzten Ereignissen dem Kaiser von Oesterreich einen Brief geschrieben, von dem er durch Oesterreich selbst Kenntnis erhalten und in dem Hardenberg sich wie ein Mensch ohne gesunden Verstand ausgesprochen habe.



Digitized by Google

Der Kaiser kam dann auf die inneren Verhältnisse Bayerns und Tirols, sowie auf die Bewegung zu reden, die in Vorarlberg stattgefunden hat. Seine Majestät meinten, daß, wenn daselbst strenge Maßregeln gegen diese Leute ergriffen und einige Beispiele statuiert würden, die Verwaltung besser vonstatten gehen werde. „Ihr seid zu milde," fuhr er fort, „man muß fest auftreten! Niemals läßt ein Volk sich besser regieren, als wenn dasselbe, nachdem es gemuckst hat, gehörig gepreßt wird!" — Ich bemerkte darauf, daß es doch wohl gefährlich sein könnte, gerade da, wo die gesamte Armee sich außer Landes befände, einen Insurrektionsherd in Gärung zu bringen und Oesterreich die Gelegenheit zum Losbruch in einem für uns unbequemen Augenblick zu bieten. „Eine schwache Regierung, wie es die österreichische ist," gab der Kaiser zur Antwort, „läßt es immerdar bei halben Maßregeln bewenden. Außerdem bestehen in Oesterreich einander entgegengesetzte Parteien — Russen, Engländer und Oesterreicher; die ersteren lassen sich's häufig etwas kosten, um zu tun, was den anderen mißfällig ist."

Im weiteren Verlauf der Unterredung sprach der Kaiser von Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen [Ludwig Karl August von Bayern]. Mit Seiner Königlichen Hoheit und mit der Armee ist er zufrieden. Das in voriger Nacht stattgehabte Eintreffen des Prinzen Jérôme, der für die bayrische Armee eine lebhafte Zuneigung besitze, werde dazu beitragen, diese Empfindungen zu verstärken.[1]

[1] Jérôme befehligte in Schlesien das IX. Armeekorps, das meist aus Bayern bestand.



Digitized by Google

Ich bin auf die Einzelheiten dieses Gesprächs eingegangen, weil alles bemerkenswert erscheint, was ein Mann, wie der Kaiser, sagt.

Graf François Gabriel de Bray, Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule.

## Der Kaiser Napoleon und Caulaincourt in Charenton, 1807.

Im Jahre 1807 begleitete Caulaincourt den Kaiser nach der Irrenheilanstalt von Charenton. Napoleon besichtigte das Haus bis auf die kleinsten Einzelheiten, ließ sich über die angewandten Versuche zur Heilung und über die mögliche Heilung selbst von dieser oder jener fixen Idee Bericht erstatten und empfahl besonders, man solle „die armen Menschen sanft behandeln."

Auf dem Rückwege von Charenton nach Paris sagte er zu Caulaincourt:

„Dieser Besuch hat mich traurig gestimmt. Der Wahnsinn ist eine scheußliche Erniedrigung der Menschheit . . . Ich, ich werde einmal nicht verrückt . . . Mein Kopf ist von Eisen! . . . Im gegebenen Augenblick" — er wandte diesen Ausdruck sehr oft an — „würde ich meiner Verzweiflung auf andere Weise ein Ende machen . . . Sie könnten vielleicht einmal erfahren, Caulaincourt, daß ich plötzlich aus dem Leben geschieden, aber niemals, daß ich wahnsinnig geworden bin." [1]

Souvenirs du duc de Vicence.

[1] Vor der Abdankung 1814 versuchte der Kaiser wirklich seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen, indem er Gift nahm. Die Dosis war jedoch nicht stark genug.



Digitized by Google

## Der Kaiser Napoleon und der badische Gesandte Freiherr von Berckheim, in Paris, Oktober 1807.

Der alte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig erlag seinen Wunden, die er bei Auerstädt erhalten, am 10. November 1806 in Ottensen bei Altona. Sein Sohn und Thronfolger, Friedrich Wilhelm, wurde durch den Vertrag von Ratekau zum Kriegsgefangenen gemacht und ging seiner Staaten verlustig. Vergebens bemühte sich seine Schwiegermutter, die Markgräfin Amalie von Baden, die 1806 wegen ihres energischen Auftretens von Napoleon sehr ausgezeichnet worden war, um vom Kaiser eine Entschädigung für den Herzog zu erlangen. Einen letzten Versuch, ihn für das Haus Braunschweig günstig zu stimmen, machte sie durch die Sendung ihres Oberhofmeisters, des Geheimen Rats Freiherrn Christian von Berckheim, an den Hof des französischen Kaisers. Unter großen Schwierigkeiten wurde Berckheim am 12. Oktober 1807 von Napoleon eine Audienz gewährt, während der sich folgendes Gespräch entspann:

Napoleon: „Ah! guten Tag Herr Berckheim; wie geht es Ihnen?"

Berckheim: „Gut, Sire! Ich komme im Auftrage Ihrer Hoheit der Markgräfin von Baden, die mich beauftragt hat, Eurer Majestät ihre Empfehlungen zu überbringen, um . . ."

Napoleon: „Was macht die Frau Markgräfin? Wie geht es ihr? Es freut mich, von ihr zu hören."

Berckheim: „Sie hat mich beauftragt, Eurer Majestät diesen Brief zu übergeben, sowie einen ihres Schwieger-



Digitized by Google

sohns, des Herzogs von Braunschweig. Dieser hat mir den Orden der Ehrenlegion anvertraut, den Eure Majestät . . ."

Napoleon: „Ah, sehr gut! Ich weiß, es ist der Orden der Ehrenlegion des verstorbenen Herzogs von Braunschweig. Gut. Geben Sie her!"

Er nahm Berckheim den Orden und die Briefe aus der Hand und legte alles auf einen Marmortisch in der Nähe. Dann wandte er sich wieder an Berckheim und fragte:

„Was macht die Markgräfin?"

Berkheim: „Sie beauftragte mich, Sire, noch einmal mündlich Ihre Güte für ihren unglücklichen Schwiegersohn anzurufen, ebenso für ihre Tochter, die Herzogin von Braunschweig. Sie ist überzeugt, daß Eure Majestät, nachdem Sie ihr die Versicherung gegeben, daß Sie niemals eine der Prinzessinnen von Baden ins Unglück stürzen wollten, dies nicht in bezug auf die liebenswürdigste der Prinzessinnen dieses Hauses wünschten."

Napoleon: „Aha!" — er begann mit Berckheim im Zimmer auf und ab zu gehen — „es tut mir leid, daß ich nichts für sie tun kann, aber der Würfel ist gefallen, sein Land ist vergeben, er kann es nicht wieder haben! Sie wissen nicht, mein lieber Berckheim, daß, was die politischen Grundlagen anbetrifft, man niemals etwas ändert, wenn sie einmal festgesetzt sind."

Berckheim: „Aber der Herzog befindet sich in einer höchst unglücklichen Lage. Seiner Staaten beraubt, nehmen Eure Majestät ihm auch noch seine Privatbesitzungen, seine Domänen."



Digitized by Google

Napoleon: „Ich habe darüber bereits verfügt, das ist unwiderruflich; übrigens hat er doch eine Pension, die man ihm, soviel ich weiß, in Tilsit bewilligt hat. Weiß er das?"

Berckheim: „Außer den öffentlichen Zeitungen, die aber keineswegs offiziell sind, hat es ihm keiner gemeldet. Und übrigens ist eine Pension, besonders in unsern Zeiten, eine sehr unsichere Sache. Heute gewährt, bezahlt man sie vielleicht morgen, aber schon übermorgen nicht mehr."

Napoleon: „Nun, was wollen Sie; das ist mir gleichgültig."

Berckheim: „Wenn aber der Beschluß gegen das Herzogtum Braunschweig unwiderruflich ist, so haben doch Eure Majestät Mittel genug, um ihn zu entschädigen; das schon verstümmelte Hannover, Fulda, Bayreuth, Hanau bieten Hilfsquellen."

Napoleon: „Warum hat der Herzog von Braunschweig mit mir Krieg führen wollen? Er, der Nestor von Deutschland, hätte niemals in den Krieg einwilligen sollen. Er und Kassel sind ausgestoßen; sie haben geglaubt, mich zu verschlingen. Der Herzog von Braunschweig hat diesen Krieg verschuldet; ohne ihn hätte ihn der König von Preußen niemals unternommen; der ist von allen der Unschuldigste daran. Er ist ein Mann, der von seiner Umgebung geleitet wird, der nicht zu regieren versteht; ich habe ihm die Hälfte seines Königreichs genommen, ich habe den Herzog aus seinem Reiche verjagt."

Berckheim: „Die Lage Kassels ist von der Braunschweigs sehr verschieden. Ich kenne die Fehler des



Digitized by Google

Kurfürsten von Hessen-Kassel nicht; der Herzog von Braunschweig aber hat sich keine Vorwürfe zu machen. Ich kannte den verstorbenen Herzog persönlich und kannte seine politische Denkungsweise. Er war niemals der Ansicht, daß Preußen einen Krieg mit Frankreich beginnen solle. Vor fast drei Jahren hat er seinen Ausbruch verhindert, dann wieder vor zwei Jahren durch seine Reise nach Rußland. Seit dem letzten Krieg hat er stets abgeraten, und erst auf die dringendsten Bitten Preußens hat er, da er von allen Seiten von diesem Königreich eingeschlossen ist und weil er nicht das Opfer sein wollte, sich gezwungen gesehen, das Kommando zu übernehmen."

Napoleon: „Sie verteidigen Ihre Sache gut, aber in der Politik kann man nicht Hofmann sein."

Berckheim: „Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung wegen der Freiheit, mit der ich spreche. Wenn ich jedoch die Ehre hätte, von Ihnen näher gekannt zu sein, würden Sie wissen, daß ich niemals ein Höfling gewesen bin. Die Rechtschaffenheit allein leitet mich, und übrigens ist mein ergrautes Haupt Bürge für die Wahrheit von allem, was ich sage. Wenn jedoch Eure Majestät dem Vater die Schuld zuschreiben, weshalb muß dann der Sohn darunter leiden? Im Waffenhandwerk groß geworden und noch nicht souveräner Fürst, war er genötigt, seine Pflicht als Untergebener zu tun. Und wenn er auch gegen den Krieg gewesen wäre und die Folgen vorausgesehen hätte, so konnte er doch zu jener Zeit als preußischer General den Dienst nicht quittieren, ohne sich die größten Unannehmlichkeiten zuzuziehen."



Digitized by Google

Napoleon: „Das alles ist gleichgültig; warum haben sie Krieg geführt? Ich habe gar nichts gegen ihn, und warum sollte ich auch etwas gegen ihn haben? Aber kennen Sie nicht den alten Spruch: die Kinder müssen für die Fehler ihrer Väter büßen? Es ist nichts mehr daran zu ändern. Ich will den deutschen Fürsten zeigen, wie sie sich zu verhalten haben. Jemand der nicht für mich ist, ist gegen mich, und ich entferne ihn. Es tut mir leid, daß ich nicht auch den Herzog von Weimar und alle jene kleinen Fürsten vertrieben habe. Warum sind sie nicht ruhig geblieben?" Darauf wiederholte er von Preußen ungefähr dasselbe, was er bereits gesagt und fügte hinzu: „Wehe, wenn es sich rührt!"

Berckheim: „Aber Sire! Der Herzog von Braunschweig konnte in Anbetracht der lokalen Stellung seines Landes nicht anders handeln, und der Sohn hat sich politisch tadellos verhalten. Obgleich er durch Blutsbande mit England verbunden war, obgleich man ihn sozusagen als jüngsten Sohn des Königs von England betrachtete, weil er durch die zwischen den beiden Häusern bestehenden Familienverträge der Thronfolger von Hannover war, und obgleich seine Kinder nach dem Aussterben des männlichen Zweiges vom Hause England eines Tages Anspruch auf die Krone machen könnten, hat er doch bis jetzt vermieden, mit ihnen in Beziehung zu treten. Er hat sich vielmehr an das Haus Baden angeschlossen, mit dem er ebenfalls durch verwandtschaftliche Bande verbunden ist,[1] im Innern ebenso wie die Frau Markgräfin überzeugt, daß Eure Majestät,

[1] Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig war mit der Prinzessin Marie von Baden vermählt.



Digitized by Google

wenn Sie ihm auch nicht das Herzogtum Braunschweig wiedererstatten können, so doch ihn durch die ebengenannten Länder entschädigen würden."

Napoleon: „Nein, nein, das kann nicht sein. Ich habe die Absicht, mich bis an die Elbe auszubreiten, und ich kann auf dieser Seite nur Länder an Personen abgeben, die mir ganz sicher sind. Ich werde doch nicht meinen Feinden Waffen in die Hände geben, damit sie sich ihrer gegen mich bedienen!"

Berckheim: „Aber er ist niemals Ihr Feind gewesen, und wenn Eure Majestät ihm Waffen geben, so wird er sich ihrer nur für Sie und Ihre Sache bedienen, da er Ihnen seine Existenz verdankt. Sie können seiner Dankbarkeit sicher sein, ich stehe dafür."

Bei diesen Worten warf Napoleon seinen Hut und die Briefe, die er in der Hand hielt, auf den Tisch.

„Was!" rief er. „Ist dieser Herzog von Braunschweig nicht derjenige gewesen, der vor zwölf Jahren jenes gemeine Manifest verfaßt hat[1], in dem er sagt, er wolle Paris zerstören, nicht einen Stein auf dem andern lassen? Was hatte ihm diese Stadt getan? Ist das wohl ein Grund, daß ein paar Einfältige sich dort schlecht benahmen? Diese Beleidigung muß gerächt werden; und glauben Sie etwa, daß sie mich geschont hätten, wenn sie bei mir gewesen wären, wie ich bei ihnen gewesen bin? Sie würden es nicht getan und ich würde es nicht verlangt haben. Im Kriege tut jeder seine Pflicht!"

Berckheim: „Sire, das Manifest unterzeichnete nicht

[1] Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand hatte als Oberbefehlshaber über die österreichisch-preußische Armee am 25. Juli 1792 das berühmte Manifest von Koblenz erlassen.



Digitized by Google

der Herzog von Braunschweig, sondern der preußische Feldmarschall, der infolge der Befehle seines Königs dazu gezwungen war. Uebrigens scheint es mir, daß damals ganz andere Umstände mitspielten und . . ."

Napoleon: „Ich kenne keine souveränen Fürsten im Dienste einer fremden Macht an. Die Umstände jenes Krieges waren allerdings andere, aber dieser hier war unverzeihlich. Ohne den Herzog von Braunschweig hätte Preußen niemals gewagt, ihn zu beginnen; er hätte ihn verhindern müssen, aber gerade er hat ihn gewollt!"

Berckheim: „Nein, Sire! Er hat sich so viel er konnte dagegen gesträubt, aber Eure Majestät wissen, daß die Stimme eines 70jährigen Greises in unserer Zeit kein Gehör findet. Und nach dem Einfluß zu urteilen, den Eure Majestät selbst vor einigen Jahren Preußen auf den Norden zuzuschreiben schien, stellten Sie den Herzog von Braunschweig unter den ganzen Einfluß der preußischen Politik. Nach all diesem mußte der Herzog auf eine oder die andere Weise zum Opfer werden, besonders da Preußen, das das Herzogtum ganz willkürlich behandelte, den verstorbenen Herzog vor einigen Jahren an seinem Wunsche verhinderte, sich Eurer Majestät zu nähern, indem er Ihnen einen Gesandten schickte. Aber warum muß nun gerade der unglückliche Sohn das unschuldige Opfer sein? Eure Majestät nehmen ihm nicht allein seine Staaten, sondern auch seine Privatbesitzungen, seine Güter, wie Sie aus dieser Denkschrift hier sehen können."

Napoleon: „Wenden Sie sich deswegen an Herrn von Champagny; ich kann mich nicht um alle diese



Digitized by Google

Kleinigkeiten kümmern. Die Welfen wurden aus Italien vertrieben, nun gut: ich vertreibe ihre Nachkommen aus den braunschweigischen Sümpfen. — Es ist unnötig, nochmals darauf zurückzukommen; ich habe bereits über die Güter verfügt."

Berckheim: „Das ist sehr hart für die fürstliche Familie. Von allem entblößt, wovon soll sie leben? Was soll aus des Herzogs beiden Söhnen werden?"

Napoleon: „Wie man sagt, besitzt er in Schlesien Güter, und dann hat er auch seine Pension, die Sie ihm ankündigen können."

Berckheim: „Eure Majestät wissen genau, daß ich nicht gekommen bin, um eine Beköstigungspension zu erbitten, die er von seinen Verwandten erhalten kann, und wegen der schlesischen Güter ist man stark im Irrtum. Sie sind dermaßen verschuldet, daß er vor Ablauf von fünfzig Jahren nichts herausziehen kann, ohne in Betracht zu ziehen, daß er sich dadurch von neuem in peinlichen Beziehungen befindet und gezwungen ist, sich wieder ganz dem preußischen Einfluß zu überlassen. Majestät, gewähren Sie ihm einige Entschädigungen! Es steht in Ihrer Macht: Fulda und Bayreuth sind noch nicht vergeben; im Norden stehen Ihnen noch Länder zur Verfügung."

Napoleon: „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich im Norden nur jemand hinsetze, auf den ich mich vollkommen verlassen kann. Die Intrigen und Pläne Englands müssen auf dieser Seite zerstört werden, und Fulda und die andern von Ihnen genannten Länder würde ich lieber Baden oder einem meiner Verbündeten geben als dem Herzog von Braunschweig."



Digitized by Google

Berckheim: „Wenn Eure Majestät den Herzog von Braunschweig kennten, würden Sie sich vielleicht anders entscheiden; er hat viele Fähigkeiten, ist tätig und energisch und würde nicht eine der gleichgültigsten Stützen Ihrer Sache sein. Majestät, kommen Sie seinen Wünschen entgegen, gestatten Sie ihm, daß er, was er so sehr wünscht, hierherkommt, sich Ihnen vorstellt, um selbst für die Gerechtigkeit seiner Sache einzutreten!"

Napoleon: „Das alles ist unnütz. Er braucht nicht zu kommen, es ist unnötig, sein Los ist entschieden; nein, nein! Oh, ich glaube schon, daß er ein sehr interessanter, ja sehr liebenswürdiger junger Mann ist, wenn Ihnen das Spaß macht."

Berckheim: „Ich habe nicht von diesen Fähigkeiten gesprochen; ich habe nur die wesentlichsten genannt, die Eure Majestät zu schätzen wissen."

Napoleon: „Bei Gott! Selbst Rußland wollte nichts von ihm wissen, es hat nicht einmal seinen Namen ausgesprochen; und auch Preußen hat sich von ihm losgesagt."

Berckheim: „Gerade auf dieses Imstichlassen, Sire, gründeten die Markgräfin und der Herzog ihre Hoffnungen, überzeugt, daß nach der formellen Versicherung Eurer Majestät, keiner badischen Prinzessin ein Leid zuzufügen, Sie das Unrecht Rußlands wieder gut machen und Europa beweisen würden, daß Eure Majestät die Bande, die Sie mit dem Hause Baden verknüpfen,[1] nicht vergessen haben."

[1] Napoleon hatte 1806 Josephines Nichte, Stephanie de Beauharnais, mit Karl Ludwig Friedrich von Baden vermählt.



Digitized by Google

Napoleon: „Aha! Jetzt kommen Sie auf diese Verbindungen zu sprechen! Nun, warum haben Sie denn die Verbindung Karls und Stephanies nicht verhindert, gegen mich Krieg zu führen? Oh, ich weiß wohl, vor einem Jahre kümmerte man sich sehr wenig um sie, und man verhehlte auch nicht, daß man sie nicht mochte." Er nahm seinen Hut wieder auf. „Das alles ist unnütz;" er begab sich zur Tür; „ich habe Kassel und Braunschweig vertrieben und wiederhole Ihnen: sie werden nicht mehr regieren! Ich will es nicht und will allen diesen Prinzen zeigen, wie sie sich zu benehmen haben!"

Berckheim: „Eure Majestät ist also entschlossen, alles zu verweigern?"

Napoleon: „Ja!"

Berckheim: „Keine Hoffnung mehr?"

Napoleon: „Nein!"

Berckheim: „Ist das Ihr letzter Wille, Majestät?"

Napoleon: „Ja!"

Berckheim: „Soll ich ihn als Ihr Ultimatum der Markgräfin übermitteln?"

Napoleon: „Ja, Sie können ihr sagen, es sei unwiderruflich; meine Empfehlungen an die Frau Markgräfin."

Und er ging.

K. Obser, Die Sendung des Obersthofmeisters Freiherrn C. von Berckheim nach Paris im Jahre 1807. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.



Digitized by Google

## Kaiser Napoleon und Graf Caulaincourt in Paris, 1807.

Als Graf Caulaincourt im Jahre 1807 zum Gesandten am russischen Hofe ernannt wurde, stand Napoleon auf dem Gipfel seines politischen Glücks. Frankreich kannte keine andern Grenzen als die von seinem Herrscher vorgeschriebenen. Der Name Napoleon war ein Talisman, der jeden Nacken und jeden Willen beugte. Es war also eine besondere Ehre, Frankreich in einem fremden Lande zu vertreten. Dazu kam, daß der Kaiser es liebte, wenn seine Gesandten mit einem gewissen Luxus repräsentierten. Selbst sparsam für seine eigene Person, ein Feind aller Verschwendung und Vergeudung, liebte er doch die Pracht in allem, was mit der Würde der Krone verbunden war.

Daher sagte er zu Caulaincourt: „Ich lasse Ihnen freie Hand in bezug auf die Ausgaben der Gesandtschaft. Natürlich dürfen wir uns nicht den Anschein reichgewordener Protzen geben . . . Aber der Hof von Frankreich darf weder knauserig noch kleinlich sein . . . Unser Bruder in Rußland liebt den Luxus und Feste . . . Treten Sie prächtig auf, und geben Sie ihnen Feste für ihr Geld."

Und dann lachte er wie ein Schulknabe über seine hinterlistige Anspielung. Er war selten lustig, aber wenn er es war, dann war seine Fröhlichkeit ansteckend.

„Sire, wenn ich es wagen dürfte, mich eines recht allgemeinen, aber sehr zu Ihrer schalkhaften Bosheit passenden Ausdrucks zu bedienen, so würde ich sagen . . .



Digitized by Google

„Daß sie die Musik zum Balle schon im voraus bezahlten," unterbrach ihn der Kaiser, und das Lachen begann von neuem. Dann fuhr er mit echt italienischer Beweglichkeit fort:

„Jetzt aber, Caulaincourt, wollen wir ganz ernsthaft Kabinettdiplomatie treiben. Sie, Herr Herzog, werden als Grandseigneur vortrefflich die Diplomatie des Salons beherrschen . . . Widmen Sie mir Ihre ganze Aufmerksamkeit, Caulaincourt; dringen Sie gründlich in meine Instruktionen ein, dringen Sie besonders in meine politischen Absichten, in mein politisches System ein. Wenn Sie mich nicht vollkommen verstehen, können Sie mir nur schlecht dienen. Der Buchstabe tötet den Geist; Takt und offenes Spiel glücken in der Diplomatie besser als List. Jene Gaunereien der alten Diplomaten sind verbraucht; alle ihre Finessen sind längst aufgedeckt. Und übrigens, wenn man laut und klar sprechen kann," fügte er, sich stolz aufrichtend, hinzu, „wozu dann eine List gebrauchen? Nichts kennzeichnet die Schwachheit mehr als die Falschheit."

Darauf legte der Kaiser seinem Gesandten seine ganze Politik mit dem russischen Hofe auseinander und stellte ihm die Konsequenzen mit einer Klarheit, einem Scharfblick dar, die erstaunlich waren. Sein Plan war großartig und sollte zu unberechenbaren Ergebnissen führen.

Souvenirs du duc de Vicence.



Digitized by Google

## Der Kaiser Napoleon und Talleyrand, Minister des Aeußern, in Paris, 1807.

Napoleon ärgerte sich seit langem über die Meinung, die sein Minister Talleyrand von des Kaisers Unternehmungen in Spanien hatte und ihm nicht verhehlte. Er hatte auch die Maßnahmen, die Talleyrand bei der Ankunft des spanischen Prinzen in Valençay getroffen, als für zu sicher befunden. Sie gerieten daher mehr als einmal aneinander. Eines Tages hatte Napoleon wieder einmal Talleyrand zu sich befohlen, um sich mit ihm über das beliebte Thema zu unterhalten. Sich die Hände reibend und mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gehend, begann Napoleon:

„Nun, sehen Sie, zu welchem Ziele Ihre Prophezeiungen hinsichtlich der Schwierigkeiten, die ich in Spanien zur Regelung meiner Angelegenheiten zu überwinden haben würde, geführt haben; und dennoch bin ich mit diesen Leuten fertig geworden. Sie sind alle in das Netz gegangen, das ich ihnen ausgelegt habe, und ich bin Herr über die Lage in Spanien wie in dem übrigen Europa . . ."

Talleyrand war nicht derselben Meinung und antwortete etwas gereizt, jedoch noch immer ruhig, daß er die Dinge von einem andern Standpunkte aus betrachte und glaube, daß der Kaiser durch die Ereignisse in Bayonne mehr verloren als gewonnen habe.

„Wie meinen Sie das?" erwiderte Napoleon.

„Mein Gott," antwortete Talleyrand, „das ist sehr einfach, und ich werde es Ihnen durch ein Beispiel



Digitized by Google

beweisen. Wenn ein Mann von Welt Dummheiten begeht, wenn er Maitressen hat, wenn er sich schlecht gegen seine Frau benimmt, wenn man ihm schweres Unrecht gegen seine Freunde vorzuwerfen hat, so wird man ihn ohne Frage tadeln; ist er reich, mächtig und gewandt, so könnte er in der Gesellschaft Nachsicht finden. Betrügt aber dieser Mann im Spiel, so ist er sofort aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, und man wird ihm niemals verzeihen."

Der Kaiser erbleichte, war verlegen und richtete an diesem Tage nicht wieder das Wort an seinen Minister.

Mémoires du Prince de Talleyrand.

## Der Kaiser Napoleon und sein Bruder Lucien Bonaparte in Mantua, Dezember 1807.

Napoleon hatte am 12. Dezember 1807 einen Versuch gemacht, sich mit seinem Bruder Lucien auszusöhnen,[1] und war dem von Rom Kommenden bis Mantua entgegengegangen, wo das Zusammentreffen der beiden feindlichen Brüder stattfand.

Wir waren ungefähr vor 36 Stunden von Rom aufgebrochen, beginnt Lucien einen der interessantesten Berichte seiner Memoirenfragmente: Der Gedanke, wenn er mich nun als Gefangener zurückbehält, be-

[1] Lucien Bonaparte hatte sich 1803 gegen den Willen Napoleons mit der Witwe eines Wechselagenten, Alexandrine Jouberthon verheiratet und sich dadurch mit seinem Bruder verfeindet, so daß er Frankreich verlassen mußte. In Rom hatte er mit seiner Familie Zuflucht gesucht und gefunden.



Digitized by Google

schäftigte mich unaufhörlich. Ich kam erst wieder zu mir, als sich vor meinen Augen eine kleine Tür öffnete, aus der ein ungeheurer Lichterglanz strahlte, hervorgerufen von mehreren Kerzenpyramiden, die hier und da in einem großen Saale aufgestellt waren. Ich hörte deutlich eine leise Stimme sagen: „Sire, Ihr Bruder Lucien!" Nach späterer Ueberlegung schien es mir, als müßte es der Mameluck Rustam gewesen sein. Wer es aber auch gewesen sein mag, es kam mir so vor, als wenn die Person, der diese Meldung galt, sie nicht gehört hätte.

Diese Person saß vor einem großen runden Tisch, der vollkommen von einer ungeheuren Karte von Europa, der größten, die ich je gesehen, bedeckt war. Der Mann hatte die linke Wange auf die linke Hand gestützt, und mit der andern besteckte er die ungeheure Karte mit, wie es mir schien, schwarzen, roten und gelben Stecknadeln, die ohne Frage verschiedene Armeekorps oder vielleicht gar die Heere der Völker darstellen sollten. Wie dem auch sei: obgleich ich vollkommen meiner Verwirrung Herr geworden war, was mir gestattete, alles zu beobachten, sagte ich doch kein Wort. Ueberzeugt, daß der, den ich sah, nur der Kaiser sein konnte, war ich doch ein wenig geneigt, daran zu zweifeln, so sehr fand ich ihn verändert. Er war zwar noch nicht so dick geworden, wie ihn jetzt einige Bilder darstellen, aber er ähnelte durchaus nicht mehr jenem schmächtigen Korporal, den ich zu groß gefunden hatte, um Kaiser zu werden. Ich bin heute noch im Zweifel, ob er mich gehört hatte oder nicht.

Ich mochte wohl sechs Minuten so unbeweglich



Digitized by Google

vor ihm gestanden haben, als er gähnend und sich den Rücken an seinem Stuhl reibend eine kleine Glocke ergriff, die neben ihm auf dem Tische stand. Er schüttelte sie mit einer einzigen Bewegung, aber der Klang war sehr stark. Nun tat ich ein paar Schritte vorwärts und sagte: „Sire, ich bin es, Lucien!"

Er erhob sich sehr schnell; in demselben Augenblick öffnete sich eine Tür, und ein Kopf mit schwarzem Schnurrbart erschien.

„Es ist gut!" sagte der Kaiser; „es ist gut; lassen Sie uns allein, und daß niemand uns störe!"

Darauf nahm er mit einem etwas zurückgehaltenen Gefühl von Zärtlichkeit oder wenigstens Freundschaft meine Hand. Ich glaubte Anstalten machen zu müssen, ihn zu umarmen; er wehrte sich nicht, blieb jedoch kalt stehen, als wenn er diese vertrauten Beziehungen schon längst nicht mehr gewöhnt sei. Dann nahm er mich wieder bei der Hand, schob mich ein wenig von sich fort und sagte, mich anblickend:

„Also Sie sind es? . . . Wie geht es Ihnen? Wie geht es Ihrer Familie? Seit wann haben Sie Rom verlassen? Haben Sie eine gute Reise gehabt? Und der Papst? Wie geht es ihm? Er liebt Sie, der Papst?"

Obgleich ich deutlich merken mußte, daß seinerseits eine Art schlecht verhehlter Verlegenheit in diesem Ueberfluß von Fragen lag, und ich selbst nicht wußte, auf welche ich zuerst antworten sollte, entschied ich mich zu sagen, daß es mir gut ginge und ich mit Freuden sähe, daß dies auch bei Seiner Majestät der Fall sei.

„Ja, es geht mir gut," erwiderte er, sich leicht mit



Digitized by Google

der Hand den Leib klopfend: „Ich werde zu dick und fürchte, noch dicker zu werden."

Hierauf sah er mich scharf an und sagte, indem er ein wenig Tabak schnupfte: „Und Sie? Wissen Sie, daß Sie gut aussehen? Früher waren Sie zu mager, jetzt finde ich Sie beinahe schön."

„Eure Majestät belieben zu scherzen."

„Nein, es ist die Wahrheit; aber setzen wir uns, und plaudern wir ein wenig."

Da saßen wir nun vor jenem Tische, wo er jetzt sichtlich ohne Aufmerksamkeit die Nadeln auf die große Karte bald hier- bald dahin steckte. Ich erwartete, er werde das Wort an mich richten, und da dies nicht geschah, ich aber in seinen Augen ebensowenig schüchtern als zutraulich erscheinen wollte, öffnete ich den Mund, um zu sagen: „Sire . . ." Aber ich hatte noch nicht das Wort ausgesprochen, als er plötzlich mit einer Bewegung der flachen Hand alle Nadeln niederriß und zu mir sagte:

„Nun, was haben Sie mir zu sagen?"

„Sire, ich warte auf das, was Eure Majestät mir selbst mitzuteilen haben. Sie haben die Güte gehabt, den Wunsch auszudrücken, mich zu sehen. Nach allem, was unsere Mutter und Joseph schreiben, kann ich Ihnen nicht verbergen, daß ich auf die Verzeihung Eurer Majestät zu zählen wage."

„Und das können Sie um so mehr, als es vollkommen von Ihnen abhängt."

„In diesem Falle werden alle meine Wünsche erfüllt werden, denn ich wünsche und will nichts mehr, als



Digitized by Google

Eurer Majestät in allem, was sich mit meiner Ehre vereinbart, zu gefallen."

„Sehr gut, aber man muß wissen, womit Sie augenblicklich Ihre Ehre in Einklang bringen."

„Aber, Sire, augenblicklich, wie immer, mit der Erfüllung der mir von der Natur und Religion auferlegten Pflichten."

„Und die Politik, mein Herr, und die Politik?... Gilt sie Ihnen nichts?"

„Sire, die Politik, jene Kunst, die Menschen gut zu regieren, die eine besondere Tugend der Könige und Eurer Majestät ist, kann sich nicht auf mich, einen unbedeutenden Privatmann beziehen, dem alle Politik des Staatsmannes vollkommen unbekannt geworden ist und sein muß."

„Nur an Ihnen hat es gelegen, ebenso wie Ihre Brüder König zu sein."

„Sire! die Ehre meiner Frau, der Stand meiner Kinder!" . . .

„Sie sprechen immer von »Ihrer Frau« und wissen doch genau, daß sie es nicht ist, daß sie es niemals gewesen und niemals sein wird, denn ich erkenne sie nicht an, ich habe sie niemals anerkannt und werde sie auch nie anerkennen."

„Ah! Sire!"

„Nein, ich werde meine Meinung über sie nie ändern, und fiele auch der Himmel auf mich herab, ich ändere sie nicht! Ihnen, der Sie mein Bruder sind, konnte ich Ihr Unrecht verzeihen, aber ihr! . . . Mein Fluch und der unserer Familie wird sie stets verfolgen!" . . .



Digitized by Google

Diese Schmährede war noch sehr lang, und wenn ich zuerst freudig erstaunt über die Frage gewesen: „wie geht es Ihrer Familie," so mußte ich mich jetzt überzeugen, daß er damit nur meine beiden ältesten Töchter meiner ersten Frau[1] gemeint hatte. Er hatte schließlich Christine sehr geachtet, obgleich er zuerst auch sehr ärgerlich über diese Heirat gewesen war, aber damals war er noch nicht einmal Oberbefehlshaber der Italienischen Armee!

Diese gegen meine Frau ausgestoßenen Flüche begannen mir stark in den Ohren zu klingen, und da ich trotz meines Entschlusses, ihn nicht herauszufordern, nicht ganz und gar unempfindlich dagegen erscheinen konnte, weil er mich sonst verachtet hätte, sagte ich mit erzwungenem Lachen, das glaube ich wie das Fauchen einer Katze klang:

„Ah! Sire, mäßigen Sie sich in Ihren Verwünschungen. Ein italienisches Sprichwort sagt: La processione torna dove esce." Und da ich vermutete, daß er dieses Italienisch vergessen hatte, wiederholte ich es ihm auf Französisch: „La procession retourne d'où elle sort." „Und in diesem Falle möchte ich das gewiß nicht."

Er sah mich durchdringend an und sagte dann:

„Wahrhaftig — trotz all Ihres guten Willens — ich werde niemals eine Frau, die gegen meinen Willen in meine Familie gekommen, eine Frau, um derentwillen Sie mich getäuscht haben, als meine Schwägerin

[1] Christine Boyer, die Lucien im Mai 1794 geheiratet hatte und im Jahre 1800 durch den Tod verlor; sie war die Tochter eines Gastwirts.



Digitized by Google

anerkennen! Dabei ziehe ich noch gar nicht das in Betracht, was man von ihr gesagt hat und was mir noch heute täglich über sie zu Ohren kommt."

Als er aber den Eindruck sah, den diese häßlichen Worte auf meinem Gesicht hinterließen, fügte er, wie um sie etwas zu mildern, hinzu:

„Ich weiß wohl, daß man mir das alles sagt, weil man meint, es mache mir Vergnügen. Ich kenne die Welt zur Genüge, um zu verstehen, daß viel Verleumdung in ihr ist; doch das ist gleichgültig: der Himmel kann herabfallen, sie wird doch niemals meine Schwägerin werden! . . . Uebrigens ist dies ein festgelegtes Gesetz. Es ist jetzt eins unserer französischen Fundamentalgesetze wie das salische Gesetz: ‚Jede von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie ohne die Zustimmung des Kaisers geschlossene Ehe ist ungültig.' Verstehen Sie das wohl?"

„Sire, meine Heirat ist vor diesem Gesetz geschlossen worden."

„Ja, aber dieses Gesetz ist Ihretwegen, weil Sie die Veranlassung dazu waren, erlassen worden."

Und da er ein leichtes Lächeln bemerkte, das ich bei diesem Argument napoleonischer Logik nicht unterdrücken konnte, sagte er:

„Warum lachen Sie? Mir ist nicht lächerlich zumute. Ich weiß genau, was Sie, Ihre Frau und meine Feinde, die Ihre einzigen Freunde sind, darauf zu antworten haben . . . Ja, mein Herr, es gibt keinen guten Franzosen, der Ihnen nicht Unrecht gäbe; die ganze Nation hat ihr Urteil über Sie gefällt. Hat man gegen meinen organischen Senatsbeschluß, der dem Willen



Digitized by Google

des Volkes unterstellt war und Sie und Jérôme[1] ausschloß, nur den geringsten Einspruch erhoben? Nein, weil jedermann Ihre lächerlichen Verbindungen getadelt und verurteilt hat. Machen Sie sich daher über die öffentliche Meinung keinerlei Hoffnung: Sie können sie nur wiedergewinnen, wenn Sie sich mir anschließen. Jérôme hat sie wiedergewonnen und genießt größere Achtung als Sie, u. a. m. . . ."

Ich hatte schon zu lange zugehört, und trotz meines Entschlusses, viel zu ertragen, denn ich hatte mich ja schließlich in seine Hände gegeben, konnte ich mich nicht mehr halten und antwortete, nicht ich, sondern er mache sich über die öffentliche Meinung Illusionen. Wenn die Höflinge sein Verhalten gegen mich als Dank für die Dienste, die ich ihm mit Freuden geleistet, gebilligt hätten, so wären sie nur ihrem Berufe nachgekommen; meine Bedienten fänden auch, daß ich recht hätte.

Bei diesen Worten verfinsterte sich seine Stirn, seine Augen funkelten, seine Nasenflügel bebten, ein sicheres Zeichen des Zorns unserer Rasse. Aber ich war in meiner Rede drin und weit entfernt, mich auf so schönem Wege aufzuhalten. Ich fügte hinzu:

„Die Nation konnte mich nicht zurückfordern. Wozu brauchte sie mich? Welchen Dank schuldete sie mir? Sie durfte in mir den Retter desjenigen sehen, der sie

[1] Auch Jérôme Bonaparte hatte während seines Aufenthaltes in Amerika, im Jahre 1803, gegen den Willen des mächtigen Bruders eine Kaufmannstochter von Baltimore, Elisabeth Patterson, geheiratet. Er aber trennte sich auf Napoleons Befehl im Jahre 1805 von ihr, obwohl sie ihm einen Sohn geboren, und vermählte sich 1807 zum zweitenmal mit der Prinzessin Katharina von Württemberg.



Digitized by Google

zu retten vermochte,[1] und wenn sie in ihrem Senatsbeschluß nicht nach mir verlangte, so denke ich nichtsdestoweniger mit Stolz, daß sie geneigter ist, mich mit Ihnen auf die gleiche Stufe zu stellen als mit Jérôme. Nein, Sire, die öffentliche Meinung, die viel mächtiger ist als alle Könige der Erde, stellt uns jeden an unsern Platz, was auch die Höflinge darüber sagen mögen!"

Hier jedoch muß ich zugeben, daß Napoleon sich zum erstenmal in dieser Zusammenkunft mir überlegen zeigte, mir, der ich ein besonderes Interesse haben mußte, meinen Zorn zu unterdrücken, und dennoch hatte ich mich hinreißen lassen. Trotz allem, was ich ihm gesagt hatte, und besonders trotz des heftigen Tones, an den er ohne Frage nicht gewöhnt war, sah ich, wie er sich bezwang, ruhig zu bleiben, und es ihm gelang, mir im gemäßigten Tone zu antworten:

„Talleyrand hat recht: Sie legen in diese ganze Geschichte ein Feuer, das des Klubs würdig ist. Aber diese Beredsamkeit ist längst nicht mehr an der Tagesordnung. Ich weiß genau, daß Sie mir am 18. Brumaire nützlich gewesen sind; daß Sie mich aber gerettet haben, dafür habe ich keine Beweise. Und was ich noch sehr wohl weiß, dessen ich mich noch sehr genau erinnere, ist, daß Sie mir die Einheit der Macht, die ich zur Rettung Frankreichs brauchte, streitig machten, und daß ich die Hälfte der Nacht mit Joseph damit zubrachte,

[1] Lucien hatte seinem Bruder bei der Durchführung des Staatsstreiches vom 18. Brumaire dadurch beigestanden, daß er als Präsident des Rates der Fünfhundert den Truppen den Befehl erteilte, die gegnerischen Deputierten zu vertreiben. Nachher ließ er von der ihm geneigten Minderheit der Abgeordneten die Verfassung des Konsulats beschließen.



Digitized by Google

von Ihnen endlich Ihr Schweigen im Rate zu erlangen, wenn über die Frage verhandelt werden würde."

Das war allerdings wahr, und ich habe mir die Schwachheit vorzuwerfen, daß ich damals mein Wort zum Schweigen gab, denn es mußte für eine deutliche, interessierte Zustimmung meinerseits wegen meiner Verwandtschaft mit dem Ersten Konsul angesehen werden.

„Und endlich," fuhr Napoleon fort, „waren Sie nach dem Siege, den Sie nur bewirkten, um mir behilflich zu sein, geneigt, meine persönliche Erhebung zu bekämpfen, was mir allein schon das Recht gäbe, mich von aller Dankbarkeit gegen Sie zu befreien. Und sind Sie mir nicht selbst auch Dank schuldig? Wenn es wahr ist, daß Sie mich in Saint-Cloud retteten, setzte ich mich nicht auch der größten Gefahr aus, als ich meine Grenadiere schickte, um Sie aus den Händen Ihrer Mörder zu befreien? Und wenn Sie auch, schlechter Bürger, entarteter Bruder, der Sie so blind für Ihre eigenen Interessen sind, wenn Sie auch nicht gefürchtet hätten, jenen Vorschlag, mich für »vogelfrei« zu erklären, zur Abstimmung bringen zu lassen, glauben Sie wohl, daß ich so dumm gewesen wäre, mich ruhig darein zu fügen? Blieben mir nicht noch genug Anhänger, die mir mit Gott diesen Kopf verteidigen halfen, der für so viele Kronen bestimmt war?"

In diesem Punkte stimmte ich ganz mit der Ansicht Napoleons überein, aber darin hatte er unrecht, daß er den Dienst, den ich ihm leistete, auf meinen Widerstand seiner Vogelfreierklärung beschränkte. Aber jene Zeiten lagen so fern von uns! Und unsere gegenseitige



Digitized by Google

Lage hatte sich dermaßen verändert, daß ich es noch beizeiten für gut hielt, nichts weiter diesen Erinnerungen hinzuzufügen.

Es war bereits Mitternacht, und ich wartete besorgt darauf, was er mir zu sagen habe. Er sprach noch ein paar Augenblicke von unsern berühmten Tagen, wiederholte mehrmals, daß der Oberst Sébastiani derjenige Offizier gewesen sei, auf den er vor der Handlung am meisten gerechnet habe. Da ich gleichfalls der Ansicht war, daß Sébastiani mit seinem Regiment einer unserer besten Mitwirker, im allgemeinen der für uns am besten Geeignetste gewesen, bemerkte ich, wie erstaunt ich wäre, ihn nicht in so hoher Gunst bei ihm (Napoleon) stehen zu sehen wie so viele andere. Napoleon antwortete:

„Die Korsen muß man sich in gewisser Entfernung vom Leibe halten, sonst fressen sie Ihnen aus der Hand; dann muß man ärgerlich werden, und Sie wissen ja, was es heißt, sich einen Korsen zum Feinde machen ... Sébastiani gefällt mir übrigens persönlich nicht. Er ist kalt und pedantisch."

Dann sprach er von der Sanftmut Durocs, der Ergebenheit und Gefälligkeit Davouts, der zarten Bewunderung Monceys, der von ihm nicht ohne Rührung sprechen könne. Kurz, er war mit seiner Umgebung und seinen Generalen sehr zufrieden, ausgenommen mit Soult, der, wie er sagte, einen ziemlich harten Kopf, und ein kaltes, für tiefe und aufrichtige Ergebenheit wenig empfängliches Herz habe. Er sprach noch von vielen andern Personen und Ereignissen. Mir selbst warf er ohne Bitterkeit meinen Widerstand vor und



Digitized by Google

sprach von dem Verkauf von Louisiana an die Amerikaner,[1] indem er hinzufügte:

„Wie Sie sehen, bin ich jetzt besser als Sie über die Gleichgültigkeit der französischen Nation gegen ihre Kolonien unterrichtet; mit Kolonien muß man auch eine Flotte haben, und die besitzen wir nicht mehr."

Auf diese Behauptung war ich diplomatisch genug, nicht zu antworten, daß wir diese Flotte um jene Zeit, von der er sprach, wohl noch besaßen und daß, wenn wir sie damals auch nicht mehr besessen hätten, dies kein Grund sei für einen Volksbeamten, der er damals war, irgend eine Provinz ohne die Zustimmung der Volkskammern zu verkaufen und den Erlös dafür ohne Abrechnung zu verwenden, etc.

Endlich meinte er: „Doch genug. Das alles ist, wie Ihr großer Tag des 18. Brumaire, »alte Geschichte«, und ich habe Sie nicht zu sehen gewünscht, um für uns beide eine Vorlesung zu halten."

„Hören Sie, Lucien, erwägen Sie genau meine Worte. Wir wollen uns vor allem nicht aufregen . . . Ich bin zu mächtig, als daß ich Lust hätte, mich zu ärgern."

Er mußte wohl annehmen, daß ich die Tragweite dieser Worte fühlte, und da er vielleicht befürchtete, sie möchten mich mehr als er wünschte bekümmern oder erregen, beeilte er sich, hinzuzufügen:

„Sie sind mit Vertrauen zu mir gekommen. Die korsische Gastfreundschaft darf vom Kaiser der Franzosen nicht verleugnet werden . . . Möge diese Tugend

[1] In der Befürchtung, das durch den Vertrag von San Ildefonso im Jahre 1800 an Frankreich zurückgekommene Louisiana möchte von der englischen Seemacht wieder erobert werden, hatte es Napoleon 1803 an Nordamerika für 16 Millionen Dollars verkauft.



Digitized by Google

unserer Vorfahren und unseres Landes Ihnen eine Bürgschaft für das, was ich Ihnen zu sagen habe, sowie für Ihre volle Sicherheit sein."

Diese Einleitung schien mir ein gutes Zeichen. Ich hatte mich gleichzeitig mit ihm erhoben, oder besser, ich war stehen geblieben, seitdem ich im Gefühl der Empörung bei dem Vergleich mit Jérôme aufgestanden war.

Napoleon schritt von einem Ende des Zimmers zum andern hin und her. Jedesmal, wenn er in meine Nähe kam, drehte er sich wieder um, und ich konnte deutlich bemerken, daß er seine Gedanken sammelte. Als er, wie es schien, sich genügend Rechenschaft abgelegt hatte, nahm er meine Hand, schüttelte und drückte sie fest und sagte:

„Wir sind allein hier. Nicht wahr? Wir sind allein? . . . Niemand hört uns . . . Hinsichtlich Ihrer Heirat habe ich unrecht. Ja, ich war eben zu weit von Ihnen entfernt;[1] da ich Ihren eigensinnigen Charakter, Ihre Eigenliebe kannte, — denn das alles, verstehen Sie, ist nichts als Eigenliebe, die Sie mit Ihren eigenen Augen als Tugend betrachten, genau so wie wir Fürsten alles Politik nennen, was sich auf unsere Leidenschaften bezieht, — da ich eben Ihren Charakter kannte, hätte ich mich nicht in Ihre Verbindung mischen sollen. Diesen Eindruck habe ich zu verschiedenen Malen gehabt. Ich wiederhole Ihnen, ich bin überzeugt, daß man Ihre Frau gegen mich sehr verleumdet hat . . . einige

[1] Zur Zeit, in der Lucien sich in Paris verheiratete, befand Napoleon sich auf einer Reise nach dem Norden von Frankreich und Belgien.



Digitized by Google

haben auch gewagt, von ihr Gutes zu sagen. Unter diesen befindet sich Mama, die sie liebt, wie sie sagt, weil sie Sie glücklich macht und Ihren Kindern eine gute Mutter ist."

„Ah! Sire, das ist wahr."

„Desto besser! Desto besser!" erwiderte er ziemlich kurz. Dann fuhr er fort, daß auch noch verschiedene andere Personen den Mut gehabt hätten, nicht in die Verleumdungen mit einzustimmen. Besonders sei der Konsul Lebrun mehrmals auf sein Lob zurückgekommen, so daß Josephine den guten Kerl beschuldigte, er sei selbst in meine Frau verliebt. Das aber verschwieg er mir, daß an diesem Tage mein neidischer Nachfolger im Ministerium des Innern, der Graf Chaptal zu Josephine, um ihr den Hof zu machen, gesagt hatte, meine schöne Witwe müsse eine sehr stolze Intrigantin sein, daß sie es vermocht hätte, ein so unbeständiges Herz wie das meinige zu fesseln. Darauf hatte mein vortrefflicher Freund, der Konsul Lebrun geantwortet, daß er (Lebrun) ganz besondere Gründe habe zu glauben, die Seele dieser Frau sei ebenso schön wie ihr Gesicht. Es gab sicher nichts Schmeichelhafteres und meiner Ansicht nach nichts Wahreres in bezug auf meine liebe Frau als diese Behauptung, und wenn mein Bruder mir jetzt auch nicht die Freude machte, sie mich aus seinem eigenen Munde hören zu lassen, so bewies mir doch die Fortsetzung der Unterhaltung, daß dieses Lob aus dem Munde eines ebenso achtbaren wie gutangeschriebenen Mannes, wie der Konsul Lebrun, Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er sagte nämlich darauf, wie gewöhnlich recht liebenswürdig lächelnd:



Digitized by Google

„Ich will nicht sagen, daß der Erzschatzmeister[1] ihr mit diesen Worten den Hof machte. Ich amüsierte mich dabei sehr über meine Frau, die viel boshafter ist als man glaubt, trotz des Rufes ihrer großen Güte. Allerdings," fügte er hinzu, „muß ich zugeben, daß Josephine mir gegenüber niemals die Krallen zeigt. Ich bin weit entfernt, Ihre Frau zu mißachten, aber ich liebe sie nicht, ja ich hasse sie, weil die Leidenschaft, die sie Ihnen einflößt, mich desjenigen meiner Brüder beraubt, auf dessen Fähigkeiten ich am meisten gezählt hatte. Gewiß aber ist, mein lieber Lucien, daß diese Schönheit vergehen wird, und Sie über diese Liebe enttäuscht sein werden. Sie aber werden dann meiner Politik entgegenstehen, und ich werde genötigt sein, Sie gegen meinen Willen zu verfolgen, denn das sage ich Ihnen: wenn Sie nicht für mich sind, ist Europa zu klein für uns beide."

„Sire, Sie machen sich über mich lustig!"

„Nein, ich meine es ernst: Freund oder Feind!"

„Sire, Eure Majestät besitzt keinen ergebeneren Freund als mich."

„Nicht auf diese Weise verstehe ich es, solange Sie nicht auf meine Politik eingehen, und das ist Ihnen heute leichter als je. Meine Familienpolitik hat sich geändert; das wird Sie wundern. Ja, sie hat sich geändert, wie Sie gleich sehen werden."

Diese Erklärung konnte mich nicht weiter bekümmern, denn die Politik, auf die Napoleon, wie er sagte, verzichtet hatte, war nicht besonders vorteilhaft für mich.

[1] Lebrun.



Digitized by Google

„Ja," begann er von neuem, „meine Familienpolitik hat sich verändert. Aus diesem Grunde können mir Ihre Kinder, die ich bis jetzt von meinem dynastischen System ausschließen mußte, von großem Nutzen sein. Aber sie müssen dynastisch anerkannt werden. Wie Sie wissen, sind sie, da sie aus einer Ehe hervorgegangen, die von mir nicht anerkannt wurde, nicht in der Lage, Rechtsansprüche zu machen oder im gegebenen Falle die Krone zu erben. Ist das nicht auch Ihre Ansicht?... Sagen Sie mir also, was Sie an meiner Stelle täten."

„Sire," antwortete ich, „wenn Eurer Majestät daran liegt, daß meine Kinder in Ihr Erbrecht mit einbegriffen werden, so scheint mir ein Senatsbeschluß nötig, durch den Sie ganz einfach erklären, daß die Kinder Ihres Bruders Lucien, obwohl aus einer von Ihnen nicht anerkannten Ehe hervorgegangen, erbberechtigt werden ... Eure Majestät könnten diese Handlung sogar dadurch begründen, daß meine Ehe vor dem darauf bezüglichen Gesetz geschlossen worden ist."

„Ich weiß wohl," unterbrach mich der Kaiser, „daß ich das tun k a n n, aber ich d a r f es nicht; die öffentliche Meinung, wie Sie vorher bemerkten, die öffentliche Meinung ist auch noch da!... Was würde die Familie dazu sagen, was der Hof, was Frankreich? Was ganz Europa, das die Augen über meine kleinsten Handlungen, die geringsten Bewegungen offen hält? Eine solche Palinodie würde mir mehr schaden als eine verlorene Schlacht."

„Aber schließlich, Sire," erwiderte ich ziemlich heftig, „bin ich ja bereit, Ihnen jede Genugtuung zu geben, die Sie im Interesse meiner Kinder verlangen.



Digitized by Google

Sollen ich und meine Frau Sie um Verzeihung bitten, daß wir uns verheiratet haben ohne Ihre Einwilligung, ohne daran zu denken, daß einmal ein Tag kommen würde, wo, zum Kaiser erhoben, Ihre Politik ein Gesetz benötigte, das den Verwandten Eurer Majestät verböte, sich ohne Ihre Einwilligung zu vermählen?"

Während der ganzen Zeit, in der ich sprach, hörte Napoleon nicht auf, aus seiner Dose Tabak zu nehmen, von dem er jedoch kaum den vierten Teil schnupfte, was ihm, wie es mir schien, zur Gewohnheit geworden war.

„Sire," sprach ich, „kommen Sie meinen Bitten entgegen; Sie werden keinen treueren Diener haben als mich. Mein ganzes Leben will ich darauf verwenden, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen."

Er schien durch meine Bitten bewegt, ja selbst dermaßen beängstigt, daß er in Verlegenheit geriet. Endlich sagte er:

„Ah! Mein Gott, Sie werden dringend, und ich bin schwach! . . . Ich werde jedoch nicht so schwach sein, um den Senatsbeschluß zu bewirken, den Sie für Ihre Kinder wünschen. Ich kann das ebensowenig tun, als Ihre Frau anerkennen, die, wie ich Ihnen bereits sagte und jetzt wiederhole, niemals meine Schwägerin sein wird, und fiele auch der Himmel auf mich herab."

Ich war auf eine solche Antwort so wenig gefaßt, daß ich einen Augenblick unbeweglich blieb und nicht wußte, ob ich erstaunt, gekränkt oder wütend sein sollte.

„Nun, Sire," sagte ich, ohne meine grenzenlose Aufregung verbergen zu können, „was wollen Sie dann eigentlich von mir?"



Digitized by Google

„Was ich will? Ganz einfach eine Scheidung!"

„Aber Sire, Sie haben doch immer behauptet, ich sei nicht verheiratet. Sie lieben es, wenn Sie von meiner Frau sprechen, sie mit dem Namen ihres ersten Gatten zu benennen. Wenn wir in Ihren Augen nicht verheiratet sind, wie können wir uns dann scheiden lassen? Unter einer Scheidung denkt man sich eine zerrissene Ehe, um aber diese zu zerreißen, muß sie erst geschlossen worden sein."

„Gut, darauf wartete ich nur. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß meine Politik eine Aenderung erfahren hat? ... Mit einem Worte: was mußten Sie aus der Scheidung, die ich von Ihnen verlangte, schließen? Nämlich das, daß ich durch diese Scheidung wohl Ihre Ehe, aber nicht Ihre Frau anerkennen wollte. Und merken Sie wohl: die Scheidung ist für Ihre Kinder nicht von Nachteil, wie überhaupt alles, was Sie bis jetzt verweigert haben zu tun, und was ich so gern möchte, daß Sie es täten. Nämlich die Nichtigkeitserklärung der Ehe, Trennung und alles, was damit zusammenhängt!"

„In meinen Augen, Sire," erwiderte ich ihm entschlossen, „erscheinen mir Trennung, Scheidung, Nichtigkeitserklärung, überhaupt alles, was sich auf eine Trennung von meiner Frau bezieht, für mich und meine Kinder entehrend, und ich werde niemals etwas Aehnliches tun, das versichere ich Sie."

„Wie ist es möglich," sagte er in ungeduldigem Tone, aber ohne Zorn, „daß Sie mit all Ihrem Geist den Unterschied nicht merken, der zwischen dem, was ich Ihnen heute vorschlage, und meinen früheren Forderungen liegt? Damals wären Ihre Kinder durch die



Digitized by Google

Nichtigkeitserklärung Ihrer Ehe bürgerlich wie dynastisch zu Bastarden geworden; eine Trennung hätte dasselbe ergeben, denn sie wäre die Folge meiner Nichteinwilligung und dadurch allein nichtig gewesen."

„Nichtig in Ihren Augen, Sire, das kann sein, in bezug auf das Erbe Ihrer Krone, denn seien Sie überzeugt, daß meine Kinder von ganz Europa anerkannt sind. Meine auf dem Standesamt geschlossene und von der Kirche gesegnete Ehe ist ein geheiligtes Bündnis vor den Augen Gottes und der Menschen. Gewiß, Sie sind berechtigt, über einen Thron zu verfügen, den Sie mit der Spitze Ihres Degens erobert und befestigt haben, wenn es sich jedoch darum handelt, nach meinem Tode das bescheidene Erbe Carlo Bonapartes, unseres Vaters, zu teilen, so kann es keinem Menschen, wer es auch sei, einfallen, meine Kinder darum zu betrügen, weil sie in den Augen des Gesetzes und der Kirche ebenso legitim wie andere sind. Und als der Papst mir die Ehre gab, einer meiner Töchter den Namen seiner Mutter zu geben, kam es ihm nicht in den Sinn, sie für illegitim zu halten, obwohl er den Widerspruch Eurer Majestät gegen meine Heirat kannte."

„Beruhigen Sie sich," sagte der Kaiser. „So verstehe ich es auch und nur, ich wiederhole es Ihnen, um sie dynastisch zu legitimieren, verlange ich die Scheidung, denn, muß ich es Ihnen nochmals sagen: die Scheidung, eine Scheidung, die ich wünsche, begreift natürlich meine Anerkennung Ihrer Ehe in sich, da man sich doch nicht scheiden kann, ohne verheiratet zu sein! Ich verstehe, was Sie mir einwenden werden: ‚meine Frau soll also meinen Kindern geopfert werden und ich selbst wohl



Digitized by Google

auch?' — Nein, ich zwinge Sie nicht, sich von Ihrer Frau zu trennen; sie soll, wie sie es verdient, geehrt werden, wenn sie bereitwillig meiner Politik, dem zukünftigen Interesse Frankreichs dieses Opfer bringt. Ich würde ihr sogar selbst meinen Besuch machen. Willigt sie aber nicht ein, so wird man sie, ebenso wie Sie, beschuldigen, die wahre Größe Ihrer Kinder dem Egoismus geopfert zu haben. Ihre Kinder, die durch Ihre Schuld stets in der Unbedeutendheit des Privatlebens bleiben, werden das Recht haben, Sie zu verfluchen, und werden auch Ihr Andenken verfluchen: erwägen Sie dies wohl."

„Sire," erwiderte ich, ohne Zögern, „ich hoffe, daß meine Kinder stets meiner und ihrer Mutter würdig sein werden. Die Geschichte wird sie mit der unsern bekannt machen, und wären sie der Gefühle fähig, mit denen Sie mir drohen, so verleugne ich sie im voraus als nicht von meinem Geblüt."

„Nun, nun, ich sehe, Sie sind unverbesserlich; Sie nehmen immer alles tragisch. Ich, ich will keine Tragödien, verstehen Sie? . . . Sie werden es sich überlegen."

„Ich habe alles überlegt: ich weiche keinen Schritt von dem Wege ab, den ich für den der Ehre halte. Wenn Sie das unverbesserlich nennen, Sire, so bin ich es in der Tat."

Napoleon antwortete nichts weiter darauf als:

„Meine Schuld ist es nicht; Sie wollen nicht nachgeben . . . Sie ziehen eine Frau vor . . ."

„Die meine, Sire!"

„Mir, Ihren Kindern, Ihrer ganzen Familie ziehen



Digitized by Google

Sie sie vor; es ist nicht meine Schuld, und meine Neffen werden erfahren, daß es die Ihre ist."

Ich hatte mich schon mehrmals von Napoleon verabschiedet, aber er brachte das Gespräch immer wieder auf unsere Beziehungen zurück. Unter anderm sagte er mir, er habe sich den Verwandten seiner Frau erst seit unserer Entfernung von ihm genähert, und er wollte mir die Cisalpinische Republik geben, die er Eugen nur aus Notwendigkeit, jemand Zuverlässigen dort zu haben, gegeben habe. Mit Hortense war er nicht recht zufrieden, noch weniger mit Louis. Mama sogar, sagte er, sei auf Karoline neidisch, weil sie Königin wäre, und auf Elisa, die Fürstin von Lucca. Und diese selbst wären nie zufrieden. Pauline sei schließlich, das verstehe sich von selbst, die Vernünftigste, wenigstens hinsichtlich des Ehrgeizes, „denn sie ist die Königin des Flitterkrams". Und er fügte hinzu, daß sie, je älter desto schöner würde. Josephine wäre entschieden alt und, da sie keine Kinder mehr haben könnte, sehr traurig und besorgt, weil sie die Scheidung oder Schlimmeres befürchtete.

„Denken Sie sich," sagte der Kaiser, „diese Frau weint jedesmal, wenn sie eine Verdauungsstörung hat, weil sie sich dann von denen vergiftet glaubt, die möchten, daß ich mich mit einer andern verheirate. Das ist verächtlich."

Dann sagte er mir noch, er müsse sich schließlich doch scheiden lassen, hätte dies schon viel früher tun sollen, denn da hätte er schon jetzt große Kinder.

„Denn," fügte er ernst hinzu, „es ist gut, daß Sie



Digitized by Google

es wissen: an mir liegt es nicht, daß wir keine Kinder haben, wie Sie alle meinen."

„Ich, habe das niemals behauptet, Sire, weil ich Grund habe, gerade das Gegenteil zu glauben."

Er sagte mir auch, er habe früher keine Kinder gehabt — das wußte ich wohl — aber jetzt habe er mehrere. Von zweien sei er sicher, der Vater zu sein; das wußte ich nun freilich nicht, aber es schien mir glaubhaft. Eins dieser beiden Kinder sei von einer sehr jungen Person, die mit Hortense bei Madame Campan erzogen worden wäre.[1] Das andere von einer an einen alten Mann verheirateten Polin;[2] die arme Frau war Plutus geopfert worden.

„Sie ist eine reizende Frau, ein Engel! Ja, von ihr kann man wohl sagen: ihre Seele ist ebenso schön wie ihr Gesicht!"

Und als ich lächelte, meinte er:

„Sie lachen, weil Sie mich verliebt sehen; ja, ich bin es in der Tat, aber niemals vergesse ich meine Politik, die verlangt, daß ich eine Prinzessin heirate, obwohl ich lieber meine Geliebte auf den Thron erheben möchte. Und so möchte ich auch, daß Sie Ihrer Frau gegenüber handelten."

[1] Es war Eléonore Denuelle de la Plaigne, eine junge, zwanzigjährige Vorleserin Caroline Murats. Bei Caroline lernte Napoleon sie kennen. Am 13. Dezember 1806, während der Kaiser sich in Posen befand, gab Eléonore in Paris, rue de la Victoire 29, einem Knaben das Leben, der den Namen Léon erhielt und später als „Graf Léon" bekannt war.

[2] Marie Walewska. Napoleon machte ihre Bekanntschaft 1806 in Warschau auf einem ihm zu Ehren gegebenen Balle. Sie war 18 Jahre alt und mit dem 70jährigen Anastasius Colonna von Walewice Walewski verheiratet. Sie folgte 1807 Napoleon nach Schloß Finkenstein und dann nach Paris und gab am 4. Mai 1810 auf ihrem Schlosse in Polen seinem Sohne, dem unter dem zweiten Kaiserreich so berühmten Grafen Walewski, das Leben. Der Kaiser setzte diesem 1812 eine Rente von 169516 Francs aus.



Digitized by Google

„Sire, ich würde ebenso denken wie Eure Majestät, wenn meine Frau nur meine Geliebte wäre."

Dann fuhr Napoleon fort, daß er wohl fest entschlossen sei, sich von Josephine scheiden zu lassen, aber er habe noch keine andere Wahl getroffen. Er bereue es noch immer, nicht die Prinzessin Augusta, die Tochter seines besten Freundes, des Königs von Bayern, genommen zu haben. Er habe leider die Dummheit begangen, sie Eugen zu geben, der sie nicht zu schätzen wisse, ihr untreu sei, obgleich sie die schönste und beste Frau der Hofgesellschaft wäre, wie man in Deutschland selbst vor ihm gesagt habe.

Darauf fragte er mich, wie alt meine älteste Tochter Charlotte sei. Ich antwortete: „Bald 14 Jahre alt." Und er entgegnete:

„Wenn Sie auf meine Politik eingegangen wären, hätte ich sie schon längst mit dem Prinzen von Asturien oder einem andern großen Fürsten verlobt, ja vielleicht gar mit einem großen Kaiser."

Er brach das Thema ziemlich kurz ab und kam nochmals auf meine und seine Scheidung zu sprechen und meinte, man würde weniger Lärm um die seinige machen, wenn meine Scheidung vorher oder zu gleicher Zeit stattfände. Meine Scheidung würde die öffentliche Meinung weit mehr beschäftigen als die seinige, weil ich ihm einen so hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hätte, und ich sollte ihm doch diesen Dienst erweisen.

„Ja," fügte er ernsthaft hinzu, „Sie sollten dies tun."

Als ich ihn darauf mit einem Blick ansah, der ihn



Digitized by Google

erstaunen mußte, sah er mich selbst von oben bis unten an und sagte:

„Warum nicht?“ . . .

Ich konnte mich über die Zumutung eines solchen Uebermaßes von Ergebenheit für seine Person eines Lächelns nicht erwehren. Er verstand dieses Lächeln und schien sichtlich verlegen, daß ihm die Worte »warum nicht« entschlüpft waren. Ich glaube, er hatte durch die Gewohnheit, in seiner kaiserlichen Allmacht alles sagen zu können, was ihm in den Sinn kam, vergessen, daß er sich mit mir unterhielt.

Wie dem aber auch sei, er kam bald wieder zu sich, und zu verschiedenen Malen Tabak nehmend, sagte er unerschütterlich:

„Ja, Sie sollten das für mich tun . . . aber dann, mein lieber Präsident:[1] Dienst gegen Dienst, das muß sein, und diesmal werde ich mich nicht undankbar zeigen.“

Der Grausame! Er gestand, daß er undankbar gewesen war! Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, daß er es nie mehr sein wollte . . .

Ich war in eine Art Träumerei versunken, die nicht ohne Süßigkeit für mich war, so daß ich Napoleons Worte hörte, ohne direkt darauf zu achten. Ich weiß nicht, ob er den Eindruck, den sein Versprechen, nicht mehr undankbar zu sein, auf mich gemacht, für ein Schwanken in meinen Grundsätzen nahm. Er gestand, daß er auf eine Trennung von meiner Frau nur bestände, weil er dadurch den schlechten Eindruck seiner eigenen

[1] Lucien war Präsident des Rates der Fünfhundert gewesen.



Digitized by Google

Scheidung, wenigstens in der öffentlichen Meinung, die er bis zu einem gewissen Punkte respektieren müsse, etwas zu mildern suche. Als Vorwand zu seiner Scheidung diente ihm die Unfruchtbarkeit der Kaiserin Josephine.

Ich ließ ihn so schonend wie möglich den ungeheuren Vorteil fühlen, den meine Frau durch ihre Jugend und Fruchtbarkeit über die seinige hätte, und daß in beiden Fällen durchaus nicht die vermeintliche Notwendigkeit einer Scheidung wegen Kinderlosigkeit vorläge, ich sagte, vermeintliche Notwendigkeit, denn ich war der vollkommenen Ueberzeugung, daß die Nachfolge durch die Zahl seiner Neffen und außerdem durch das Recht der Adoption, das er sich vorsichtigerweise vorbehalten hatte, genügend gesichert sei.

Als ich den Vergleich zwischen meiner Frau und der Kaiserin aufgestellt hatte, war Napoleon durchaus nicht beleidigt gewesen, im Gegenteil, er sagte im Vergleich zu dem früher angeschlagenen Ton, wenn er von meiner Alexandrine sprach, recht wohlwollend:

„Ihre Frau . . . nun Ihre Frau . . . habe ich es Ihnen nicht bereits mitteilen lassen? . . . Sie wird Herzogin von Parma werden, und der älteste Ihrer Söhne wird ihr Erbe sein, ohne jedoch Anspruch auf Ihre Erbschaft als französischer Prinz zu haben. Dies soll die erste Stufe sein, zu der ich Sie erhebe, bis wir etwas Besseres, das heißt eine unabhängige Souveränität für Sie finden werden."

Und als ich bei dem Worte »unabhängig« lächelte, indem ich an die Unabhängigkeit denken mußte, die er die Könige, unsere Brüder, genießen ließ, sagte er:



Digitized by Google

„Ja, unabhängig . . . denn Sie, Sie werden zu regieren verstehen; die andern sind . . ."

Ich finde es unnütz, hier alles zu wiederholen, was er von den andern sagte, um so mehr, da es mir äußerst schlecht begründet und ungerecht erschien . . . Nachdem Napoleon für meine Frau vor meinen Augen die Krone der Herzogin von Parma hatte glänzen lassen, glaubte er wahrscheinlich mich vollständig verführen zu können, indem er hinzufügte:

„Sie aber, Sie brauchen nur zu wählen . . ."

Während er diese Worte sprach, sprühten seine Augen förmliche Funken von Ehrgeiz, der mir wahrhaft satanisch erschien. Er schlug mit der Hand heftig auf die ungeheure Karte von Europa, die auf dem Tische ausgebreitet lag, an dem wir beide standen.

„Ja, wählen Sie," sagte er. „Sie sehen, ich rede nicht in den Wind. Das alles gehört mir oder wird bald mir gehören; ich kann schon heute darüber verfügen. Wollen Sie Neapel? . . . Ich würde es Joseph wegnehmen, der sich übrigens nichts daraus machen würde: er zieht Mortfontaine vor . . . Italien, das schönste Kleinod meiner Kaiserkrone? . . . Eugen ist nur Vizekönig und, weit entfernt es zu verschmähen, hofft er stark, daß ich es ihm gebe oder wenigstens überlasse, wenn er mich überlebt. Er wird wohl in diesem Punkte in seinen Erwartungen getäuscht werden, denn ich lebe 90 Jahre; die brauche ich zur vollständigen Befestigung meines Reichs! . . . Uebrigens paßt mir Eugen mit seiner verstoßenen Mutter nicht mehr in Italien . . . Spanien? . . . Sehen Sie es nicht schon, dank der Schnitzer Ihrer geliebten Bourbonen und der Albernheit



Digitized by Google

Ihres Freundes, des Friedensfürsten,[1] in meiner Hand? Möchten Sie nicht dort König sein, wo Sie einst nur Gesandter waren? . . . Also, was wollen Sie? . . . Sprechen Sie. Alles, was Sie wollen oder möchten, steht Ihnen zur Verfügung, wenn Ihre Scheidung der meinigen vorausgeht."

Diese letzten Worte vermochten endlich meine Zunge zu lösen, die durch die ungestüme, fast fieberhafte Schnelligkeit, mit der mein Bruder zu mir sprach, wie festgebannt war.

„Oh! Sire," begann ich, „nicht einmal Ihr schönes Frankreich würde mich verführen, als Preis dafür meine Scheidung einzusetzen, und dann . . ."

Hier hielt ich inne. Aber, als wenn er meine Gedanken erraten, sagte der Kaiser im trockenen Tone und mit einer prachtvollen Miene, die ich bei ihm während unserer Unterhaltungen noch nicht gesehen hatte:

„Glauben Sie sich vielleicht auf dem Gebiete Ihres Privatlebens sicherer — dessen Sie zu berauben übrigens in meiner Macht steht — als mich auf meinen Thronen?"[2]

Ich hätte ihm antworten können, es sei mir noch nicht bekannt gewesen, daß, um fester zu sitzen, man mehrere Sitze auf einmal haben müsse, aber ich hütete mich wohl, dies auszusprechen . . . Hinsichtlich des Wortspiels „ma vie privée dont il ne tenait qu'à lui de me priver," muß ich allerdings gestehen, daß mich diese Art Witz aus dem Munde meines Bruders Napoleon erstaunt haben würde, wenn ich ihn nicht

[1] Godoy.

[2] Hier wandte Napoleon ein Wortspiel an, das im Deutschen nicht wiederzugeben ist: Vous croiriez-vous plus solide pour votre terrain de vie privée, dont, au reste, il ne tient qu'à moi de vous priver.



Digitized by Google

schon von Joseph und dem Kardinal Fesch gehört hätte, denen er dasselbe gesagt hatte. Ich konnte jedoch das Gefühl nicht loswerden, daß der Kaiser, nicht zufrieden, mir meine politische Laufbahn abgeschnitten zu haben, eines Tages der Versuchung unterliegen würde, mich in meinem Privatleben zu stören.

In der Tat begann er sich bereits über die Beweise persönlicher Achtung, die mir in Italien zuteil wurden, und besonders über die ehrenvolle und wohlwollende Gastfreundschaft zu ärgern, die mir der Papst Pius VII. in Rom bewiesen hatte.

„Glauben Sie vielleicht," sagte er, „daß Ihr Freund, der Papst, mächtig genug sei, Sie gegen mich zu schützen, wenn ich Sie ernstlich beunruhigen wollte?"

„Sire," erwiderte ich, „ich hoffe, er wird es nicht nötig haben."

Zu meinem großen Aerger und Verdruß mußte ich immer wieder dieselben Dinge mit denselben Argumenten mit anhören, als wenn ich überhaupt nichts gesagt hätte. Ich kam mehrmals auf den ihm vorgeschlagenen Senatsbeschluß zurück, aber er umging diese Frage stets äußerst listig. Als ich zum letzten Male davon anfing, sagte er im feierlichen Tone: „Nun, seien Sie gewiß: alles für den geschiedenen Lucien, nichts für den nichtgeschiedenen!"

Auf diesen Ausspruch antwortete ich nur mit einer Bewegung nach der Tür hin, denn ich wollte meinen Weggang nicht gerade über den Zaun brechen, ja trotz meiner Aufregung lag mir daran, meinem Bruder gegenüber die Etikette nicht zu verletzen, die darin besteht, sich verabschieden zu lassen. Und da ich mich mit ihm



Digitized by Google

über den Hauptgegenstand unserer Unterredung nicht ins Einvernehmen setzen konnte, wollte ich ihn wenigstens durch äußere Gründe nicht noch mißlauniger machen. Er schien meine Gedanken zu ahnen, nahm mich plötzlich bei der Hand, als wolle er mich zu sich zurückführen und sagte in unbestimmbarem Tone und mit einer Miene, der man alles entnehmen konnte:

„Wenn ich mich scheiden lasse, so werden Sie nicht der einzige außer mir sein, denn auch Joseph wartet auf meine Scheidung, um die seinige erklären zu lassen."

Und er fügte hinzu, Frau Julie[1] sei zu nichts anderm nütze gewesen, als Mädchen zur Welt zu bringen, während er doch Knaben brauche. Mädchen taugten nur zur Schließung von der Politik mehr oder weniger vorteilhaften Allianzen. Zenaide und Charlotte[2] böten ihm nicht einmal diesen Vorteil, da sie noch zu jung seien.

„Aber," fügte er hinzu, „sagten Sie mir nicht, daß Ihre Aelteste 14 Jahre alt sei? Nun, das ist gerade das richtige Alter. Möchten Sie sie nicht zu Mama schicken?"

Erstaunt wie ich war, ja sogar ein wenig verwirrt darüber, daß er nochmals auf das Thema zu sprechen kam, das er bereits abgebrochen, antwortete ich ihm, er wüßte genau, daß ich ihm in allem gefällig zu sein wünschte, was sich mit meinen Grundsätzen vereinbarte.

„Gut! Gut!" erwiderte er ziemlich kurz; „im gegebenen Fall werde ich sie von Ihnen durch Mama erbitten."

[1] Julie Clary, Josephs Frau.
[2] Die beiden Töchter Josephs.



Digitized by Google

Und ohne mir Zeit zu einer Antwort zu lassen, fügte er in einem Tone hinzu, der mir bewies, daß er nichts von unseren früheren Streitigkeiten vergessen hatte:

„Nicht wahr, Sie fürchten doch nichts für Ihr verwöhntes Kind? Sagen Sie ihr, daß wir gute Freunde sein wollen, und ich sie nicht mehr an den Ohren ziehen würde."

Um diese Worte zu verstehen, muß man wissen, daß ich mich zu verschiedenen Malen beinahe ernsthaft mit dem Ersten Konsul gezankt hatte, weil er damals die meiner Ansicht nach schlechte Gewohnheit hatte, seine Neffen und Nichten als Zeichen seiner Zärtlichkeit so sehr an den Ohren zu ziehen, daß sie stets weinten. Und besonders meine Charlotte konnte etwas davon erzählen . . .

Was mir aber in dieser Zusammenkunft zur Gewißheit wurde, war, daß er außer der vorherrschenden Idee seiner Scheidung noch den Gedanken hegte, Neffen zu haben, die er zwischen die Kinder Louis' und Hortenses und zwischen die, welche er selbst zu bekommen hoffte, stellen konnte.

„Denn," sagte er zu mir, mit auf dem Rücken verschränkten Armen im Zimmer auf und ab gehend, „die verstoßene Kaiserin Josephine, die Großmutter der Kinder Hortenses und Eugen, den ich leider schon zu mächtig gemacht habe, werden stets die Feinde meiner legitimen und meiner Adoptivsöhne sein. Nein," murmelte er leise, wie zu sich selbst sprechend, „es muß sein, es bleibt mir kein anderes Mittel, um die Macht der Kinder Louis'" — von denen Napoleon in Wahrheit nur den Erst-



Digitized by Google

geborenen und in Holland Gestorbenen geliebt hatte — „zu lähmen."

Infolge dieses Schlusses und immer mit demselben Schein von Vertrauen zu mir sagte er, er sei nicht abgeneigt, die außerehelichen Kinder, von denen er bereits gesprochen, zu legitimieren oder wenigstens zu adoptieren. Er ging darüber in Einzelheiten ein, die mich sehr erstaunten, die ich jedoch schweigend anhörte, bis er rief:

„Glauben Sie denn, ich hätte nicht die Macht, meine außerehelichen Kinder ebensogut zu legitimieren, wie Ludwig XIV. seine doppelt ehebrecherischen Bastarde legitimierte und sie für die Thronfolge fähig erklärte?"

Ich war drauf und dran, ihm zu antworten, daß die testamentarischen Verfügungen Ludwigs XIV. wenige Tage nach seinem Tode für null und nichtig erklärt worden seien, ich widerstand jedoch der Versuchung, dachte es mir aber nichtsdestoweniger.

Jetzt begriff ich zum erstenmal klar, warum er meine Kinder in seiner Nähe haben wollte. Mehr als einmal sprach er noch als wie von der einfachsten Sache der Welt, daß er sicher auf die Scheidung Josephs rechne. Darauf antwortete ich ihm freilich stets, ich glaubte dies nicht früher, als bis ich mich davon überzeugt hätte. Endlich sagte er, sich vergnügt die Hände reibend:

„Doch doch! Joseph und auch Sie werden sich scheiden lassen; wir lassen uns alle drei scheiden und verheiraten uns dann wieder an ein und demselben Tage!"

Er war heiter und guter Laune. Er fügte noch viele lustige Dinge hinzu, unter anderm auch, daß ich sehr



Digitized by Google

ernst geworden und er wahrhaftig versucht sei, mich für einen Weisen des Altertums zu nehmen.

„Sie sollten," fuhr er fort, „die drei Tage Ihres Aufenthaltes bei mir bleiben; ich lasse Ihnen neben meinem Schlafzimmer ein Bett aufschlagen."

Ich dankte ihm, glaubte es ihm aber abschlagen zu müssen, weil ich mich mehr vor seinen Verführungen fürchtete als vor seinen Drohungen! Um aber diese Weigerung etwas zu mildern, sagte ich ihm schließlich, ich könne besser über alles, was er gesprochen, nachdenken und versprach ihm, mir alles reiflich überlegen zu wollen und zwar ohne den Fanatismus, den er mir zu verschiedenen Malen vorgeworfen. Er schien zufrieden, bestand aber von neuem darauf, daß ich bliebe. Da sagte ich ihm, daß ich ein krankes Kind zu Hause hätte und mit dieser Sorge im Herzen nicht ruhig würde leben können.

„Sie wollen sich mit Ihrer Frau verständigen; nun dann, adieu ihr Annäherungspläne!"

„Sire, ich wage Ihnen zu sagen, daß Sie sich irren. Die Pläne Eurer Majestät finden keinen besseren Bundesgenossen als meine Frau, und wenn sie darin das wohlerwiesene Interesse ihrer Kinder erblickt, so glauben Sie mir, daß sie nichts mehr wünscht, als die Lage, in der sie sich befindet, zu verlassen. Der Gegenstand des persönlichen Hasses Eurer Majestät zu sein, bekümmert sie tief. Ich fürchte manchmal, daß sie den Aufregungen und dem Nachgrübeln über ihre Lage unterliegt, trotz aller meiner Bemühungen sie zu beruhigen."

„Wirklich!" rief er. „Oh! das tut mir leid. Aber geben Sie acht, sie darf vor allem nicht vor der Scheidung



Digitized by Google

sterben, denn dann könnte ich Ihre Kinder nicht mehr legitimieren."

Er sprach das im Tone des Scherzes, als er aber sah, daß es mir wenig gefiel, bestand er nicht weiter darauf, sondern sagte: „Nun gut! Reisen Sie ab, da Sie es wollen, aber halten Sie Wort!"

Ich glaube, er hatte genug von mir, ebenso wie ich genug von ihm hatte. Ich beeilte mich, sobald wie möglich den Salon zu verlassen; er reichte mir die Hand und hielt mir gleichzeitig seine Wange hin. Ich drückte ihm einen mehr respektvollen als brüderlichen Kuß darauf.

Ich befand mich bereits im zweiten Zimmer hinter dem Salon, denn ich ging sehr rasch zu meinem Wagen, den ich für Mitternacht bestellt hatte, als ich die Stimme des Kaisers hörte, der rief:

„Méneval! Méneval!" Da beschleunigte ich meine Schritte noch mehr, in der Befürchtung, daß Méneval meinetwegen gerufen worden sei.

Seit diesem Tage habe ich Napoleon nicht wieder gesehen.[1]

Lucien Bonaparte et ses mémoires.

[1] Das heißt, bis zu jenem Tage, an welchem Lucien diese Aufzeichnungen niederschrieb, denn im Jahre 1815 bot er dem bedrängten Bruder die Hand zum Beistand dar und kehrte nach Frankreich zurück.

Ende des ersten Bandes.



Digitized by Google

Im gleichen Verlage sind erschienen:

## Briefe Napoleons

Eine Auswahl aus der gesamten
:: Korrespondenz des Kaisers ::

Herausgegeben von
F. M. Kircheisen

Drei Bände im Format der „Gespräche".
Jeder Band einzeln käuflich brosch. M. 5.50,
in Lwd. geb. M. 7.—, in Halbfranz M. 8.50

Bereits 5 Auflagen

Digitized by Google

Digitized by Google

# FOURTEEN DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

MAR 2 6 1955 LU

23Apr'58JT

REC'D LD

APR 22 1958

23Apr'62

REC'D LD

APR 23 1962

4Feb'65GP

FEB 3 '65 -8 AM

LD 21-100m-2,'55
(B139s22)476

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YC 75160

560052

DC214
N14
V.1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google